



universität
wien

MAGISTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Magisterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Fair Play? – Intersektionalität und Sport in den Medien“

verfasst von / submitted by

Stefan Reinhardt, Bakk. phil.

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Magister der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2019 / Vienna 2019

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 066 841

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Magisterstudium Publizistik- und
Kommunikationswissenschaft

Betreut von / Supervisor:

Ass.-Prof. Mag. Dr. Johanna Dorer

Es ist an der Zeit DANKE zu sagen!

Die wichtigste Erkenntnis des Studiums: alleine geht gar nichts! Deshalb danke ich allen Wegbegleitern und Freunden, die mich all die Jahre – und es waren viele Jahre – bis zu diesem Punkt unterstützten, und mir unzählige großartige Momente, Erinnerungen und Freundschaften schenkten. Da das Studieren und Schreiben kollektive Prozesse aus Diskussionen und Hinterfragen sind, danke ich allen, die sich an dieser Philosophie mit mir gemeinsam beteiligt haben.

Allen voran gilt der Dank meinen Eltern, die mich – jeder auf seine ganz besondere Weise – bedingungslos unterstützten und mir ermöglichten, mir das Studium gleichsam sorgenfrei und voller Möglichkeiten zu gestalten.

Mein besonderer Dank gilt Maren Riebe, die nicht nur langzeitige Studienkollegin war, sondern auch bei dieser Arbeit durch Korrekturlesen, Einwände, Anregungen zum Weiterdenken und aufbauende Motivation einen großen Beitrag leistete. Außerdem spielte Dr. Timothy D. Hadley eine große Rolle in der Beendigung dieses Studiums.

Erwähnen möchte ich auch Melina Breitegger, meinem unermüdlichen Schreibbuddy, Basti Würger, der ebenfalls korrigierte und gemeinsam mit Fabien Chauchard für den nötigen Grad an Ablenkung sorgte.

Danke auch an alle nicht erwähnten, aber dennoch nicht vergessenen Freundinnen, Freunde, Kolleginnen und Kollegen, die alle ihren Teil zum Studium und dem Schreiben beigetragen haben.

Ein weiterer Dank gilt zudem meiner Betreuerin Johanna Dorer, die mir eine flexible und unkomplizierte Arbeitsweise ermöglichte.

Von Herzen – vielen Dank!

„Hoch die **intersektionale** Solidarität!“

- Protestplakat zur Donnerstagsdemo,
Ballhausplatz, Wien, 30.05.2019

Inhaltsverzeichnis

I Einleitung

1. Einleitung	5
1.1. Erkenntnisinteresse und methodisches Vorgehen	6

II Theoretischer Hintergrund

2. Geschlecht als Forschungsgegenstand.....	8
2.1. Stellenwert und Relevanz von Geschlecht	9
2.2. Das System der Zweigeschlechtlichkeit.....	10
2.3. Sex und Gender	14
2.4. <i>Doing Gender</i> und Herstellung von Geschlecht	16
2.5. Geschlecht und Sport	20
3. Aktueller Forschungsstand: Feministische Theorien	22
3.1. Frauen- und Geschlechterforschung.....	23
3.1.1. Women's vs. Gender Studies	24
3.2. Feministische Kommunikationsforschung.....	26
3.3. Standpunkttheorien / Ansätze.....	28
3.3.1. Gleichheitsansatz.....	29
3.3.2. Differenzansatz.....	29
3.3.3. De-/Konstruktivismus	30
3.4. Cultural Studies	31
3.4.1. Machtgefüge.....	31
3.4.2. Aneignungstheorien.....	32
3.4.3. Encoding/Decoding Modell	33

4. Intersektionalitätskonzept	36
4.1. Was ist Intersektionalität?	36
 5. Voraussetzungen zum Verständnis der Intersektionalität	41
5.1. Macht und Herrschaft	41
5.2. Dominanzkultur.....	46
5.3. Othering	48
5.4. Normalität und Normativität	50
5.5. Diskriminierung	51
 6. Dimensionen der Intersektionalität	53
6.1. Heteronormativität	53
6.2. Sexismus	55
6.3. „Rasse“ und Rassismus	57
6.4. Klasse und Klassismus	62
6.5. Ableismus/Disablismus	64
6.6. Altersdiskriminierung/Ageism	67
6.7. Zwischenfazit	69
 7. Entwicklung der Intersektionalität	71
7.1. Entstehung der Intersektionalität	71
7.1.1. Entwicklungen im deutschsprachigen Raum	73
7.2. Intersektionalitätsdebatte.....	75
7.2.1. Selektion und Gewichtung der Kategorien	78
7.2.2. Analyseebenen und deren Komplexität	79
7.2.3. Intersektionalität und Interdependenzen	81

7.2.4. Zusammenfassung	82
------------------------------	----

8. Kritik am Konzept der Intersektionalität	84
--	-----------

III Literaturanalyse

9. Intersektionalität und Sport in den Medien	86
--	-----------

9.1. Sport und Intersektionalität	87
---	----

9.1.1. Was ist Sport?	87
-----------------------------	----

9.2. Die Rolle der Medien für das Sportsystem	89
---	----

9.3. Akteurinnen und Akteure des Sports und ihr Beitrag zur Intersektionalität	94
--	----

9.4. Intersektionalität in der Medienproduktion	98
---	----

9.5. Intersektionalität im Medieninhalt	109
---	-----

9.6. Intersektionalität und Medienrezeption	120
---	-----

IV CONCLUSIO

10. Conclusio	125
----------------------------	------------

11. Ausblick	129
---------------------------	------------

12. Leitfaden	133
----------------------------	------------

IV ANHANG

13. Literaturverzeichnis	137
---------------------------------------	------------

Abstract (Deutsch).....	160
-------------------------	-----

Abstract (Englisch).....	161
--------------------------	-----

1. Einleitung

Sport hat einen großen Stellenwert in unserer Gesellschaft und findet viel Aufmerksamkeit in den Medien. Doch seine Bedeutung für Kultur, gesellschaftliche Normen, Selbstidentifikation und Repräsentation ist meist erst auf den zweiten Blick wahrnehmbar. Auf Grund dieser verkannten Relevanz und seinem subtilen Einfluss auf die Gesellschaft, trägt der Komplex aus Sport und Sportberichterstattung seinen Anteil an Benachteiligungen, Diskriminierungserfahrungen und Ausgrenzungsmechanismen.

Als künstliches soziales Konstrukt wird Sport so fest in das soziale Leben so fest integriert, dass er als Abbild einer natürlichen Norm gilt (vgl. Coakley, J., 1998, S. 3) und diese Norm wird durch Medienproduktionen und deren Inhalte widerspiegelt und reproduziert. Darunter befinden sich auch die Vorstellungen von Zweigeschlechtlichkeit, der Norm eines gesunden jungen Körpers und Geists, der Teilhabe an einer erfolgreichen Klasse, sowie die unantastbare Allmacht einer männlichen Hegemonie (Connell, R., 1995) und der daraus resultierenden weißen, heterosexuellen Dominanz auf allen Ebenen des Sports. In diesem Zusammenhang gilt der Sport auch als die letzte Bastion und Rückzugsort der Männer und ihrer Männlichkeit. Dies bezieht sich sowohl auf den Sportjournalismus als auch auf das gesamte Sportsystem (vgl. Dorer, J., 2006, S. 88).

Durch die Hauptfunktion des Sports, dem Herstellen und Demonstrieren von Leistungsunterschieden, sowie der Entwicklung einer Rangordnung, liegt es nahe, dass diese Funktion der Differenzbetonung auch auf anderen sozialen Kategorien angewandt wird (vgl. Pfister, G., 2006, S. 34). Allen voran betont der Sport die Geschlechtsunterschiede, aber auch alle weiteren sozialen Kategorien, die eine Person und deren Mitgliedschaft in der Gesellschaft beeinflussen, werden einer Hierarchisierung unterzogen (vgl. Monetta, B., 2017, S. 19). Traditionelle Ordnungsmuster werden so durch den Sport zu normativen Regeln für die Bestimmung von 'Wir' und 'den Anderen', also zur Definition von Inklusion und Exklusion. Diese Ausschlusskriterien erfolgen auf mehreren Dimensionen. So eben auf Grund des Geschlechts, oder anhand einer anderen Hautfarbe, zu hohem oder zu jungem Alter, auf Grund einer Behinderung, wegen anderer religiöser Ansichten, auf Grund von Homosexualität, verschiedenen Einkommenshöhen und vielen anderen Faktoren mehr. Diese Diskriminierungsgründe können aber auch zugleich und in verschiedenen Graden bei einer einzelnen Person wirken. Jene mehrdimensionale Diskriminierung entspricht der

Intersektionalität, einer Überschneidung mehrere Diskriminierungskategorien, die eine neue individuelle Diskriminierungserfahrung schafft (vgl. Meyer, K., 2017, S. 15ff).

Um die Diskriminierungen in jenen Exklusionsmechanismen und- strategien aufzuspüren, deren Ursachen zu eruieren und bestenfalls zu reduzieren, benötigt es bestimmter wissenschaftlicher Werkzeuge. Der Intersektionalitätsansatz versteht sich dabei als wissenschaftliches Konzept und Untersuchungsinstrument zugleich, um diese Benachteiligungen aufzuspüren und zudem Bewusstsein, Sensibilisierung und Vermeidungsstrategien zu entwickeln.

1.1. Erkenntnisinteresse und methodisches Vorgehen

Mit Hilfe der vorliegenden Arbeit soll ein Überblick über den Status Quo der bisherigen Intersektionalitätsforschung in Bezug auf Sport und Sportberichterstattung aufgestellt werden. Dies geschieht anhand der Literaturanalyse und den folgenden Fragestellungen:

- Was ist Intersektionalität und wie hat sie sich entwickelt?
- Auf welchem Stand befindet sich die Intersektionalitätsforschung im Sport und der Sportberichterstattung?
- Welche mehrdimensionalen Diskriminierungserfahrungen im Sport und der Sportberichterstattung lassen sich in der Literatur erkennen?
- Welchen Beitrag zur Diskriminierung leisten die Medien?
- Wie kann man die Situation bestehender Benachteiligungen in der Zukunft reduzieren?

Zunächst einmal werden die Rahmenbedingungen und Voraussetzung des Intersektionalitätsansatz abgesteckt. Dies geschieht durch die nähere Betrachtung des Geschlechts als Forschungsgegenstand, sowie der aktuellen Forschungsstände in der Geschlechter- und Frauenforschung, die als Ausgangspunkt für die Entwicklung eines Intersektionalitätsansatzes dienen, und der Operationalisierung verschiedener nützlicher Begriffe und Konzepte, die zum Verständnis von Intersektionalität beitragen.

Auf diesem Hintergrund aufbauend, werden die Entstehung der Intersektionalität und die wissenschaftlichen Debatten und Diskurse näher betrachtet, die das wissenschaftliche

Instrument Intersektionalität anwendbar machen. Auf die Entwicklungsprozesse der Intersektionalität folgt ein Einblick in die verschiedenen Dimensionen, auf denen Diskriminierungen erfahren werden kann und auf welchen Ebenen sie wirken. Darauf folgt der Beginn der näheren Betrachtung der Intersektionalität im Sport und der Sportberichterstattung. Um der Komplexität des Systems Sport adäquat zu begegnen, sind die Schlussfolgerungen der Literaturanalyse auf verschiedene Ebenen aufgeteilt. Beginnend bei der Rolle des Sports sowie dessen Akteure und der Beitrag der Medien im Allgemeinen, wird der Einfluss des Sports auf die Gesellschaft, der Identifikation von 'Wir' und 'den Anderen' sowie Repräsentationen und Normenbildung untersucht.

Weiterführend wird zusammengefasst, welche Aussagen die qualitativen und quantitativen Studien und Erhebungen auf den Ebenen Medienproduktion, Medieninhalt und Medienrezeption treffen. Dass die Dominanz hegemonialer Männlichkeit als Kernergebnis auf allen Ebenen steht, darf hierbei keine Überraschung sein.

Letztendlich soll ein Überblick entstehen, der sowohl Intersektionalität im Allgemeinen verständlich macht als auch Intersektionalität in der Sportberichterstattung im Speziellen detailliert abbildet. Abgerundet wird die Arbeit, neben einer Gesamtconclusio und einem Ausblick auf zukünftige Forschung und den Umgang mit Intersektionalität, mit einem Leitfaden. Dieser Leitfaden nimmt sich der gesellschaftlichen Herausforderung an, dem weißen heterosexuellen Privileg der hegemonialen Männlichkeit etwas zu entgegnen und bietet eine Handlungsanweisung an, Diskriminierungen zu reduzieren oder gar zu vermeiden.

Die Anzahl der Studien, die sich explizit mit Sportberichterstattung und Intersektionalität beschäftigen ist noch sehr gering, so dass dieser Themenkomplex weiterhin viel Raum und Potential für Forschung. Intersektionalitätsforschung gilt gemeinhin als *work in progress* (vgl. Walgenbach, K., 2012b, S. 1) und als sehr komplex, liefert aber Ergebnisse, die zur positiven Entwicklung der Gesellschaft beitragen.

2. Geschlecht als Forschungsgegenstand

„Der Geist hat kein Geschlecht“ – L'esprit n'a point de sexe

- Poullain de la Barre, 1673¹ (zitiert nach Hopfner, J. & Leonhard, H.-W., 1996, S.7)

Geschlecht wurde schon immer als Merkmal dafür benutzt, den Unterschied in allem, was Frauen und Männer tun und lassen, zu betonen. Der Terminus Geschlecht wurde mit dem Begriff Natur stets gleichgesetzt (vgl. Hagemann-White, C., 1984a, S.10)². Gilt das anatomische Geschlecht nun als einzig wahre Identität? Welche Identitäten und Dimensionen von Identitäten gibt es überhaupt? Welche Rolle spielen der Kulturkreis und die gesellschaftlichen Normen für geschlechtsspezifische Entwicklung? Und, ist die Geschlechtsidentität höhere Bestimmung oder besteht die Möglichkeit der Wahl?

„Das Geschlecht spielt im Leben der Menschen eine zentrale Rolle: Es beeinflusst vom Tage der Geburt an die Erwartungen, die an uns gestellt, und die Urteile, die mit unserem Verhalten verknüpft werden. Das Geschlecht unseres Gegenübers ist die erste Information, die wir bei Interaktion empfangen, verarbeiten und bei allen unseren Entscheidungen und Verhaltensweisen berücksichtigen“ (Pfister, 1999, S. 140). Sich ausführlich auch mit dem Geschlecht zu befassen ist für die weitere Arbeit deshalb so wichtig, da es die Bedingungen zur Entstehung von Geschlechtsidentitäten, deren Konstruktionen, sowie den einhergehenden Beziehungen zueinander beschreibt. Weiters unterstützt die Beschäftigung mit dem Geschlechtsbegriff auch das Verständnis für Feministische Kommunikationsforschung, die Verdeutlichung der Grundlage für die Diskriminierungsform des Sexismus³ und die Zusammenhänge und Wechselwirkungen im Konzept der Intersektionalität.

¹ Der französische Theologe und Philosoph François Poullain de la Barre, beschäftigte sich bereits Mitte des 17. Jahrhunderts mit der Positionierung der Frau und der Forderung nach einer Gleichstellung der Geschlechter.

² Carol Hagemann-White beschreibt in einer geschichtlichen Zusammenfassung die Forschung zur empirischen Nachweisbarkeit der Unterschiede geschlechtsspezifischer Charakteristika. Chronologisch und detailreich, kann im ersten und zweiten Kapitel von ‚Sozialisation: Weiblich – männlich‘ aus dem Jahre 1984 die historischen Grundlagen und den frühen Umgang mit der Erforschung der Geschlechterunterschiede auseinandersetzen. Diese Historizität der Zweigeschlechtlichkeit wird in ihrem Werk umfassend erfasst.

³ Siehe: Kapitel Sexismus S. 55

2.1. Stellenwert und Relevanz des Geschlechts

In unserer Gesellschaft ist die Identifikation und Zugehörigkeit zu einem von zwei Geschlechtern zu einer Ordnung schaffenden Prinzip geworden. (vgl. Hagemann-White, C., 1984a, S. 90). Dies gilt sowohl für die eigene Identifikation als auch für die Identifikation des Gegenübers. Dabei wird die vornehmliche Wahrnehmung in lediglich zwei Kategorien von Geschlecht unterschieden: entweder als Mann oder als Frau. Bemerkenswert daran ist, dass die Gesellschaftsmitglieder ein großes Interesse daran haben, selbst als männlich oder weiblich von anderen erkannt zu werden (vgl. Riegraf, B., 2011, S. 175). Will man also die Akzeptanz der Gesellschaft erreichen, muss und will man sich selber in einer von beiden Kategorien mit all ihren Stereotypen wiederfinden, aber auch andere in jene Schemata sortieren.

Die Wichtigkeit um die Bedeutung der Geschlechtsidentität beginnt schon sehr früh. Schon von Babytagen an wird an jener Geschlechtszugehörigkeit gearbeitet. So werden Eltern oft wie selbstverständlich nach dem Geschlecht des Neugeborenen gefragt, ohne dass es einen triftigen Grund für jene Fragestellung gibt. Von jenem frühkindlichen Zeitpunkt an, wird der junge Mensch als weiblich oder männlich wahrgenommen, erzogen, geformt und für eine spezifischen Geschlechteridentifikation erschlossen (vgl. Palzkill, B., 1992, S.99). Das Identifizieren des Geschlechts eines Babys ist scheinbar für die Gesellschaft von so großer Bedeutung, dass eine explizite Fragestellung nach dem Geschlecht meist gar nicht erst gestellt werden muss. Denn um die Geschlechtszugehörigkeit auch nonverbal zu kommunizieren, bedienen sich die Eltern meist geschlechtsspezifischen und als geschlechtstypisch deklarierten Codes. So werden beispielsweise die Jungen meist blau und die Mädchen in rosafarbenem Outfit gekleidet, oder bestimmte geschlechtsspezifische Verhaltensweisen, Gestiken und Mimiken anerzogen. So deutlich in ihrem Äußeren sofort zu erkennen, werden den jungen Menschen von Außenstehenden, die zu den jeweiligen Geschlechtskategorien vermeintlich gehörenden Charakteristika (Geschlechtsstereotypen und Klischees)⁴ zugeschrieben. Kinder werden also schon sofort nach der Geburt mit der „geschlechtsspezifische Brille“ (Donner, S., 2006, S.25) erfasst und identifiziert.

⁴ Stereotypen und Klischees stehen im Alltagswissen für verallgemeinernde typische Eigenschaftszuschreibungen für Personen und/oder deren Handlungen und Einstellungen. Meist starre Charakteristika, die ein vereinfachtes Beschreiben und Bewerten ermöglichen soll.

Neben der Namenswahl des Kindes, die schon eine frühe Identifizierung des Geschlechts enttarnt, gilt auch die Erziehung der Eltern als Schlüssel für die Zugehörigkeit und Konstruktion des Geschlechts. Geschlechtstypisches Verhalten wird quasi mit Anbeginn des Lebens einstudiert und antrainiert. Der daraus entstammende differente Umgang mit den unterschiedlichen Geschlechtern, lehrt den Kindern sehr intensiv und plausibel ihre männliche beziehungsweise weibliche Geschlechterrolle anzunehmen und auszuüben. Es wird also deutlich, dass der einzelne Mensch sich nicht von alleine zu seinem oder ihrem Geschlecht entwickelt, sondern durch ein Netzwerk an Beziehungen zu seiner oder ihrer Mitwelt, und den Sinn daraus aus nur aus gegenseitigen Verweisen bezieht. (vgl. Rendtorff, B., 2003, S. 24f).

Nicht nur die Perspektiven der Eltern werden anerzogen, sondern auch die Erwartungshaltungen der Gesellschaft. So sozialisieren Freundeskreise, die umgebende Gesellschaft sowie die Medien ein Individuum entsprechend geltender kultureller Norm. Sozialisation ist dabei das Verfahren zur Aneignung von Gesellschaftswerten und -einstellungen in Korrespondenz mit dem Hinterfragen der eigenen Identifikation. Jene Identifikation ist dabei bedeutend geprägt von der eigenen kulturell bestimmenden Geschlechterkonzeption (vgl. Fritzsche, B., 2010, S. 167). Das omnipräsente und bestimmende Geschlechterkonzept (sowohl in der Vergangenheit als auch in der Gegenwart) lautet dabei das „symbolische System der Zweigeschlechtlichkeit“ (vgl. Hagemann-White, C., 1984a, S. 78ff) von Mann und Frau.

2.2. Das System der Zweigeschlechtlichkeit

„From the standpoint of an adult member of our society, the preceived environment of ,normally sexed persons‘ is populated by two sexes and only two sexes, ,male‘ and ,female‘. [...] The members of the normal population, [...], are essentially, originally, in the first place, always have been, and always will be, once and for all, in the final analysis, either ,male‘ or ,female‘.“ (Garfinkel, H., 1967, S. 122)

Schon seit Anbeginn der Zeitrechnung, zumindest lässt es uns so erscheinen, unterscheidet man die Menschheit in Mann und Frau. Man findet jenes System der Zweigeschlechtlichkeit quasi schon mit der Geburt an vor und betrachtet es als die Norm. Bis zum Beginn des 18.

Jahrhundert, herrschte in der Wissenschaft das Modell des Ein-Geschlecht⁵ und wurde erst in der Zeit der Aufklärung von einem Zweigeschlechtlichkeitssystem ergänzt (vgl. Schauffler, B., 2002, S. 86). Die zentrale Bedeutung von Geschlecht für die Gesellschaft und die Etablierung des Zwei-Kategoriensystems der Geschlechter führt also dazu, dass wir uns für eine jener Kategorien entscheiden und identifizieren müssen, um von der Gesellschaft als akzeptiert zu gelten. Wir müssen demnach erlernen, beziehungsweise werden wir darauf getrimmt es zu erlernen, wie sich ein Mann bzw. eine Frau verhalten muss, fühlen und auch handeln soll. Tun wir dies nicht und brechen mit den gängigen geschlechtsspezifischen Verhaltensmustern, müssen wir die Abneigung der Gesellschaft befürchten (vgl. Walther-Ahrens, T., 2011, S. 26). Demnach ist die Zweigeschlechtlichkeit also keine Struktur, die rein auf den anatomischen Unterschieden von Mann und Frau basiert, sondern eben auch ein symbolisches System, welches zusätzlich auch gesellschaftlich konstruiert wird. Beide Kategorien des Systems sind stark miteinander vernetzt, aber indes nicht kongruent (vgl. Hagemann-White, C., 1984b, S. 137ff).

Doch das System der Zweigeschlechtlichkeit schafft folgende Problemfelder für Wissenschaft und Gesellschaft:

Geltende Alltagstheorien:

Die Schwierigkeit in der Bearbeitung und Erforschung des Themas, liegt auch darin begründet, dass wir jegliche gesellschaftliche Konstrukte rund um die Geschlechter Mann und Frau für Naturgesetze halten und sie als selbstverständlich ansehen. Ein Hinterfragen von etwas, das wir schon seit unserer Kindheit verankert haben und das wir täglich reproduzieren, ist schwer zu ermöglichen (vgl. Palzkill, B., 1998 S. 44). Jene Alltagstheorie bestätigt sich durch drei Aspekte: Eindeutigkeit (entweder Mann oder Frau – es gibt nur diese zwei Kategorien), Naturhaftigkeit (die Zugehörigkeit zum Geschlecht ist durch den biologischen Körperbau vorgegeben) und Unveränderbarkeit (Geschlechterzugehörigkeit muss beibehalten werden und kann man nicht wechseln) (vgl. Hagemann-White, C., 1984a, S. 81).

⁵ Das Eingeschlechtermodell beschreibt, dass sowohl Männer als auch Frauen das gleiche Geschlecht besitzen. Beim Mann hängt es nach draußen und bei der Frau ist es nach innen gestülpt.

Schaffung einer Heteronormativität⁶:

Durch das Zulassen von nur zwei Kategorien von Geschlecht, kommt es demnach zur Legitimation einer Lebens- beziehungsweise Beziehungsform nur zwischen den beiden Kategorien und nicht untereinander mit demselben Geschlecht. Diese Generalisierung resultiert in einer künstlich geschaffenen Gesetzmäßigkeit, die die heterosexuelle Beziehung als normatives Gut definiert, als alternativlose und alleingültige Beziehung identifiziert (vgl. Fietze, K., 1998, S.33), sowie als „hetero-zentrische Normsetzung“ (Palzkill, B., 1990, S. 4) festlegt.

Erhaltung von Machtverhältnissen⁷:

Es entwickelte sich eine Hierarchie der Geschlechter, in der Mann und Frau unterschiedlich viel Macht zugesprochen bekommen. Im System der Zweigeschlechtlichkeit hat sich eine Herrschaftsstruktur etabliert, die die Männer, das Männliche und Männlichkeit über die Frauen stellt (vgl. Palzkill, B., 1990, S. 21). Manifestiert durch die alltägliche Reproduktion dieser Struktur durch Gesellschaft, Medien und dem eigenen Ich, werden die Unterschiede zwischen Mann und Frau ständig betont und dem Mann automatisch ohne Hinterfragen ein Mehr zugesprochen (vgl. Schaffler, B., 2002, S. 87). Das System basiert somit auf einer geschlechtshierarchischen Gesellschaftsstruktur, die sich zum Vorteil für Männer und des Männlichen etabliert hat und unantastbar scheint (vgl., ebenda, S. 79). Das von den herrschenden Männern (Vorsitze, Vorstände, Herrschaft- und Regierungsämter, sowie Oberhäupter weltlicher und geistlicher Institutionen waren und sind meist männlich besetzt) manifestierte ‚Märchen‘ der ‚weiblichen Natur‘ wurde auch von den meisten Frauen akzeptiert und so konnten sich über eine lange Zeit die Privilegien der Männer fest- und ungefährdet fortsetzen. Den Frauen wurden somit klare Grenzen in ihren Handlungs- und Verhaltensweisen vom anderen Geschlecht auferlegt (vgl. Pfister, G., 1991, S. 6).

Damit sich dieses patriarchale und hierarchische System erhalten kann, müssen Beziehungen, Partnerschaften, Identitäten und Lebensformen, welche dem binären Geschlechtssystem nicht entsprechen, verborgen und unwahrnehmbar gemacht werden (vgl. Palzkill, B., 1990, S. 21). Die sittliche Rechtmäßigkeit, dass sich die Gesellschaft streng in ein binäres Geschlechtssystem unterteilt, nehmen die Mitglieder der Gesellschaft als Teil der Natürlichkeit ihres Daseins wahr und schreiben jenem moralischen Faktum („moral fact“) eine Selbstverständlichkeit zu.

⁶ Siehe: Kapitel Heteronormativität S. 53

⁷ Siehe: Kapitel Macht S. 41

Jegliche Annahmen einer Gesellschaftsordnung, die in Kontrast zur Zweigeschlechtlichkeit stehen, gelten als sündhaft, unmoralisch, inkompetent, oder können gar als krankhaft oder kriminell gesehen werden (vgl. Garfinkel, H., 1967, S. 122).

Im Grundgesetz und der Verfassung vieler Demokratien steht: „Alle Menschen sind gleich“⁸. Dieses Postulat soll die Egalität aller Menschen sichern und die Diskriminierung unter anderem auf Grund des Geschlechts vermeiden. Doch solange man in den Kategorien Frau und Mann denkt, werden diese auch als verschieden wahrgenommen und unterschiedlich privilegiert (vgl. Schauffler, B., 2002, S. 79).

Ein wichtiges Merkmal der Zweigeschlechtlichkeit ist, dass eine Integration und Zugehörigkeit in eine der beiden Geschlechtssysteme unumgänglich ist. Jede und Jeder wird automatisch in die Kategorie Mann oder Frau zugeteilt. Weiters gilt für das System Zweigeschlechtlichkeit, dass es sich hierbei um ein System der Gegensätzlichkeit handelt. Geschlechter werden als Gegensätze verstanden, obwohl sie eigentlich keine Gegensätze sind, sondern in abwechslungsreichen, wechselseitigen und vielschichtigen Beziehungen zueinanderstehen. Jene binären Kontraste dienen dazu, die Komplexität der Realität zu verringern und schafft so die Grundlage für ein Ordnungssystem, in dem sich Individuen auch leicht orientieren und Stereotypen leicht etablieren können (vgl. Donner, S., 2006, S.23).

Laut Karin HAUSEN „[...] orientiert sich soziales Verhalten an kulturell vorgegebenen Verhaltensmustern, deren Einhaltung durch sozialen Konsens und Zwang kontrolliert wird.“ (Hausen, K., 1976, S. 364). Resümierend gilt also, dass die Konstruktionen der Zweigeschlechtlichkeit nicht plötzlich da waren und es einen Zwang der Unterwerfung gegeben hat. Erst durch unser Verhalten, Interagieren und unser Handeln erzeugen und bewahren wir jenes System. Um den Status Quo der Geschlechter zu ändern, müssen wir also an uns selbst arbeiten (vgl. Mörth, A., 2005, S. 13).

⁸ Zum Beispiel in Deutschland: Artikel 3 des GG - Absatz 1: „Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich“; Absatz 2: „Männer und Frauen sind gleichberechtigt“. In Österreich: Artikel 2 des StGG: „Vor dem Gesetze sind alle Staatsbürger gleich.“.

2.3. Sex und Gender

Ins Englische lässt sich das deutsche Wort Geschlecht in *gender* und *sex* übersetzen. Zwei Begriffe für zwei verschiedene Bedeutungen. Ein in den USA entstandenes Konzept der Differenzierung der Kategorie Geschlecht revolutionierte ab Mitte der 1960er Jahre die Debatten in der Feministischen Kommunikationsforschung. Geschlecht wird hierbei in zwei Arten unterschieden: *gender*, welches dem sozialen Geschlecht entspricht, und *sex*, welches dem biologischen Geschlecht (basierend auf der Existenz von primären und sekundären Geschlechtsmerkmalen) zugeordnet wird (vgl. Fietze, K., 1998, S. 33 und auch Hagemann-White, C., 1984a, S. 9)⁹. Geschlechtstypisches Verhalten und Tun wurde stark mit dem biologischen Geschlecht (*sex*) verknüpft und als Grund verstanden, warum Frauen beispielsweise sensibler und kommunikativer sind, und Männer eben weniger gefühlvoll und sachlicher. Doch das Hinterfragen typisch männlicher und weiblicher Handlungen als Zugehörigkeitspraxen begründete, dass das soziale Geschlecht durch Sozialisation erworben und durch kulturelle Handlungsweisen immer wieder bestätigt wird (vgl. Ayaß, R., 2008, S. 12).

Resultierend aus der Unterscheidbarkeit der beiden Geschlechter *sex* und *gender*, muss der Körper eben nicht als jene vermeintliche Bestimmung gesehen werden, dessen geschlechtsspezifische Charaktereigenschaften mit der Anatomie von Mann und Frau einhergehen, sondern als Ergebnis aus den Einflussnahmen und Wechselwirkungen zwischen dem von der Gesellschaft erzeugten sozialem und kulturellem Verständnis, welches das Geschlecht auszumachen hat (vgl. Gildemeister, R., 2008, S. 139).

Joan SCOTT geht vor allem beim *gender* Begriff weiter in die Tiefe und beschreibt die Definition von *gender* mit zwei Faktoren. Zum einen sei *gender* ein wesentliches Element gesellschaftlicher Beziehungen, das auf den wahrnehmbaren Differenzen zwischen den biologischen Geschlechtern (*sexes*) beruht. Zum anderen wird *gender* als Eigenschaft verstanden, wie sich Machtverhältnisse in einer Gesellschaft erschaffen und verstärken (vgl. Scott, 2001, S. 39ff und Opitz, C., 2001, S. 96f). Daraus lässt sich ableiten, dass die Diskriminierung und unterdrückte Position der Frau sich als historisch tradiertes und

⁹ Viele Vertreterinnen und Vertreter verschiedenster wissenschaftlicher Disziplinen beschäftigten sich mit den Begrifflichkeiten zum Geschlecht: *gender* und *sex*. In diesem Kapitel erwähne ich nur eine kleine Anzahl ausgewählter Forscherinnen.

gesellschaftlich etabliertes Gebilde entwickelt, also künstlich geschaffen wurde und nicht als natürlich begründeter Kontrast entstand (vgl. Haubenberger, R., 2005, S. 12). Weiters erwähnt HAUBENBERGER richtig, dass eine solche Struktur demnach auch wieder verändert werden kann.

„Gender ist nun nicht mehr an sex gebunden und die Zuweisung zu einer Geschlechtergruppe (sex) begründet nicht die im gesellschaftlichen und sozialen Leben beobachtbaren Geschlechterungleichheiten und -differenzierungen. Gender kann damit nicht mehr auf sex reduziert werden: soziale Ausprägungen wie Einfühlsamkeit und Emotionalität, Durchsetzungsfähigkeit und Rationalität stehen aus dieser Perspektive grundsätzlich allen Gesellschaftsmitgliedern offen, unabhängig vom körperlichen Geschlecht.“ (Riegraf, B., 2011, S. 175). Dem System der Zweigeschlechtlichkeit sind wir relativ wehrlos ausgeliefert. Denn wir können uns das Geschlecht nun mal nicht aussuchen - weder das biologische noch das soziale Geschlecht. Da die Prägungen aufs Frau- beziehungsweise Mannsein schon von frühester Kindheit an stattfindet, sind die Orientierungs- und Identifikationsmuster schon längst für uns definiert und festgeschrieben, sobald wir in ein Alter kommen, in dem wir uns bewusst und reflektierend mit Geschlechterrollen auseinandersetzen (vgl. Fietze, K., S.34).

Durch die Entkopplung des körperlichen vom sozialen Geschlecht und der Tatsache, dass man schon bei der Geburt das kulturelle System der Zweigeschlechtlichkeit vorfindet, kann eben jenes Mann- oder Frausein als ein Herstellungsprozess durch die Gesellschaftsmitglieder untereinander verstanden werden und nicht als eine von der Natur geschaffene Gegebenheit, die jenseits des Agierens und Tuns der Akteure der Gesellschaft produziert wird (vgl. Hagemann-White, C., 1984a, S.14f und Riegraf, B., 2011, S. 175).

Natürlich ist auch die mittlerweile etablierte Differenzierung zwischen *gender* und *sex* nicht ganz kritikfrei. Es existieren auch Gegenpositionen, wie sie beispielsweise Judith BUTLER vertritt¹⁰: sie unterstellt auch dem biologischen Geschlecht eine soziale Konstruktion. Zudem fehlt eine Ergänzung für Menschen die sich weder als männlich oder weiblich identifizieren,

¹⁰ Judith Butler, US-amerikanische Philosophin und Philologin, veröffentlicht 1990 mit ‚Gender Trouble‘ (1991 auf Deutsch als ‚Das Unbehagen der Geschlechter‘ erschienen) eine Kritik am mittlerweile etablierten Kategoriensystem „Geschlecht“. Sie beschreibt darin, dass auch das körperliche Geschlecht ebenfalls auf kulturellen Prägungen basiert und ebenfalls weiter ausdifferenziert werden sollte. Die bis dahin gängige Trennung zwischen *sex* und *gender* wird somit hinterfragt.

beziehungsweise jeglichen Bezug einer Geschlechtsidentifikation ablehnen¹¹ und sich nicht in den gängigen *sex* und *gender* Zuschreibungen wiederfinden. Des Weiteren könnte man dem *sex* und *gender* Ansatz auch eine fehlende Ausdifferenzierung unterstellen, wie dies zum Beispiel Dorothee ALFERMANN tat und deshalb weiterführend ergänzte.¹² Aufbauen auf dem System der Zweigeschlechtlichkeit und der Definition von *sex* und *gender*, erweiterten WEST & ZIMMERMAN das Geschlechterverständnis mit dem *Doing Gender* Ansatz.

2.4. Doing Gender und Herstellung von Geschlecht

„Doing Gender means creating differences between girls and boys and women and men, differences that are not natural, essential, or biological. Once the differences have been constructed, they are used to reinforce the ‚essentialness‘ of gender.“ (West, C. & Zimmerman, D., 1991, S. 24)

Mit dem Konzept *Doing Gender*, welches vornehmlich von Candace WEST und Don ZIMMERMAN im Rahmen soziologischer Analysen zur Transsexualität¹³ entstand¹⁴, wird die

¹¹ Trans-, Pan-, Inter- und Homosexuelle sowie Menschen mit gesellschaftlich nicht konformer Geschlechtlichkeit und varianten Identifikationsformen können ihr Erleben und Verhalten nicht im gängigen System zuordnen. Die Erwartungen der Gesellschaft sich mit einer Kategorie der Zweigeschlechtlichkeit zu identifizieren fehlen. Eine Erweiterung der Kategorien Mann/Frau sowie *gender* und *sex* erfolgt.

¹² Dorothee Alfermann unterscheidet noch zwischen *sex identity*, sowie *gender identity* und *sex role identity*, sowie *gender role identity*. Die beiden ersteren beziehen sich auf die Entwicklung einer stabilen Geschlechtsidentität, als männlich oder weiblich und dass jene Identität für den Menschen konstant bleibt. Die beiden weiteren auf die Geschlechterrollenorientierung und die dazugehörigen Erwartungen an sich selbst. Also welches Selbstbild für sich als Mann beziehungsweise Frau wird übernommen (vgl. Alfermann, D., 1996, S.57f).

¹³ Transgender: Das Wort besteht aus den Begriffen trans (lat. jenseitig) und gender (engl. ‚soziales Geschlecht‘) und steht für die Dissonanz zur gesellschaftlich diktierten Geschlechtszugehörigkeit. Transsexualität bezieht sich also dabei auf eine Geschlechtsidentitätsdissonanz, bei der sich die betroffene Person ihr eindeutig biologisches Geschlecht ablehnt und sich stattdessen mit dem anderen sozialen und biologischen Geschlecht identifiziert (vgl. Stern, C., 2010, S. 9).

¹⁴ Harold Garfinkel begründete die Ethnomethodologie. Eine der Soziologie entstammende Fachrichtung, die sich mit üblichen und gebräuchlichen Interaktionen auseinandersetzt und befasst sich vor allem mit sozialen Beschaffenheiten der Gesellschaft, die das Ergebnis eben solcher gängigen Interaktionsprozesse sind. In seiner 1967 erschienen Buch, beschreibt er auch die Studie von Agnes. Einer Transsexuellen, die sich in den späten 1950er Jahren einer Geschlechtsumwandlung unterzog. In Garfinkels Untersuchung, wird zum ersten Mal beschrieben, welche Orientierungspunkte die Gesellschaft bot, die eine Geschlechtszugehörigkeit ausmachte und wie ein Mensch, dessen natürliches Geschlecht nicht dem biologischen Geschlecht entspricht, dessen man sich zugehörig fühlt. Er beschreibt weiter, wie Agnes lernen musste, was es bedeutet auch als soziales Geschlecht eine Frau zu sein und sich selbst eine Biografie ihrer eigenen Weiblichkeit zu schaffen. Aus dieser Fallstudie schloss Garfinkel auch in späteren Publikationen viele Rückschlüsse auf die Geschlechterordnung und den dazugehörigen Geschlechterherstellungsprozessen.

aktive Herstellung des sozialen Geschlechts durch geschlechtstypisierendes Sprechen und Handeln beschrieben. Hierbei steht vor allem das Schaffen stereotyper Strukturen durch das Individuum selbst im Vordergrund (vgl. Rendtorff, B., 2011, S. 161). Dabei ist das Handeln ein situationsbedingtes Verhalten, welches erst durch die Anwesenheit der Anderen passiert und auch die Herstellung von Geschlecht zum Vorsatz hat (vgl. West, C. & Zimmerman, D., 1991, S. 14). Zudem gilt, dass wir in jeder Situation, in der wir untereinander in der Gesellschaft interagieren, die Hintergrunderwartung der Geschlechter im Hinterkopf haben und sie bewusst und unbewusst kolportieren (vgl. Schuster, B.-M., S. 78).

Doing Gender wird von WEST & ZIMMERMAN als das fortlaufende Produzieren von Geschlechtszugehörigkeit und -identität durch jegliches menschliche Handeln beschrieben. Detaillierter verstehen sie darunter folgendes: „[...] *understanding of gender as a routine, methodical, and recurring accomplishment. We contend that the ‚doing‘ of gender is undertaken by women and men whose competence as members of society is hostage to its production. Doing gender involves a complex of socially guided perceptual, interactional, and micropolitical activities that cast particular pursuits as expressions of masculine and feminine ‚natures‘. When we view gender as an accomplishment, an achieved property of situated conduct, our attention shifts from matters internal to the individual and focuses on interactional and, ultimately, institutional arenas. In one sense, of course, it is individuals who ‚do‘ gender. But it is a situated doing, carried out in the virtual or real presence of others who are presumed to be oriented to its production. Rather than as a property of individuals, we conceive of gender as an emergent feature of social situations: both as an outcome of and a rationale for various social arrangements and as a means of legitimating one of the most fundamental divisions of society*“ (West, C. & Zimmerman, D., 1987, S. 126) Dies bedeutet, dass es sich um eine komplexe und systematische Produktion von Geschlecht handelt, die auf Wahrnehmung und Interaktion basiert, die wiederum auf erworbenen und erlernten Interaktionen aus der Gesellschaft fußt, in einem sozialen Kontext entstehen und kommuniziert werden.

Ruth AYAß fügt dem *Doing Gender*-Ansatz hinzu, dass die Zugehörigkeit zum Geschlecht nicht starr ist, sondern sich je nach Situation der Identifikation und der Intensität jener Identifikation anpasst: „*Die Geschlechtszugehörigkeit ist nicht für ein für allemal erworben, sondern [...] wie Menschen in konkreten Situationen im Umgang mit anderen Menschen ihr eigenes Geschlecht und das der anderen fortwährend erzeugen. Es wird also - anders als in der Rollentheorie – nicht von einer fest umrissenen Geschlechterrolle ausgegangen, die ein Mensch*

erwirbt und innehat, sondern von situativen Praktiken, die wir als kompetente Mitglieder der Gesellschaft beherrschen.“ (Ayaß, R., 2008, S. 15)

Zwei Eigenschaften des *Doing Gender* Ansatzes sind laut WEST & ZIMMERMAN wesentlich für den Herstellungsprozess von Geschlecht. Erstens ist *Doing Gender* unvermeidbar und zweitens ist *Doing Gender* als Herstellungsprozess nicht offensichtlich. Wir erkennen zwar die Konsequenzen, die aus dem Herstellungsprozess von Geschlecht resultieren, aber die Methode sowie die Art und Weise zur Erstellung von Geschlecht ist leider schwer beziehungsweise nicht wahrnehmbar und gilt als selbstverständliches Verhalten (vgl. West, C. & Zimmerman, D., 1991, S. 16).

WEST & ZIMMERMAN etablierten zudem in ihrem *Doing Gender* Konzept eine neue Gliederung in der sie die *sex-gender* Differenzierung auf drei Komponenten erweitern. Hierbei wird nun wie gewohnt *sex*, als das tatsächliche biologische Geschlecht bei der Geburt sowie *gender*, als das soziale Geschlecht betrachtet, aber zusätzlich noch um den Faktor „*sex-category*“ ergänzt. *Sex-category* steht dabei für die soziale Zuordnung zu einem der beiden Geschlechter durch gesellschaftlich erwartete Verhaltensweisen, die ein Individuum eindeutig als angehörig zu einem bestimmten Geschlecht wahrnehmen lassen. Mit dem eigentlichen Geburtsgeschlecht muss diese Kategorie aber nicht ident sein (vgl. West, C. & Zimmerman, D., 1991, S. 19f).

Der Zusammenhang und die wechselseitigen Relationen in denen sich die drei Komponenten des Geschlechts befinden „ [...] eröffnen gleichzeitig aber einen Weg, Natur als kulturell gedeutete in die soziale Konstruktion von Geschlecht hereinzuholen. Sie bewahrt vor dem Missverständnis, Geschlecht sei etwas, was ein Individuum ‚hat‘ und das im alltäglichen Handeln nur seinen Ausdruck findet. Indem die Zugehörigkeit zur ‚sex-category‘ ebenso wie die Innenrepräsentanz von ‚gender‘ permanent von anderen bestätigt und interaktiv validiert werden muss.“ (Gildemeister, R., 2008, S. 138). Folglich wird *Doing Gender* so erklärt, dass die Erzeugung von Geschlecht die Funktion des Sich-Zurechtfindens und der Zuordenbarkeit erfüllt, bei der die Klassifizierung in Mann/Frau, beziehungsweise männlich/weiblich, das Geschlecht nicht als etwas bezeichnet das wir besitzen, sondern als etwas das wir tun (vgl. Hartmann-Tews, I. & Rulofs, B., 1998, S. 78).

Erving GOFFMAN begreift das soziale Geschlecht und die Verhaltensweise, die es auszeichnet, als eine Art soziale Funktionsweise („fundamental Code“) jener Gesellschaft, die uns durch Interaktionen zu Frauen oder Männern werden lässt (vgl. Goffman, E., 1977, S. 301). Ähnlich dem Konzept des *Doing Gender*, versteht er das Geschlecht als einen Schlüssel für den Aufbau klassifizierender sozialer Strukturen. Als Ausgangspunkt gilt für ihn der biologisch-anatomische Geschlechterunterschied. Genitalien, Muskelmasse, Körperbau usw. liefern die logische Konsequenz eines daraus folgenden sozialen Unterschieds. Dabei hinterfragt er nicht das Warum nun ein biologischer auch zu einem sozialen Unterschied führt, sondern wieso diese Unterschiede in unserer Kultur so funktionieren wie sie funktionieren und warum sie für unsere Gesellschaftsstruktur so plausibel und akzeptabel sind (vgl. Goffman, E., 2001, S. 105ff). Eine solch unbeugsame Ein- und Zuteilung zu einem von zwei Geschlechtern mit der Geburt gilt für GOFFMAN als Muster für die Etablierung einer sozialen Rangordnung. Denn schon von Anfang an werden unterschiedliche Erwartungen und ein unterschiedlicher Umgang mit den Geschlechtern eine Trennung von Mann und Frau untermauern. Um die eigene Mitgliedschaft zu einem der Geschlechter für sich selbst als Identifikation zu nutzen, aber auch um sich anderen mitzuteilen, verschreibt sich der Mensch bestimmten Handlungsweisen: dem Genderismus (vgl. ebenda, S. 113). Ein Individuum bestätigt also sich selbst und anderen dessen bzw. deren soziales Geschlecht durch geschlechtsspezifisches Verhalten, welches von der Gesellschaft als angebracht für das jeweilige Geschlecht gilt.

GOFFMAN sieht Geschlecht also als ein „*bemerkenswertes organisatorisches Hilfsmittel*“, welches einen vermeintlich von der Gesellschaft eigens eingeforderten Unterschied erst selbst produziert (vgl. ebenda, S. 131f). Deutlich erkennbar zum Beispiel an der Toilettennutzung in Restaurants, Schulen und anderen öffentlichen Gebäuden. Durch die getrenntgeschlechtliche Nutzung der WC's im öffentlichen Raum, wird der Unterschied der Geschlechter als „*natürlich Folge*“ von genau dessen interpretiert und somit demnach erst recht der Unterschied geschaffen, allgemein anerkannt und konsequent betont (vgl. ebenda, S. 134). Diese „*institutionelle Reflexivität*“ fördert also eher jene Differenzierung.

Zusammenfassend steht *Doing Gender* also für die aktiv hergestellte Geschlechtszugehörigkeit, die nicht auf einer bewussten und absichtlichen Entscheidung eines Individuums basiert, sondern von mehreren miteinander interagierenden Personen geschaffen wird. Jener Prozess des Geschlechts passiert unhinterfragt, (meist) ein Leben lang, ist dichotom und gilt als biologisch legitimiert

(vgl. Villa, P.-I., 2011, S. 97ff). Dabei stehen zwei Aspekte unumgänglicher Responsibilität der handelnden Individuen im Mittelpunkt. Zum einen die Geschlechtsdarstellung und zum anderen die Geschlechtsattribution. Für die Geschlechtsdarstellung gilt, dass ein Mensch für die Darstellung des eigenen Geschlechts auch eine Eigenverantwortung trägt es korrekt darzustellen. Dafür stehen der handelnden Person Mittel und Wege zur Verfügung wie der eigene Name, die Stimmfarbe, Gestiken und Mimiken, Bekleidung etc. . Bei der Geschlechtsattribution geht es darum, dass ein Mensch sich seinem Gegenüber einer Merkmalszuschreibung (Attribution) verpflichtet. Somit ist man gleichzeitig für das eigene Geschlecht verantwortlich und auch für jenes des anderen Individuums, das an der Interaktion beteiligt ist. Hierdurch wird deutlich, dass sich die darstellende und die betrachtende Person (meist unbewusst) einander ein Geschlecht zuschreiben (ebenda, S.99).

2.5. Geschlecht und Sport

Die Auseinandersetzung mit Geschlecht, seiner zugrundeliegenden Zweigeschlechtlichkeit und der Bedeutung der Konstruktion von Geschlecht für die Gesellschaft ist auch im Sport enorm wichtig, um besser zu verstehen, dass auch der Sport als Männerdomäne und traditionelle Männeraktivität gilt. Im Sport geht es meistens um zwei wesentliche Geschlechterkontroversen. Zum einen um Teilnahme- und Gleichberechtigungen für Frauen und zum anderen um strukturelle Grundlagen, die zu den Ungleichheiten führen.

„Es spielt bei der sozialen Konstruktion von gender keine Rolle, was Männer oder Frauen wirklich tun; es spielt nicht einmal eine Rolle, wenn sie genau das Gleiche tun. Die soziale Institution gender besteht nur darauf, daß [sic] das, was sie tun, als etwas Unterschiedliches wahrgenommen wird.“ (Lorber, J., 1999, S. 71)

Die Besonderheit von Geschlecht und Sport ist die spezielle „Gender Logic“ (vgl. Coakly, J., 1998, S. 9f), die im Sport gilt. Die Geschlechterlogik folgt den etablierten Geschlechterstrukturen und -prozessen, die auch in der Gesellschaftsstruktur bewahrt werden. Sie dienen zum Vorteil für Männer. Die Kultur der Geschlechter hat sich auch im Sport so konstruiert, dass es zum allgemein akzeptierten Weltverständnis gehört, Frauen als den Männern natürlich unterlegen zu betrachten. So zählte es zur Logik, den Ausschluss der Frauen aus dem Sport festzustellen. Durch Mythen wie die Empfehlung von Doktoren an die Frauen, dass Sporttreiben der Gebärmutter und ihren Brüsten schaden würde und so die Fruchtbarkeit einschränke (vgl. ebenda, S. 233). Zudem gelten Frauen als passives und schwaches

Geschlecht, das vor dem Sport geschützt gehört. Als sich die Frauen langsam ihren Weg in den Profisport bahnten, wurde Frauensport als unpassend herabgewürdigt, da er nicht dem Standard von ‚richtigem‘ Sport, wie ihn die Männer betreiben, entspricht und zudem zum Zuschauen uninteressant sei. Damit einher geht eine Degradierung in der Sprache wie „du wirfst wie ein Mädchen“ oder „ihr Männer spielt wie Ladies“. Dies hat die Entwicklung der Frauen im aktiven Sport, Sportjournalismus, Coaching, in der Verbandsarbeit und Sporteventorganisation eingeschränkt (vgl. Hildebrandt, A., 2014, S. 31f). Daraus ergeben sich weitere Ungleichheiten in Zugangsbedingungen als professionelle Athletinnen oder in der Medienproduktion¹⁵, der Unterrepräsentation als Schiedsrichterinnen, Offizielle oder Organisatorinnen oder die großen Unterschiede im Preisgeld und den Prämien zwischen Männern und Frauen¹⁶. Somit gilt das Verständnis für Geschlecht und Sport als Zelebrierung der Maskulinität (vgl. Coakley, J., 1998, S. 234f). Vor allem auf Grund jener ausdrücklichen Körperorientierung des Sports, gilt auch nach wie vor, dass Sport die Männlichkeit und Weiblichkeit analysierend trennt wie kein anderer Bereich in der Gesellschaft. Da an dieser Stelle der Gesellschaft greifbar wird, wie die Geschlechterverhältnisse von Macht- und Dominanzstrukturen vom Sport beeinflusst werden und so zur Konstruktion von Geschlecht beitragen, aber eventuelle auch zur Dekonstruktion genutzt werden könnten (vgl. Diketmüller, R., 2009, S. 86).

¹⁵ Siehe: Kapitel Intersektionalität in der Medienproduktion S. 98

¹⁶ Zum Vergleich: Für die Gewinnerinnen der ersten Frauen Fußball Europameisterinnenschaft 1990 gab es ein 41-teiliges Kaffee-Service (vgl. Degele, N. & Janz, C., 2011, S. 15).

3. Aktueller Forschungsstand: Feministische Theorien

Die Ansätze der Feministischen Theorien befassen sich mit Diskursen und Debatten zu derzeitig geltenden ungerechten und ungleichen Verhältnissen innerhalb der Gesellschaft. Die daraus resultierenden Ableitungen mit feministischem¹⁷ Betrachtungsschwerpunkt entstammen der Frauenbewegung der 1960er Jahre¹⁸ und gelten als „System sozialer Selbstbeobachtung“ (vgl. Moser, S., 2010, S. 208). Ursache für jene Initiative der Frauenbewegung waren die omnipräsenten Ungleichheiten zwischen Frauen und Männern. Besonders prägnant sind zum Beispiel die typischen Rollenverteilungen innerhalb der Familie oder auch die beruflichen Karrierechancen, die eine gravierende Ungleichheit in den Möglichkeiten, die ein Job bietet oder die Entlohnung betreffen, darstellten (und leider noch immer darstellen). Auch in der Politik und der Wirtschaft bestanden und bestehen große Differenzen in der Rollenzuschreibung für Mann und Frau. Die Spitze des diskriminierenden Eisbergs aber bildet der permanent fremdbestimmte Umgang mit dem weiblichen Körper sowie die bevormundende Behandlung durch die männlich geleiteten Verhaltensmuster (vgl. Villa, P.-I., 2011, S. 75). Hierbei das körperliche (anatomische) Geschlecht als Grundlage und Rechtfertigung anzuführen, warum Frauen und Männer unterschiedlich sind und das sich somit jegliche hierarchischen Strukturen der Geschlechter auf genau diese Differenz stützen, wird von der Frauenbewegung nicht länger geduldet. Vielmehr wird das Netzwerk aus sozialen Werten, Normen und Einstellung der Gesellschaft als Urheber der Benachteiligungen definiert (vgl. Klaus, E., 2002, S. 12). DORER & KLAUS verstehen die Feministische Theorie als kein „[...] einheitliches, in sich abgeschlossenes Theorieprojekt, sondern um eine Vielzahl unterschiedlicher Ansätze und Denkmöglichkeiten, um einen vielstimmigen, aber auch kontroversen Diskurs, der sich im Laufe der Erforschung zunehmend weiterentwickelt, verändert und ausdifferenziert hat.“ (Dorer, J. & Klaus, E., 2008, S. 92).

¹⁷ Exkurs Feminismus: steht für eine soziale Strömung in der Gesellschaft, die politische und soziale Veränderung auf Ebene der Gleichberechtigung der Geschlechter vertritt. Des Weiteren übt der Feminismus gesellschaftskritischen Diskurs aus, um die Selbstbestimmung und Emanzipation der Frau zu fördern und gleichzeitig den Sexismus und die festgefahrene Geschlechterordnung zu reduzieren (Vgl. Hof, R., 1995, S. 3).

¹⁸ Exkurs Frauenbewegung: steht für eine weltweite soziale Bewegung, die sich für Frauenrechte, Emanzipation und Gleichberechtigung der Frau auf politischer und gesellschaftlicher Ebene engagiert. Historisch betrachtet lässt sich die Frauenbewegung in drei Wellen beschreiben: 1. Welle (19. Jhd. bis Anfang 20. Jhd.): Kampf um Rechte, die für Männer als üblich galten, um das gesellschaftliche Leben mitzugestalten – Wahlrecht für Frauen, gleiches Recht auf Arbeit oder gleiches Recht auf Bildung. 2. Welle (1960er): Die Benachteiligung und Diskriminierung der Frau wird immer intensiver kritisiert und findet Berücksichtigung auch auf politischer Ebene. 3. Welle (seit 1990er): Auch third-wave feminism genannt ergänzt und adaptiert die Konzepte der zweiten Phase. Die Perspektive wird weltumspannender und bezieht auch das Hinterfragen der Konstruktion von Männlichkeit sowie Abweichungen der Heterosexualität mit ein. (vgl. Holland-Cunz, B., 2018)

Durch diese Vielfalt innerhalb der Feministischen Theorie wird ein interdisziplinäres Forschungsvorgehen vorausgesetzt. Schließlich erfassen die Beziehungen der Geschlechter zueinander nahezu alle Bereiche des Lebens und der gesellschaftlichen Ordnung. Obwohl es diese starke Diversität innerhalb der Feministischen Theorien gibt, fußt die wissenschaftliche Auseinandersetzung der feministischen Theorien auf dem gemeinsamen Nenner: Geschlechterkritik bedeutet auch Wissenschafts- und Gesellschaftskritik (vgl. Angerer, M.-L. & Dorer, J., 1994, S. 12). Ein Augenmerk dieser kritischen Betrachtung liegt dabei auf den Hierarchieverhältnissen, die durch die Geschlechterordnung aufkommen. So gilt: Die Feministische Theorie ist „ [...] keine Theorie des Geschlechts, sondern lässt sich nur über eine bestimmte Erkenntnisperspektive definieren, die Asymmetrien der gesellschaftlichen Geschlechterkonstruktion in den Blick nimmt.“ (Dorer, J. & Klaus, E., 2008, S. 92).

Verantwortung und Anspruch der feministischen Theorien zeigt sich vor allem in deren „doppelter Herausforderung“ (Angerer, M.-L. & Dorer, J., 1994, S.12 und Dorer, J., & Klaus, E., 2008, S. 92) in der Forschung. Zum einen geht es um die Entwicklung wissenschaftlicher Modelle und zum anderen eben auch um die Realisierung feministischer Leitbilder und Konzepte in die tatsächliche Praxis der Politik und Gesellschaft (vgl. ebenda).

3.1. Frauen- und Geschlechterforschung¹⁹

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den Lebenssituationen von Frauen haben mehrere Forschungsdisziplinen zum Gegenstand. Frauenforschung, Frauenstudien, feministische- sowie die Geschlechterforschung sind ähnlich, aber doch nicht komplett identisch. Aber all diesen Disziplinen liegen laut Ilse HARTMANN-TEWS & Bettina RULOFS sechs wesentliche gemeinsame Dimensionen zu Grunde:

1. Im Kern der Untersuchung steht die Analyse der Geschlechterverhältnisse im Allgemeinen sowie der Lebensbedingungen, Diskriminierungen und sozialen Ungleichheiten gegenüber von Frauen im Speziellen.
2. Die Frauenforschungen gehen meist interdisziplinär vor.

¹⁹ Die Begriffe Frauenforschung und Geschlechterforschung werden trotz der nachfolgend beschriebenen Abgrenzung oft synonymisch verwendet. Da die Grenzen beider Disziplinen eher fließend ineinander übergehen, verwende ich die Begriffe auch in dieser Arbeit oft synonym.

3. Die Ausrichtung der Frauenforschung auf gesellschaftspolitisches Erkenntnisinteresse, dass den Anspruch trägt, tatsächlich soziale Diskriminierung zu reduzieren.
4. Das Verständnis, dass Frauenforschung die männlich gefärbte Perspektive der Wissenschaft berichtigt und dem „Androzentrismus der Wissenschaft“ kritisch entgegnet.
5. Die Beschäftigung mit der Sichtweise einer subjektbezogenen Frauenforschung, bei der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler durch deren verschiedenen (geschlechtsbezogenen) Erfahrungen auch ungleich forschen. Forschungserkenntnisse aus einer Betroffenen-Rolle heraus werden als eine Art Selbstverständnis der Frauenforschung bewertet.
6. Im methodischen Vorgehen der Forschung herrscht Methodenpluralismus.

(vgl. Hartmann-Tews, I. & Rulofs, B., 1998, S. 72f)

Die wissenschaftliche Herangehensweise der feministischen Theorien ist so vielfältig wie ihr Forschungsgegenstand und kann wie folgt zusammengefasst werden: „Typisch für feministische Theorien ist ihre Bereitschaft, unorthodoxe Wege einzuschlagen sowie eine widerständige und kreative Aneignung und Verknüpfung verschiedener Theorie- und Erkenntnistraditionen“ (Angerer, M.-L. & Dorer, J., 1994, S. 12).

3.1.1. Women's vs. Gender Studies

Im Mittelpunkt der Frauenforschung (Women's Studies) steht das Hinterfragen der von der Gesellschaft konstruierten Verschiedenheit der Geschlechter. Eine Ungleichheit, die die *„jahrhundertelangen soziokulturellen Subordination von Frauen, die habituell verankert und bis in die Gegenwart wirksam ist“* (vgl. Hartmann-Tews, I. & Rulofs, B., 1998, S. 71). Doch worin genau grenzt sich die Frauenforschung von der Geschlechterforschung (Gender Studies) ab? Die Geschlechterforschung (Gender Studies) kann als Ergänzung der Frauenforschung (Women's Studies), beziehungsweise die Frauenforschung als Teilbereich der Genderforschung verstanden werden. Aufgeschlüsselt betrachten die Women's Studies die Frauen und ihre Lebensumstände in der Gesellschaft, während die Gender Studies die methodische Erzeugung der sozialen Konstruktion von Geschlechtern allgemein untersucht. Ausgangspunkt der Women's Studies ist das Verständnis des kollektiven Handelns und Denkens in der Gesellschaft als vom Männlichen dominiert und Frauen, beziehungsweise das

Weibliche, nur als das von der Norm abweichende wahrgenommen wird. Dieses Normale, also jene konstruierte Norm, wird als „(geschlechts)neutral und geschlechtslos angenommen“ (vgl. Angerer, M.-L. & Dorer, J., 1994, S. 9). Basierend auf der Forschungsrichtung der Women's Studies entwickelten sich die Gender Studies, wobei die Geschlechterforschung die feministische Forschung um eine neue Denkrichtung erweitert. Es kommt also zu einem Paradigmenwechsel innerhalb der feministischen Forschung (vgl. Angerer, M.-L., 1994, S. 118). Zusätzlich zur weiblichen Perspektive erlauben sich die Gender Studies auch eine Sichtweise des Männlichen, des Nicht-Frau-nicht-Mann-Seins und anderer alternativer Identitätsformen und deren Beitrag innerhalb der Gesellschaft. Zudem wird in der Geschlechterforschung versucht, eine ganzheitliche Betrachtung der Identitätskonstruktion und -zugehörigkeit zu schaffen, indem man die geschlechtsspezifischen Kategorien um weitere Lebensverhältnisse ergänzt. So werden ebenfalls Klasse, Ethnizität, Alter oder Sexualität als Bausteine betrachtet, die Identitäten und Gesellschaftsperspektiven auf diese Identitäten beeinflussen (vgl. Angerer, M.-L. & Dorer, J., 1994, S. 10f) Marie-Luise ANGERER und Johanna DORER (1994, S. 11f) haben in einem Überblick Women's Studies und Gender Studies gegenübergestellt:

Ausgangspunkt und Voraussetzungen:

In der Frauenforschung gilt die natürliche Geschlechterdifferenz, die auf patriarchischer Hierarchie und Sozialisation basiert, als Ansatzpunkt der Forschung. Zudem wird die Geschlechteridentität als unveränderbar angesehen. Die Geschlechterforschung hingegen geht davon aus, dass die Differenz in der Geschlechtsidentität kulturell erzeugt ist und durch Interaktionen von Mann und Frau permanent hergestellt und behauptet wird²⁰. Ein Identitätswechsel des Geschlechts ist in den Gender Studies durchaus möglich.

Forschungskern:

Hauptaugenmerk liegt bei der Frauenforschung auf der Frau, beziehungsweise dem Weiblichen, welches auch als das Ausgeschlossene betrachtet wird. Wichtig hierbei ist, dass die Frau dabei als die Abweichung von der Norm betrachtet und immer in Referenz zur eigentlichen Norm steht. In der Geschlechterforschung wird dabei die „Differenz der Differenz“ untersucht und vor allem auf die Mechanismen der Konstruktion und dem dazugehörigen „Regelsystem von doing gender“ Aufmerksamkeit geschenkt.

²⁰ Siehe: Kapitel 'Doing Gender' S. 16

Forschungsziel:

Ein wesentliches Ziel der Frauenforschung ist die Sichtbarmachung der Folgen, die die Geschlechterdifferenzen für die Frau und Gesellschaft haben. Der Geschlechterforschung geht es vor allem darum, die Konstruktionsprozesse aufzuschlüsseln und als Re- beziehungsweise Dekonstruktionsansätze neu zu gestalten und so mit einer neu geschaffenen Diversität die starren Geschlechtszugehörigkeiten aufzubrechen.

Untersuchungsgegenstand:

Die Geschlechterforschung beschäftigt sich weitergehend mit dem Vorgang der Geschlechtertrennung, während sich die Frauenforschung rein mit den Ergebnissen der Geschlechtertrennung befasst.

Erwünschtes Ziel:

Das übergeordnete Ziel der Frauenforschung lautet Gleichheit der Geschlechter und die Emanzipation der Frau aus den männlich dominierten Gesellschaftsstrukturen mit all ihren Benachteiligungen für die Frau. In der Genderforschung geht es ebenso um die Gleichwertigkeit aller Geschlechteridentitäten und der Entwicklung und Akzeptanz der Verschiedenheit.

Die beiden Disziplinen haben dabei natürlich einen eher fließenden Übergang ineinander und sind nicht immer so eindeutig in ihren Unterscheidungen (Überblick: vgl. Angerer, M.-L. & Dorer, J., 1994, S. 11f)

3.2. Feministische Kommunikationsforschung

Die Feministische Medien- und Kommunikationsforschung durchleuchtet und ergründet die Diskriminierung der Frau in Bezug auf ihre Repräsentation²¹ in Medieninhalten und Medienproduktion. Im Hauptaugenmerk wird vor allem folgenden Fragen nachgegangen: Welche Vorurteile über das weibliche Geschlecht werden geschaffen? In welcher Art und

²¹ Exkurs Repräsentation: Repräsentation umfasst alle Prozesse, die genutzt werden, um Bedeutung zu produzieren. Zur Produktion von Bedeutung werden Zeichen (sprachlich, textlich, visuelle, etc.) in Korrespondenz mit einem „mental Konzept“ der repräsentierten Person/Sache gesetzt und konstruieren so eine eigene soziokulturelle Wirklichkeit (vgl. Hepp, A., 2010, S. 277).

Weise erfolgt die Darstellung von Frauen und dem Weiblichen? Inwiefern und wie genau sind Frauen in die Medienproduktion eingebunden? Gibt es einen unterschiedlichen Umgang von Frauen und Männern in den Medien? Wie sehr beeinflussen die Faktoren Status, Rangordnung und Macht die weibliche Arbeitswelt in den Medien? (vgl. Angerer, M.-L. & Dorer, J., 1994, S. 9). DORER & GEIGER beschreiben die Feministische Kommunikationswissenschaft als „kritische Analyse der Geschlechterverhältnisse in Bezug auf sämtliche Forschungsfelder des Fachs“ (Dorer, J. & Geiger, B., 2002, S. 11) und erörtern, dass jene Kritik den Praktiken und Techniken der öffentlichen Kommunikation gilt. Dieses kritische Hinterfragen wird sowohl auf die Medienproduktion, die Medieninhalte und auch die Medienrezeption angewandt und findet in bestimmten Fachrichtungen der Medienwissenschaft, wie zum Beispiel Medientheorie, Mediensoziologie, Medienmanagement, Medienpädagogik, etc. ihren Gebrauch (vgl. ebenda).

Innerhalb der Feministischen Medien- und Kommunikationswissenschaft wurden unterschiedliche Zugänge der Forschung gewählt. Zu Beginn galten Repräsentationskritiken, sowie Realitätskonstruktionen und die Vermittlungen von Frauenimages als Hauptaugenmerk der Forschung. Nun treten aber andere Betrachtungsweisen in den Vordergrund: so gibt es diverse Standpunkttheorien, die mit verschiedenen Blickwinkeln (Standpunkten) die Gesellschaft und ihren Bezug zu den Geschlechtern erfassen. Ebenso gibt es diverse Sozialisationstheorien, die vor allem in der Medienbranche angewandt werden und untersuchen, inwieweit Karriereentwicklung sich auf die verschiedenen Geschlechter auswirkt und vice versa. Außerdem wird erforscht, wie sich Geschlechtszuschreibungen und Vorurteile durch Medienproduktion und -rezeption auf die Gesellschaften auswirken. (vgl. Angerer, M.-L. & Dorer, J., 1994, S. 18) Im Poststrukturalismus und Postmodernismus²² fokussiert sich der feministisch kommunikationswissenschaftliche Ansatz auf diskursanalytische und semiotische Zugänge. Des Weiteren spielen auch die Cultural Studies eine große Rolle in der Erforschung der feministischen Kommunikations- und Medienwissenschaft. Die interdisziplinäre Forschungsrichtung, die die Massenmedien und ihre Effekte auf die Gesellschaft und vice versa untersucht, sowie die verschiedenen Interpretationsmöglichkeiten der Akteure (die aktiv

²² Exkurs poststrukturalistische bzw. postmoderne feministische Theorie: Ausgangspunkt ist hierbei, dass sowohl das anatomische als auch das soziale Geschlecht konstruiert wird. Zentraler Bedeutung kommt hierbei Sprache und Semiotik zu, die die Geschlechterzugehörigkeit bedingt: „symbolische Ordnung“ (Angerer, M.-L. & Dorer, J., 1994, S. 94). Weiters geht es darum, dass „[...] Männlichkeit und Weiblichkeit als diskursiv hergestellte Geschlechterinterpretationen anzusehen sind. Das, was als Wahrheit dieser Interpretationen gilt, ist Ergebnis der Verkettung von Macht und Wissen. Der Diskurs der Zweigeschlechtlichkeit ist sowohl ein soziokulturelles Konstrukt als auch ein semiotischer Apparat, [...]“ (ebenda). Dieser Ansatz teilt sich den grundlegenden Zugang auch mit den Cultural Studies und der Feministischen Filmtheorie. (vgl. ebenda, S. 21).

handeln) des Mediengeschehens, die auf Grund ihres sozialen, kulturellen und geschlechtlichen Hintergrunds Medieninhalte (=Texte) unterschiedlich deuten (= lesen) (vgl. ebenda, S. 19f). Für diese Arbeit empfinde ich die Standpunkttheorien und die Cultural Studies am relevantesten und möchte daher näher auf sie eingehen.

3.3. Standpunkttheorien / Ansätze

Die Feministische Kommunikationsforschung entspricht der Frauen- beziehungsweise Genderforschung mit dem Schwerpunkt Kommunikation und Medien und deren wechselwirkenden Einflüsse zwischen Gesellschaft, Medien und Individuum. Feministische Wissenschaftlerinnen erkannten bereits in den 1980er Jahren, dass die Forschung und deren Lehre nur mangelhaft und dürftig das Spektrum des Weiblichen behandle und so zur Förderung von Diskriminierung und der sexistischen Ordnung beiträgt (vgl. Dorer, J. & Klaus, E., 2008, S. 93). Es sollen die Lebenssituationen der Frauen und die Wichtigkeit des Weiblichen im Mittelpunkt der Forschung stehen, so der Appell der Standpunkttheoretikerinnen. Welcher Ansatz (Standpunkt) dabei aber die Ausgangsbasis der Wissenschaft sein soll und was für Vorzüge dabei entstehen, unterliegen verschiedenen Auffassungen. Denn die Standpunkttheorien bedingen sich gegenseitig in ihrem Erkenntnissubjekt und dem dazugehörigen Erkenntnisprozess. Neues Wissen begründet sich dabei auf theoretischer Sachkenntnis. Aus Erfahrungen soll sich Wissen generieren, „*wobei das Weibliche als dem Männlichen hintenangestellt oder mitbedacht wird*“ (ebenda, S.94). Es geht also darum, dass sich Frauen mit „*aktiver und eigener Stimme*“ am Forschungsdiskurs integrieren können und eine weibliche Sicht in der Wissenschaft Einzug hält (vgl. ebenda). Die drei wichtigsten und bedeutungsvollsten Standpunkte sind hierbei der Gleichheits- und Differenzansatz, sowie der Dekonstruktivismus. Die ersten beiden Zugänge entwickelten sich parallel voneinander und beschäftigen sich mit der Sichtbarmachung der Frau, gehen dabei aber mit verschiedenem Stil auf die existierenden Diskriminierungen und Ungleichheiten vor (vgl. ebenda, S. 102f). Im Dekonstruktivismus geht es hauptsächlich um die Infragestellung der Zweigeschlechtlichkeit. Hier eine nähere Aufschlüsselung:

3.3.1. Gleichheitsansatz

Im Gleichheitsansatz wird die Dominanz einer Hierarchie durch anatomische und biologische Geschlechtszugehörigkeit aufgelöst. Der Standpunkt findet seine Ausgangslage in eben jener Ungleichheit von Mann und Frau (vgl. Dorer, J. & Klaus, E., 2008, S. 102), die die letzteren von beiden Geschlechtern eher nur als Randfigur in der Gesellschaft, Wissenschaft, Politik, Wirtschaft, etc. und den Medien auftauchen lassen. Die Rolle der Medien, vor allem im Zeitalter der Massenmedien und Digitalisierung, wird hierbei eine starke Sozialisationsfunktion zugeschrieben, da sie die geschlechtstypischen Erwartungen und Verhaltensmuster immer wieder kopiert, vervielfältigt und weitergibt. Das Weibliche muss sich dem (meist) glorifizierten Mann (Experte, Held, Macher, Retter, usw.) und seinen Sichtweisen oft unterordnen. Dabei wird der Frau in der Regel eine Opferrolle zugeschrieben, die sich so sehr manifestiert, dass Frauen immer nur in Referenz zu einem Mann wahrgenommen werden (können) (vgl. Klaus, E., 2005, S. 15f). Elisabeth KLAUS spricht auch von der Verdrängung in eine „*symbolische Nichtexistenz*“ (ebenda, S. 216), die sich in vielen Berufsfeldern, so auch in der Wissenschaft und den Medienberufen zeigt. Logische Konsequenz der Standpunkttheoretikerinnen und -theoretiker ist der Anspruch auf Gleichberechtigung zu erheben und einzufordern.²³ (vgl. ebenda, S. 16). Zusammenfassend ist die Hauptaussage des Gleichheitsansatzes, dass Männer und Frauen zwar biologisch in zwei Geschlechter unterteilt sind, aber dennoch sind Mann und Frau gleich(berechtigt).

3.3.2. Differenzansatz

Einen weiteren Standpunkt der Frauenforschung bildet der Differenzansatz, der den Vergleich mit dem Männlichen eingeht und die Differenz der beiden Geschlechter im Blick hat. Männer und Frauen gelten als jeweils verschieden. Dabei wird der Machtkampf zwischen Mann und Frau um die Vorherrschaft der Geschlechter in den Mittelpunkt gestellt. Die Konstruktion der gängigen Opferrolle der Frau in jenem Machtkampf wird durch die besondere Betonung weiblicher Aktivitäten aufgespalten. Das Weibliche erhält somit eine klare Aufwertung (vgl.

²³ Verdeutlicht wird diese Ungleichheit an folgender Entwicklung am Beispiel der Medienbranche: 1. vertikale Segmentation: Je höher die Position (höhere Verantwortung und Bezahlung), desto geringer der Frauenanteil in jenen Positionen. 2. horizontale Segmentation: Geschlechterverteilung auf gleichem Positionslevel führte zu Aufteilung in Männer (Politik-, Wirtschaftsressorts in der Redaktion) und Frauendomänen (Beauty- und Lifestyle, sowie Familienthemen) (vgl. Klaus, E., 2005, S. 161ff und Dorer, J. & Klaus, E., 2008, S. 102f).

Klaus, 2005, S. 47). Die Wissenschaftlerinnen die im Sinne des Differenzansatzes forschen, gehen aber das Risiko ein, dass durch die Einforderung der Akzeptanz des Weiblichen als weiteren (anderen) Teil der Gesellschaft, die Differenz zwischen Mann und Frau zu reproduzieren und so erst recht zu manifestieren und nachhaltig für die Zukunft festzuschreiben (vgl. Klaus, E., 2005, S. 20f und 50). Beispielsweise werden in vielen Sparten verschiedene Angebote für die jeweiligen Geschlechter geschaffen. Zum Beispiel Jungenspielzeug, Frauenzeitschriften, Gendermarketing diverser Produkte, Filme für Männer etc. Dadurch wird die vermeintliche Verschiedenheit der Lebenswelten von Frauen und Männern erst betont. Zusammenfassend ist die Hauptaussage des Differenzansatzes, dass sich Männer und Frauen biologisch in zwei Geschlechter unterteilen und demnach haben Mann und Frau auch verschiedene Sichtweisen. Die andere Perspektive, und zwar die der Frau, muss aber weiter in den Vordergrund rücken.

3.3.3. De-/Konstruktivismus

Vorherrschend in diesem Ansatz ist das Verständnis, dass das Geschlecht und auch die Geschlechtsidentität als sozial konstruiert begriffen wird²⁴. Um eine bewusste Dekonstruktion des Geschlechts zu erreichen, müssen die Herstellungsprozesse jener Geschlechtskonstruktion reflektiert werden. *„Natur und Kultur, sex und gender werden in der sozialen Praxis erst hervorgebracht und sind nicht etwas vorab natürlich Gegebenes. Geschlechterdifferenzen werden in einem komplexen sozialen Prozess von Handlungen, Fremd- und Selbstpositionierungen, Bedeutungszuschreibungen und Legitimierungen erst konstituiert, erst dann erfolgt die Verankerung in der sozialen Realität als natürlich erscheinende Differenz.“* (Dorer, J. & Klaus, E., 2008, S. 94) Um eine willentliche Dekonstruktion des Geschlechts zu erreichen, müssen eben jene Status Quo und die Herstellungsprozesse jener Geschlechtskonstruktion erkannt und reflektiert werden. Die Frage nach dem Bedarf einer Dichotomisierung wird klar hinterfragt und leitet einen Paradigmenwechsel in den Standpunkttheorien ein. Es wird davon ausgegangen, dass konstruierte und in der Gesellschaft fest verankerte Realitäten (Geschlechtskategorien und -zuschreibungen) also auch wieder dekonstruiert werden können (vgl. ebenda). Als wesentlicher Einfluss auf die Entwicklung hin zur weiblichen oder männlichen Identität gelten im De-/Konstruktivismus die ‚Anderen‘.

²⁴ Siehe: Kapitel Geschlecht als Forschungsgegenstand S. 8

Gemeint ist damit das soziale Gefüge, das einen Menschen umgibt und in der Identifikation beeinflusst. Mit sämtlichen Verhaltensweisen, interaktiven Handlungen, Imitationen schafft man das eigene Geschlecht und das seines Gegenübers²⁵. Es entsteht somit eine Vielzahl an Handlungs- und Verhaltensschemen, die eine Zuschreibung zu Mann oder Frau unvermeidlich einleiten (vgl., Ayaß, R., 2008, S. 14f).

3.4. Cultural Studies

Das Fundament der Cultural Studies wurden 1964 mit der Gründung des Zentrums für Contemporary Cultural Studies (CCCS) an der Universität Birmingham gelegt. Cultural Studies sind eine Forschungsrichtung, die sich vor Allem mit der Alltagskultur und deren Verhältnissen zu und den Prozessen zwischen Kultur²⁶, Identität²⁷ und Macht („magisches Dreieck“) auseinandersetzt (vgl. Marchart, O., 2008, S. 34). Genauer gesagt geht es um die Zusammenhänge zwischen politischen und gesellschaftlichen Machtstrukturen innerhalb der Gesellschaft. Dabei etablierten sie Theorien einer neuen interdisziplinären Wissenschaft: den Kulturwissenschaften. (vgl. Löffelholz, M., 2002, S. 49). Jene Theorien dienen der Analyse jeglicher kulturellen Privilegien bestehender politischer Macht und Autorität. Kultur wird dabei als Bestandteil der geltenden Herrschaftsverhältnisse gesehen und untersucht, welchen Einfluss sie auf kulturelle Prozesse sie entwickeln (vgl. Bromley, R., 1999, S. 12). Den alles bestimmenden wechselseitigen Verhältnisse des „magischen Dreiecks“ wurden im weiteren Verlauf der Entwicklung der Cultural Studies um eine weitere - nicht weniger einflussreiche - Komponente als maßgeblich relevant für die Analyse der Prozesse in den Macht- und Herrschaftsverhältnissen erweitert: Die Medien (vgl. Marchart, O., 2008, S. 160ff).

3.4.1. Machtgefüge:

Alltagskultur ist bei den Cultural Studies der Raum, in dem es um die Re-/Produktion von Identitäten geht. Der bereits erwähnte Einfluss der Macht sorgt dafür, wie nachhaltig eine

²⁵ Siehe: Kapitel *Doing Gender* / GOFFMAN S. 16

²⁶ Exkurs Kultur: Als Begriff in den Cultural Studies gelten zwei Ansichten der 'Kultur' als essenziell. Zum einen betrachtet Kultur die Gesamtheit von Lebensweisen und all ihren Facetten, die sie bedingen (Kommunikation, Rituale, Wertevorstellungen, etc.). Zum anderen wird Kultur als Bedeutungssystem (Identifikation und Repräsentation) verstanden (vgl. Hepp, A., 2010, S. 275).

²⁷ Exkurs Identität: Ist die Gesamtheit von Prozessen der Identifikation eines Subjekts beziehungsweise Objekts. Aus angebotenen (teils medienvermittelten) Eigenheiten formt sich ein Verständnis zu einem Gesamtbild der Identifikation (vgl. Hepp, A., 2010, S. 274).

Identität sich hält. Allerdings gibt es immer auch Nischen in bestehenden Machtstrukturen, die Platz für Widerstand bieten und erst durch im Alltag gelebtes Verhalten genutzt werden können. Zum Beispiel gibt es Macht ja nicht nur auf politischer Ebene (Gesetze usw.), die eine Gleichstellung der Geschlechter reguliert, sondern eben auch die Macht der tatsächlich handelnden Menschen einer Gesellschaft. Forscherinnen und Forscher in den Cultural Studies untersuchen nun jene Alltagspraktiken, Normen und Prozesse und machen sie für eine breite Masse als soziale Konstrukte begreifbar. Dabei hinterfragen sie die Legitimität und erörtern, dass bestehende Konventionen nicht natürlich sind, sondern sich erst durch Kultur entwickelt haben. Jene Strukturen werden so herausgefordert und auf Veränderung geprüft (vgl. Marchart, O., 2008, S. 14f und S. 33f). Es entstand hierbei also eine neue Betrachtungsweise, die nicht die Hochkultur impliziert, sondern sich auf die Alltagskultur einer Gemeinschaft fokussiert und dabei vorwiegend die bestehenden Machtstrukturen dieser Alltagskultur enttarnt und aufzeigt (vgl. Hepp & Winter, 2008, S. 10f). Denn es gilt die Prämisse, dass kulturelle Fragen auch politische Fragen sind und in eben jenen Kulturen werden Machtstrukturen und -verhältnisse etabliert, legitimiert aber auch in Frage gestellt (vgl. ebenda, S. 10). Der Soziologe und einflussreiche Vertreter der Cultural Studies, Stuart HALL beschreibt die Rolle der Medien in jenem Machtkampf. Die Erzeugung von Konventionen, Einstellungen, Hierarchien, Wissen und Wertevorstellungen im Alltagsleben ist dabei HALL's zentraler Forschungsgegenstand. (vgl. Hall, S., 1999b, S. 113ff).

3.4.2. Aneignungstheorien:

Ein wesentliches Element der Cultural Studies ist die 'andere' Sichtweise auf die Rezeption von Medieninhalten. Die Nutzung der Medien ist „[...] *kein Prozess der ‚Übernahme‘ von oder ‚Assimilation‘ an bestimmte Medieninhalte [...]*“, sondern die Nutzung der Medien gilt als „[...] *Vorgang des ‚Sich-zu-Eigen-Machens‘ der Medieninhalte. Dieser Prozess ist nicht mit eindimensionalen Wirkungskonzepten wie dem des ‚Stimulus-Response-Ansatzes‘ beschreibbar [...]. Vielmehr handelt sich bei dieser Aneignung von Medieninhalten um einen Vermittlungsprozess zwischen spezifischen Diskursen lokalisierten Medieninhalten einerseits und den ebenfalls diskursiv vermittelten alltagsweltlichen Lebenszusammenhängen der Nutzerinnen und Nutzer andererseits.*“ (Hepp, A., 2010, S. 165).

Bei den Cultural Studies geht es also um die Untersuchung der Methoden und Techniken die Rezipientinnen und Rezipienten nutzen, um mit Texten umzugehen und welche Bedeutung sie

den Gelesenen beimessen und diese interpretieren (vgl. Maier, T., 2007, S.39). Auch die Auffassung von Geschlecht wird durch die Cultural Studies aufgelockert. So sind Mann und Frau nicht nur an der Entstehung ihrer eigenen Geschlechterhierarchie beteiligt, sondern auch an deren Erhaltungsmaßnahmen. Die Idee, dass Geschlecht also schon immer da war, gilt somit als überholt und unterstützt die Ansicht der menschengemachten Struktur des Geschlechts (vgl. Gildemeister, R. & Wetterer, A., 1992, S. 201ff).

Zudem gilt ganz klar, dass die Betrachtung von Kultur als homogen, einheitlich und identisch reagierend von den Cultural Studies für mehr als obsolet deklariert wird. (vgl. Marchart, O., 2003, S. 7ff) (Medien)Texte und die dazugehörigen Kommunikationsprozesse sind Produkte, die durch Traditionen und Erfahrungen geprägt sind und erheblich durch Mehrdeutigkeiten bestimmt werden (vgl. ebenda, S. 11). So verhält es sich auch mit dem Verständnis von Geschlecht und dessen Bedeutung für die eigene Identität oder die des Gegenübers. Somit ist jenes Verständnis auch wichtig für die Relevanz der Kommunikations-wissenschaft im Allgemeinen und diese Arbeit im Speziellen.

Um HALL's Annahmen nachvollziehen zu können, ist die Auffassung des Terminus Text von relevanter Bedeutung. In den Cultural Studies wird Text umfassender betrachtet als die gängige Alltagssprachliche Bedeutung eines geschriebenen oder gedruckten Textes. Für HALL und die Cultural Studies im Allgemeinen steht Text für alle Arten von „kommunikativen Produkten“ (vgl. Hepp, A., 2010, S. 109). Das können Popsongs, TV-Shows, Filme, etc. sein. Daraus folgt auch, dass die Rezeption jener Texte als „Lesen“ verstanden wird. Grundlegend gilt: die Texte sind vieldeutig und ihre Belange sind nicht im Vorhinein determiniert. Das heißt, dass es verschiedene Deutungen und Interpretationen der Lesenden gibt, die aktiv am Entstehungsprozess jener Textbedeutungen teilnehmen (vgl. ebenda).

3.4.3. Encoding/Decoding-Modell

Laut HALL können Rezipientinnen und Rezipienten nicht isoliert vom Kontext gesehen werden und stehen in Wechselwirkung zu ihrer gesellschaftlichen und kulturellen Umwelt. (vgl. Hall, S., 2004, S. 66f) Auch in der Auseinandersetzung mit den Medien muss demnach der Blickwinkel auf die Medienproduktion und der Bezug zur Gesellschaft gelegt werden. Beide Seiten werden im Kommunikationsmodell Encoding/Decoding-Modell berücksichtigt:

Ursprünglich galt, dass Bedeutung des gesandten Textes (Medieninhalt) gleich der Bedeutung des empfangenen Textes ist. Doch HALL begreift, dass das Senden und Lesen eines Textes unter dem Einfluss von Alltagsprozessen stattfindet. Die Bedeutung eines Textes ist dabei nicht identisch für jeden. Wird ein Medieninhalt produziert, gilt dies als das Kodieren eines Textes. Beim Herstellungsprozess einer Nachricht kommen jeweils geltende Einstellung, Normen und Erwartungen einer Gesellschaft sowie auch technische Regeln und Handhabungen zum Tragen. Ein im TV übertragenes Event zum Beispiel wird durch Regie, Schnitte, Kameraeinstellungen und Drehbuch zu einem Text kodiert und gesendet (vgl. Hall, S., 1999a, S. 103f). Der gesendete Text wird nun von der Rezipientin oder dem Rezipienten empfangen und dekodiert. Je nachdem in welcher Lebenssituation (ökonomisch, sozial, kulturell) sie oder er sich befindet, welchen Werten oder Einstellungen die Rezipientinnen oder Rezipienten unterliegen, wird der Text unterschiedlich gelesen und interpretiert. Auch diese Art der Rezeption gilt für HALL als Medienproduktion, da während der Textproduktion die Erwartungen der Rezipientinnen und Rezipienten bedacht werden. (vgl. ebenda, S. 103).

Das Verständnis und die Bedeutung zwischen kodiertem und dekodiertem (Medien-)Text muss dabei keineswegs kongruent sein. HALL differenziert drei Lesarten von Medieninhalten, die das rezipieren der Inhalte und das daraus resultierende Miss-/Verständnis beeinflussen. Die dominante Lesart: Hierbei wird die dominante also vordergründige Bedeutung des Textes angeeignet. Die ausgehandelte Lesart: Die Rezipientinnen und Rezipienten stehen in Dissonanz zum Gelesenen. Es werden sowohl dominante als auch oppositionelle Komponenten des Textes übernommen. Des Weiteren gibt es noch die oppositionelle Leseart: Die Leserin und der Leser enttarnen die dominierende Bedeutung und beziehen eine gegenteilige Einstellung zur dominierenden Bedeutung (vgl. ebenda, S. 107f).

Zusammenfassend gelten für die Cultural Studies drei wichtige Aspekte für ihr Verständnis. Erstens wird Kultur als Teil der herrschenden Machtverhältnisse begriffen und nicht als unwichtiger Nebeneffekt anderer sozialer Strukturen. (vgl. Bromley, R., 1999, S. 12) Zweitens stellt Kultur den Ort dar, an dem Identitäten (Geschlechtsidentitäten, Klassenidentität, Herkunftsidentität etc.) kreiert und reproduziert werden um sich vom „Ich“ und „die Anderen“ abzutrennen. (vgl. Marchart, O., 2008, S. 31). Drittens sind die in den Cultural Studies untersuchten Phänomene und kulturell basierten Identitäten durch Dominanz- und Ordnungssysteme geprägt. Macht- und Herrschaftsstrukturen sowie das Patriarchatssystem stehen hierbei im Hauptfokus. (vgl. ebenda, S. 43).

Die Cultural Studies und die Geschlechterforschung sind dabei stark miteinander verwoben. In beiden Disziplinen kommt es zur Schnittmenge von Untersuchungsgegenständen. Zum Beispiel die Dominanzstrukturen und Machtverhältnisse zwischen Männern und Frauen, das Hinterfragen von heteronormativen Lebensweisen und der Bezug zu alternativeren Lebensverhältnissen oder Kritik an sozial konstruierte Normvorstellungen, um nur einige Beispiele zu nennen (vgl. Klaus, E., 2005, S. 23ff).

Verstärkt wird diese Vernetzung beider Disziplinen zum einen durch die Betrachtung der Medien als wesentliche kulturelle und ideologische Kraft zum einen. So bezeichnet HALL die modernen Massenmedien als "*[...] die dominanten Mittel und Wege sozialer Signifikation und Bedeutung in modernen Gesellschaften. [...]*" (vgl. Hall, S., 1982, S. 83). Zum anderen gilt die Akzeptanz einer aktiven Rolle des Publikums im De-/Kodieren der Texte (vgl. Marchart, O., 2008, S. 152f) als Zeichen für die starke Verflechtung von Cultural Studies und Gender Studies.

4. Intersektionalitätskonzept

Als Intersektionalität wird ein feministisches und wissenschaftliches Konzept der Analyse von Mehrfachdiskriminierungen und die Perspektive auf Machtverhältnisse verstanden. Zentral dabei sind die Überschneidungen, Überlappungen, Vernetzungen, Zusammen- und Wechselwirkungen mehrerer parallel verlaufender Diskriminierungs- und Ungleichheitskategorien, die zu neuen Diskriminierungsformen führen (vgl. Meyer, K., 2017, S. 11 und 61f). Der Intersektionalitätsdiskurs²⁸ „[...] nimmt seinen Ausgang von der empirisch untermauerten Erkenntnis, dass Gesellschaften heute von mehreren Dimensionen sozialer Ungleichheiten geprägt werden, von denen das Geschlechterverhältnis nur eine ist“ (Hagemann-White, C., 2011, S. 20). Es geht also um die Schnittmenge mehrere Diskriminierungskategorien, die zusätzlich zur Kategorie Geschlecht²⁹ auf eine Person einwirken: „Indem wir Klasse, Ethnizität und Hautfarbe um Sexualität und Geschlecht ergänzen, haben wir eine andere Dimension in der Repräsentation von Differenz eingeführt“ (Hall, S., 2004, S. 114). Essentiell ist dabei das Verständnis, dass die verschiedenen einwirkenden Diskriminierungskategorien sich nicht zusammenrechnen zu einer Überdiskriminierung, sondern sich als völlig eigenständige, neu erschaffene Diskriminierungsform verstehen. Der intersektionale Ansatz untersucht daraufhin die Wechselwirkungen jener Multidimensionalität der sozialen Positionierung eines Individuums (vgl. Anthias, F., 2011, S. 210). Diese sozialen Positionierungen in der Gesellschaft basieren auf den Merkmalen wie Geschlecht, Klasse, Rasse, körperliche Versehrtheit, Alter etc. und vernetzen und bedingen sich zu jeweils unterschiedlichen Verhältnissen von Ungleichheit (vgl. Klappeer, C., 2014, S. 55) und schaffen so auch jeweils unterschiedliche Benachteiligungen beziehungsweise Diskriminierungen.

4.1. Was ist Intersektionalität?

Bei dem Ausdruck Intersektionalität handelt es sich um ein „Set von Begriffen, theoretischen Interventionen, Prämissen, Problemstellungen und Lösungsvorbildern [...], die als gemeinsamer Orientierungsrahmen fungieren und neue Forschungsperspektiven eröffnen.“

²⁸ Siehe: Kapitel Intersektionalitätsdebatte S.75

²⁹ Siehe: Kapitel Sexismus S. 55

(Walgenbach, K., 2013, S. 265f), sowie je nach Erkenntnisinteresse und Forschungsansatz unterschiedlich flexibel angewandt werden können. Viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler begrüßten das Aufkommen des Intersektionalitätsansatzes wohlwollend. Leslie MCCALL beschreibt die Intersektionalität als den wichtigsten Beitrag für die Frauenforschung: „*One could even say that intersectionality is the most important theoretical contribution that women's studies, in conjunction with related fields, has made so far*“ (McCall, L., 2005, S. 1771). Viele Forscher und Forscherinnen finden ihre eigenen Definitionen und Zugänge zur Intersektionalität. Die folgenden erscheinen für das Forschungsinteresse der vorliegenden Arbeit am relevantesten:

Carol HAGEMANN-WHITE führt aus, dass der Begriff Intersektionalität sich aus den Theoremen erschließt, welche „*[...] strukturelle Ungleichheiten gesellschaftlich tragende Relationen von Dominanz und Unterordnung in einem Beziehungs- und Verweisungsgefüge einbinden, absichern und gegen unablässig störende Kräfte verteidigen, und zwar nicht nur durch Beharren, sondern auch durch Wandel.*“ (Hagemann-White, C., 2011, S. 20). Zudem fügt sie hinzu, dass sich auf eine einzelne vertikale Hierarchie die Verhältnisse von Macht und Benachteiligung nicht herunterbrechen lassen. Lebenslage, soziale Position, Privilegien und Chancen eines Menschen bilden Schnittstellen auf mehreren Strukturlinien und werden in der Intersektionalität ebenfalls berücksichtigt (vgl. ebenda, S. 21f). Ähnlich beschreibt auch Gudrun-Axeli KNAPP Intersektionalität, die das Konzept als „*Perspektive einer systematischen Verknüpfung verschiedener Formen von Diskriminierung, Ungleichheit und Differenzierung*“ (Knapp, G.-A., 2008, S. 34) betrachtet und als Grundlage für die Erklärung von sozialen Ungleichheiten bezeichnet.

Den Vorteil der Intersektionalitätsforschung beschreibt Kathy DAVIS treffend: Die Intersektionalität scheint „*[...] alle Merkmale einer erfolgreichen feministischen Theorie zu haben.*“ (Davis, K., 2013, S. 61) und „*[...] konzentriert sich auf ein umfassendes, fundamentales Problem der feministischen Theorie, bietet etwas Neues, spricht GeneralistInnen ebenso an wie die SpezialistInnen des Fachs und ist dabei so vieldeutig und unbestimmt, dass er geradezu dazu provoziert, ihn konstruktiv zu kritisieren und weiterzuentwickeln.*“ (ebenda)

Katharina WALGENBACH bezeichnet Intersektionalität zudem als Erforschung von „*[...] Macht-, Herrschafts- und Normierungsverhältnissen, die soziale Strukturen, Praktiken und*

Identitäten reproduzieren” (Walgenbach, K., 2012a, S. 84) und beschreibt das Vorgehen der Intersektionalität wie folgt: „[...] dass soziale Kategorien wie Gender, Ethnizität, Nation oder Klasse nicht isoliert voneinander konzeptualisiert werden können, sondern in ihren Verwobenheiten oder ‚Überkreuzungen‘ (engl. intersections) analysiert werden müssen. Additive Perspektiven sollen überwunden werden, indem der Fokus auf das gleichzeitige Zusammenwirken von sozialen Ungleichheiten gelegt wird. Es geht demnach nicht allein um die Berücksichtigung mehrerer sozialer Kategorien, sondern ebenfalls um die Analyse ihrer Wechselwirkungen“ (ebenda, S. 81). Es macht also einen Unterschied, ob eine weiße Frau auf Grund ihres Geschlechts diskriminiert wird, oder eine schwarze Frau muslimischen Glaubens, die im Rollstuhl sitzt. Beide Frauen erleben und empfinden eine völlig unterschiedliche Diskriminierungsdimension. Diese vielschichtigen sozialen und kulturellen Zusammenhänge innerhalb der Diskriminierung zu erkennen und zu berücksichtigen, bildet das Leitbild der Intersektionalität (vgl. ebenda, S. 82). Konkret bedeutet dies für die Mehrfachdiskriminierung auf Grund mehrerer Kategorien, dass „[...] ein solcher interkategorialer Anspruch [...] eben nicht davon auszugehen ist, dass die Kategorie ‚Geschlecht‘ beispielsweise auf die Kategorie ‚Rasse‘ trifft und diese ‚Überschneidung‘ zu einer ‚doppelten Diskriminierung‘ führt, sondern dass [diese Personen] anderen strukturellen Positionierungen und Diskriminierungen unterliegen, die wiederum ganz spezifische Zwänge, Normen, Formen der Identifikation oder eben Privilegien und Freiräume produzieren.“ (Klapeer, C., 2014, S. 65)

Es gilt allerdings hierbei zu beachten, dass es keine deckungsgleiche oder automatische Verbundenheit der Kategorien und Dimensionen der Diskriminierungsformen gibt. Jede Diskriminierungsintersektion ist individuell erfahrbar, heterogen und muss individuell analysiert und begriffen werden: „However these categories are socially constructed and we should not assume that finding particular characteristics within these categories means that there is some causal relationship between the outcomes and the nature of the categories themselves.“ (Anthias, F., 2011, S. 214). Und genau in diesem Zugang liegt der Schwerpunkt in der Definition der Intersektionalität und der dazugehörigen Forschung. Denn in der intersektionellen Analyse werden die unterschiedlichen Diskriminierungsdimensionen nicht einfach addiert, sondern als verwoben betrachtet und die gegenseitigen Abhängigkeiten einzelner sozialer Kategorien einbezogen. Verstärkungen, Abschwächungen und sonstige Veränderungen werden einbezogen und als neue Strukturkategorien erfasst (vgl. Degele, N. & Winker, G., 2009, 14ff).

Dies begründet auch ein weiterer wichtiger Aspekt der Intersektionalität: die hohe Bedeutung der Kontextualität. Die soziale Konstruktion von Normalität, sozialer Kategorien und die daraus resultierende Position in der Gesellschaft bestimmen Diskriminierung oder Dominanz. Jene Bedingungen sind aber immer im Kontext miteinander und in Bezug auf Ort und Zeit zu betrachten. So gesehen können sich die Normen und mögliche Sanktionen von deren Nichteinhaltung (Diskriminierungen) auch verändern und weiterentwickeln (vgl. ebenda, S. 211). Das heißt auch, dass die jeweiligen Intersektionalitäten in verschiedenen Kontexten zu unterschiedlicher Relevanz für die Betroffenen führt, da diese Intersektionalitäten auch unterschiedlich gelesen werden und somit unterschiedliche Positionierungen bewirken (vgl. Klappeer, C., 2014, S. 63).

Durch das zur Hilfenahme des Intersektionalitätskonzeptes, kann man eben jenen sozial konstruierten Kategorien und künstlich erschaffenen Normalitäten auf den Grund gehen. Zum Beispiel: Warum gibt es stereotyp in weiblich und männlich unterteilte Arbeiten und warum werden innerhalb dieser geschlechtstypisch definierten Berufe nochmal „typische“ Arbeiten unterschieden? Beispielsweise Arbeiten, die üblicherweise von Migrantinnen ausgeführt werden. Durch die Analyse der Intersektionalität kann versucht werden zu erklären, warum jene Migrantinnen als geeignet gesehen werden, eben jene für sie typischen (Klischee: geduldige asiatische Krankenpflegerin, fingerfertige und freundliche türkische Putzfrau etc.) Aufgaben zu verrichten, obwohl sie dann aber zur gleichen Zeit als geringer emanzipierte Frauen in der Mehrheitsgesellschaft dargestellt werden. Natürlich im Vergleich zur als Norm und normal gesetzten „einheimischen“ Frau (vgl. Castro Varela, M., 2003, S. 21).

Als wesentlich für das Intersektionalitätskonzept gilt also, dass mehrere Differenzkategorien zusammengedacht werden müssen. Das viel zitierte Schubladendenken muss hier intersektional überarbeitet werden. Das Sprach- und Gedankensymbol „Schublade“, welches eine verallgemeinernde Zugehörigkeit durch definierende Merkmale verdeutlicht, wird durch die Anwendung der Intersektionalität zwar nicht aufgelöst, aber erweitert. In der Intersektionalität steckt ein Mensch quasi nicht nur in einer Schublade, sondern kann gleichzeitig in mehreren Schubladen platziert werden (vgl. Tudier, E., et al, 2012, S. 37). Um ein Beispiel zu nennen, welches die Intersektionalität mehrdimensional begreifbarer macht: Eine Frau bewirbt sich um einen Job, der mit einem niedrigen Alter ausgeschrieben ist. Manche Frau, die vielleicht auf dem zweiten Bildungsweg oder nach der Familienplanung ein höheres Alter aufweist als ihre Mitbewerberinnen und Mitbewerber, erfährt hierbei strukturelle Benachteiligung. Wenn jetzt

noch eine körperliche Beeinträchtigung, sexuelle Orientierung oder religiöse Kategorie mit einhergeht, wird die Untersuchung auf wissenschaftlicher Ebene (aber auch juristisch) sehr komplex (vgl. Adusei-Poku, N., 2012, S. 2). Die Offenheit und Vagheit des Analyseprozesses, der jene individuelle Mehrfachdiskriminierung erfasst, ist hierbei Vorteil und Kritikpunkt zugleich.

Zusammenfassend geht es in der Intersektionalitätsforschung also um die Beziehungen und Verhältnisse zwischen (konstruierten) Differenzen, sowie den daraus resultierenden ungleichen Ressourcenzugängen, sowie die Verbindung verschiedenster Diskriminierungsformen, die nicht isoliert aneinandergehangen werden, sondern in ihrer Wechselwirkung erfasst gehören (vgl. Walgenbach, 2012b, S. 1 und 26). Für die Intersektionalität gelten folgende drei Hauptkriterien. Erstens wirken verschiedene Ungleichheitskategorien gleichzeitig. Zweitens sind diese Kategorien kontextspezifisch und wirken so je nach Bezugsrahmen unterschiedlich und drittens „[...] schlägt sich in diesen Beobachtungen ein Denken nieder, das über reduktionistische Ungleichheitsbeschreibungen hinauszukommen versucht.“ (vgl. Degele, N. & Winker, G., 2009, S. 18). Das Ausmaß des Spektrums von Diskriminierungen und Mehrfachunterdrückungen, kann erst dann erkannt werden, wenn jene Auswirkungen der Intersektionen der sozialen Kategorien (allen voran Geschlecht, Klasse und Ethnizität) näher untersucht werden (vgl. Becker-Schmidt, R., 2007, S. 56). Abgerundet wird das Erforschen der Mehrfachdiskriminierungen durch die Analyse der verwobenen Macht-, Normierungs- und Herrschaftsverhältnisse, welche die sozialen Benachteiligungen strukturieren (vgl. Walgenbach, 2012b, S. 2).

5. Voraussetzungen zum Verständnis der Intersektionalität

Um das Konzept der Intersektionalität in seiner Komplexität erfassen zu können, werden die Grundbegriffe im Folgenden operationalisiert. Sie dienen dem Grundverständnis von Intersektionalität und beschreiben, in welchem gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Rahmen sie eingebettet ist. Um das Konzept der Intersektionalität als wissenschaftliches Analyseinstrument zu nutzen, bedarf es des Verständnisses der folgenden Begriffe.

5.1. Macht und Herrschaft

Macht meint im heutigen Sinne nicht exklusiv die Gewalt einer Person über eine andere, sondern versteht sich abstrakter und meint vielmehr ein Kräfteverhältnis zwischen Unterwerfung und Überlegenheit und die Prozesse und Praktiken, die dies ermöglichen (vgl. Bublitz, H., 2003a, S. 68). Sie ist auch keinem bestimmten System oder bestimmter Struktur zugehörig, sondern besitzt einen allgegenwärtigen Charakter, der auf vielen Ebenen und in mehreren Formen existiert. Auch für die intersektionale Theoriebildung gilt das Augenmerk auf den Verhältnissen von Macht und Herrschaft als ‘Mindeststandard’ (vgl. Leiprecht, R. & Lutz, H., 2006, S. 221) im Zusammenspiel der gängigen Differenzlinien Geschlecht, Klasse und „Rasse“. Soziale Ungleichheiten beziehungsweise Differenzen gelten als das Ergebnis von Machtkämpfen und als Rechtfertigung von Diskriminierung und Ausbeutung (vgl. ebenda, S. 221ff).

Paul-Michel FOUCAULT und Judith BUTLER betrachten Macht nicht per se als eine negative Eigenschaft, die etwas Schlechtes oder Böses innehat, sondern sie sehen Macht als produktive Kraft, die dem Zweck dient, Strukturen auszubilden und zu erhalten. Macht steht bei ihnen also nicht für etwas, das vordergründig unterdrückend ist, sondern für eine Kraft, die etwas hervorbringt. Also eine Produktivität und nicht „[...] *wogegen Individuen sich wehren, sondern streng genommen das, was sie zu dem macht, was sie sind. Macht produziert gesellschaftliche Wirklichkeit(en).*“ (Bublitz, H., 2003b, S. 320). Genauer beschreibt FOUCAULT Macht als einen Kreislauf der Wirklichkeitsproduktion: „*In Wirklichkeit ist die Macht produktiv; und sie produziert Wirkliches. Sie produziert Gegenstandsbereiche und Wahrheitsrituale: das Individuum und seine Erkenntnis sind Ergebnisse dieser Produktion.*“ (Foucault, M., 1976, S. 250) Zudem sieht er Macht nicht als „[...] *etwas, was man erwirbt, wegnimmt, teilt, was man*

bewahrt oder verliert; die Macht ist etwas, was sich von unzähligen Punkten aus und im Spiel ungleicher und beweglicher Beziehungen vollzieht.“ (Focault, M., 1977, S. 115). Jener Zugang ist auch im Verständnis der vorliegenden Arbeit wichtig, da die Gegenstandsbereiche der Intersektionalität auf Kategorien und Dimensionen beruhen, die allesamt miteinander verwobene, sozial konstruierte Wahrheiten (beziehungsweise Realitäten) und kulturelle Rituale (Traditionen) sind. Demnach beschreibt sich Macht auch als ein netzartiges Machtmodell, das sich über die Gesellschaft spannt und sich in „*institutionellen, physischen und reglementierenden Praktiken*“ (Bublitz, H., 2003c, S. 104) zeigt. Dies verleiht Macht auch die Funktion einer Analysekategorie von Vergesellschaftung: Machtpraktiken werden dadurch wahrnehmbar, wenn sie sich auf Klassifikationen, Kategorisierungen und Abgrenzungsmechanismen beziehen. Macht versucht dabei von der Norm abweichende Subjekte auszugrenzen und etabliert einen Mechanismus der Normalisierung (vgl. Bublitz, H., 2003a, S. 73). So werden Handlungsmuster erzeugt, die sich an Durchschnittswerten orientieren und einen Standard und Konventionen schaffen. Es entsteht eine Rangordnung diverser Normalitätsgrade, die auf der einen Seite homogenisierend agiert, auf der anderen Seite aber gleichzeitig auch individualisierend zur Geltung kommt. (vgl. ebenda, S. 82).

Arten der Macht:

Physische Macht: Überlegenheit wird durch körperliche Stärke ausgedrückt und durch körperliche Gewalt umgesetzt (vgl. Abels, H., 2019, S. 253). „*Menschen können über andere Macht ausüben, weil sie andere verletzen können.*“ (Popitz, H., 1992, S. 25) und sieht damit die Verletzbarkeit des Menschen als Wurzel der Aktionsmacht. Dies schließt sowohl kriegerische Handlungen als auch die reine physische Gewalt ein, wenn ein Überlegener oder eine Überlegene einem Unterlegenen beziehungsweise einer Unterlegenen etwas antut (vgl. ebenda, S. 31f).

Psychische Macht: Macht wird durch psychische Besonderheiten ausgeübt. Ausstrahlung und Autorität³⁰ gelten als Beispiele für psychische Macht, aber auch viele Formen der non-verbalen Kommunikation äußern sich in psychischer Macht. Zum Beispiel kann ein schönes Äußeres, auf Menschen einschüchternd wirken (vgl. Abels, H., 2019, S. 254).

³⁰ Auch als autoritative Macht bezeichnet. Autorität gilt für Institutionen oder Menschen, die eine objektiv gerechtfertigte und glaubwürdige Folgebereitschaft ohne äußeren Zwang erzeugt (vgl. Popitz, H., 1992, S.29).

Ideologische Macht: Diese Art der Macht drückt sich über „*die Verfügung über das Denken der Anderen*“ (ebenda, S. 233) aus. Die zu verteidigende Ideologie versteht sich als geschlossen und lässt keiner Alternativen zu. Die Vorstellungen der Ideologie bestimmten die Wirklichkeit und provoziert Handlungsweisen, die eben jene Wirklichkeit durchsetzen (vgl. ebenda). Dies geschieht auch durch das Schüren von Ängsten³¹. „*Da die Bewirtschaftung von Ängsten zu den bedeutendsten Quellen der Macht von Menschen über Menschen gehört, entwickeln und erhalten sich auf dieser Basis Herrschaftssysteme in Hülle und Fülle.*“ (Elias, N., 1982, S. 57)

Strukturelle Macht: Hierbei steht Macht als weitergeleitete und vererbte Form der Macht und ihren Verhältnissen. Je nachdem zu welcher sozialen Struktur man sich zählt, profitiert man von den Machtverhältnissen jener Klasse beziehungsweise Gruppe. Das Sich-in-den-richtigen-Kreisen-befinden steht beispielsweise für jene Art der Macht. Es wirkt so, als würde ein Individuum jene Macht anwenden, doch die Ausübung der Macht findet durch die Weitergabe der Machtverhältnisse statt (vgl. Abels, H., 2019, S. 249). Bei der Untersuchung der Gesellschaft hinsichtlich der Geschlechterdifferenzierung kommt vor allem die strukturelle Macht zum Tragen: Überlegenheit und Machtverhältnisse, die lediglich nur in der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Geschlecht begründet sind.

Thomas HOBBS beschreibt die Vorstellung von Macht als eine der stärksten Leidenschaften des Menschen und schreibt Menschen ein „*[...] perpetual and restless desire of power after power*“ (Hobbes, T., 1651, S. 91 zitiert nach Abels, H., 2019, S. 245) zu. Max WEBER definiert Macht wie folgt: „*jede Chance innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen gleichviel, worauf diese Chance beruht*“ (Weber, M., 1980, S. 28) und begründet damit die Ursprünge der Definition des Machtbegriffs, auf denen sich viele Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler beziehen. Der Machtbegriff beherbergt dennoch eine Vielzahl an möglichen Ausdifferenzierungen. So steht der Begriff Macht dem Begriff Herrschaft ergänzend gegenüber. Die Begrifflichkeit Herrschaft dient hierbei als Hilfsmittel, die verschiedensten Dimensionen der Macht deutlicher zu identifizieren. Der Ausdruck Herrschaft versteht sich somit als „*die Chance, Gehorsam für einen bestimmten Befehl zu finden [...]*“ (Weber, M., 1922, S. 717). Durch kulturelle Traditionen, konditionierte Gewohnheiten, gesellschaftliche Moralvorstellungen und persönliche Neigungen, die eben jene

³¹ Geht einher mit psychischer Macht. Auch durch Drohungen und Versprechen wird Einfluss ausgeübt und Macht demonstriert. Das Drohen und Bedrohtsein kann auch als instrumentelle Macht bezeichnet werden (vgl. ebenda, S. 79f).

Gehorsamkeit begründen, rechtfertigt sich jene Herrschaft (vgl. ebenda). Basierend auf der Legitimität und Anerkennung von Macht in der Gesellschaft, etabliert sich daraufhin auch Herrschaft. Da Macht im Allgemeinen als vielgestaltiges Phänomen in sozialen Verhältnissen und Beziehungen betrachtet wird, versteht sich Herrschaft im Speziellen als Form institutionalisierter und systematisierter Machtexekution. Ein Herrschaftssystem ist dabei immer auch gleichzeitig Zwangszusammenhang und Ordnungsphänomen, das aus der Machtausübung hervorgeht (vgl. Knapp, G.-A., 1992, S. 287)

Der Begriff Herrschaft steht hierbei für eine nicht personenbezogene (entpersonalisierte), regulierende und gerechtfertigte Machtbeziehung (vgl. Inhetveen, K., 2008, S. 266). Der Weg von der Macht zur Herrschaft verläuft über die Entpersonalisierung der Machtverhältnisse. Darauf folgt die Festsetzung der Normen und daraus abgeleitet den Konsequenzen des Befolgens oder Nichtbefolgens und der Akzeptanz und Legitimierung sowie die Verinnerlichung dessen durch die Unterlegenen jener Machtverhältnisse (vgl. ebenda).

Nichtsdestotrotz ist die Wahrnehmung von Macht keine Selbstverständlichkeit. Erst die voranschreitende Geschichte lehrte das kritische Hinterfragen von Herrschafts- und Führungsordnungen. Bis zur Zeit der Aufklärung galt die soziale Position in der Gesellschaftsordnung als selbstverständlicher, gar natürlicher Umstand, der auf dem Willen einer höheren göttlichen Gewalt beruht. Doch das Streben nach politischem Einfluss bestimmter Individuen und Gruppen sowie die Schaffung neuer Nationalstaaten, die auch eine neue Herrschaftsordnung etablierten, kreierte ein Bewusstsein, dass Macht nicht gottgegeben ist, sondern von den Menschen selbst erschaffen werden kann. Dadurch wurde ebenfalls deutlich, dass Macht kritisier-, beeinfluss-, ab- und aufwertbar ist (vgl. ebenda, S. 254). Durch das Voranschreiten der Entwicklungen in der (Natur-) Wissenschaft, Bewusstsein für Politik, Technik und Nationalstaatsverständnis – vor allem zu Zeiten der Industrialisierung – entstand eine Entkopplung des Machtbegriffs im Bezug auf herrschende und führende Personen. Es kam zur Etablierung verschiedener Machtzentren, die auch unabhängig von staatlichen Strukturen und in verschiedenen Ebenen Macht ausübten. Macht wurde im Zuge dieser Entwicklung wieder etwas unbegreiflicher und schwerer zu erfassen (vgl. Plessner, H., 1981, 265f und Inhetveen, K., 2008, S. 254).

Macht und die an sie gekoppelten Handlungsweisen werden als Ziel eines jeden Menschen verstanden und sogar als alles entscheidender Antrieb ausgemacht. Das Individuum strebt nach

Überlegenheit. Dieses Streben muss nicht bewusst intendiert sein, sondern kann auch ein unbewusstes Verlangen sein (vgl. Abels, H., 2019, S. 241). Zudem versteht sich Macht als ein Vermögen und eine Leistung. Also Macht im Verständnis davon, dass man etwas machen kann und in die Welt eingreifen kann (vgl. ebenda, S. 241f).

Auf jene Definitionsansätze aufbauend sind für diese Magisterarbeit aber vor allem jene Zugänge zum Machtverständnis von Bedeutung, die sich mit den weiterführenden Konsequenzen für die Gesellschaft und den daraus resultierenden Identitätsorientierungen für das Individuum beschäftigen. Wesentlich dafür sind die Handlungen und Interaktionen innerhalb der Machtstrukturen.

Emile DURKHEIM betrachtet Macht im Kontext zwischen Individuum und institutionalisierter Herrschaft. Er beschreibt, dass die Institutionen „*mit gebieterischer Macht ausgestattet [...], kraft derer sie sich einem jeden aufdrängen, er mag wollen oder nicht*“ (Durkheim, E., 1984, S. 106).

Jeder ergibt sich dem etablierten Machtverhältnis gefestigter Institutionen, verhält sich dementsprechend und unterwirft sich vermeintlich freiwillig der geltenden Macht. Laut FOUCAULT ist Macht, der Prozess und das Handeln unterschiedlicher und ungleicher Individuen. Die dabei existierenden ungleichen Machtverhältnisse verstehen sich als Darstellung eines Konflikts. In dieser Uneinigkeit will eine Seite etwas bewusst oder unbewusst erreichen, während die andere Seite darauf bewusst oder unbewusst reagiert (vgl. Abels, H., 2019, S. 244f).

Macht kann man also als eine Fähigkeit verstehen, bestimmte „*Verhältnisse zu beeinflussen und andere Menschen zu einem bestimmten Verhalten zu zwingen bzw. es zu verhindern*“ (ebenda, S. 253). Die Begründung der Macht liegt hierbei in der reinen Akzeptanz der Überlegenheit des oder der Machtausübenden.

Zusammenfassend gilt, dass Macht nicht immer offensichtlich zu erkennen ist. Sie ist auf keine Äußerlichkeiten zurückzuführen, sondern speist sich aus innerem Identitätsbild und legitimierender Zustimmung von außen. Machtausübung steht dabei nicht für das bloße Verhältnis zwischen „*individuellen oder kollektiven Partnern, sondern die Wirkungsweise gewisser Handlungen, die andere verändern.*“ (Foucault, 1999, S. 191). Jene Wirkungsweisen sind es, die verdeutlichen: „*Es gibt also nicht etwas wie die Macht oder einen Stoff der Macht,*

[...], es gibt Macht nur als von dem ‚einen‘ auf den ‚anderen‘ ausgeübte.“ (ebenda). Zudem gilt: Macht ist keine natürlich biologische Eigenschaft, sondern gesellschaftlich zugeschrieben und von Menschen gemacht. Dabei gilt auch, dass Macht kein statisches System ist, sondern sie kann durch fortlaufende Diskurse geprüft und verändert werden. Im Verständnis für Macht liegt auch die Grundlage für das Verständnis der Abgrenzung zum Anderen. Denn die Angst vor Macht- beziehungsweise Dominanzverlust wird mit existenziellen Ängsten gleichgesetzt. Je mehr ein Mensch verlieren könnte, umso mehr versucht der Mensch sich auch abzusichern. Dies geht nur, indem der Mensch sich vor dem Infragestellen der Macht durch Fremde und andere schützt (vgl. Rommelspacher, B., 1994, S. 20).

5.2. Dominanzkultur

Dominanzkultur steht für eine Charakterisierung der Entstehung gängiger Diskriminierungsformen durch die Gesellschaft und erklärt die Ausgrenzungsmechanismen auf Grund von dominanten und für überlegen gewerteten Ideologien, Werte und Einstellungen. In Folge dessen werden so die geltenden Normen einer Kultur definiert, repräsentiert und reproduziert. Fremdheiten und Andersartigkeiten müssen also entweder absorbiert (unterworfen) oder ausgegrenzt werden (vgl. Rommelspacher, B., 1995, S. 18f). Eine reine Formulierung und Postulierung der geltenden Normen ist allerdings nicht ausreichend, um eine bestimmte Dominanzkultur in einer Gesellschaft zu etablieren. Sie müssen einer möglichst großen Quantität der Mitglieder der Gesellschaft akzeptiert und verinnerlicht werden.³² Geprägt wurde der Begriff Dominanzkultur von Birgit ROMMELSPACHER, die ihn wie folgt beschreibt: Dominanzkultur ist „[...] unsere ganze Lebensweise, unsere Selbstinterpretationen sowie die Bilder, die wir vom Anderen entwerfen, in Kategorien der Über- und Unterordnung gefaßt [sic] sind. [...] Wobei Kultur hier in einem umfassenden Sinn verstanden wird, und zwar als das Ensemble gesellschaftlicher Praxen und gemeinsam geteilter Bedeutungen, in denen die aktuelle Verfaßtheit (sic) der Gesellschaft, insbesondere ihre ökonomischen und politischen Strukturen, und ihre Geschichte zum Ausdruck kommen. Sie bestimmt das Verhalten, die Einstellungen und Gefühle aller, die in dieser Gesellschaft leben, und vermittelt so zwischen

³² Mehrheitsgesellschaft: Erreicht die Anzahl der Mitglieder mit übereinstimmenden Normvorstellung die Größe einer Mehrheit der Gesamtgesellschaft (Bevölkerung), spricht man auch von Mehrheitsgesellschaft. Jene Mehrheitsgesellschaft besitzt nun die Funktion Standards und Norm zu dominieren und zu definieren. Die Fähigkeiten der Mehrheitsgesellschaft können auch als Leitkultur bezeichnet werden (vgl. Schwietering, T., 2018, S. 329).

den gesellschaftlichen und individuellen Strukturen.“ (Rommelspacher, B., 1995, S. 22) Weiterhin muss man die Dominanzkultur auch als „[...] *Geflecht verschiedener Machtdimensionen zu begreifen, die in Wechselwirkung zueinander stehen.*“ (ebenda, S. 23)

Vorausgehend jener Entwicklung einer Dominanzkultur und den daraus resultierenden Benachteiligungen von Menschen, die aus jenem Kultur- und Ideologiekreis ausgeschlossen werden, ist die Kultivierung einer Norm beziehungsweise einer Normalität³³ (vgl. Singer, P., 2018, S. 120). Teil dieser Entwicklung ist auch die dominante Weltanschauung der Heterosexualität. Sie definiert Einstellungen, Handlungen, Gestiken und Verhalten, die mit einer bestimmten gesellschaftlichen Position verknüpft sind (vgl. Klappeer, C., 2015, S. 25ff). Im Falle der Begehrensweisen der Geschlechter gilt das Beziehungsmodell Mann und Frau. Dies gilt als das normale und somit hegemonial höchste Modell³⁴. Durch Institutionalisierung in Gesetzgebung der Eheschließung und rechtlichen Grundlagen, sowie der Alltagskultur, zum Beispiel durch die etablierte Norm der Mutter-Vater-Kind-Familie, konstruiert und reproduziert sich die Dominanzkultur durch gelebte Praxis selbst (vgl. Hark 2010: 108).

Das wesentliche Merkmal einer Dominanzkultur sind die Praktiken und ihre Relevanz für die Repräsentation des Status jener Gesellschaft. Es handelt sich dabei um Praktiken, die einem komplexen Netzwerk aus Verhaltensweisen, Haltungen, inneren Wertvorstellungen und Emotionen entsprechen und von der Gesellschaft gelebt werden. Diese Struktur versteht sich aber nicht als einheitliche homogene Masse, sondern als eine Vielfalt an Machtdimensionen, die in Beziehungen zu einander stehen (vgl. Quehl, T., 2011, S. 231). Die Verbindung zwischen jenen bedeutungsvollen Praktiken und dem Netzwerk aus Einstellungen kreiert eine Gesellschaft, die aus kollektiver Zugehörigkeit und einer Definition für Fremdheit besteht. Diese Zugehörigkeiten wiederum dienen dazu, dass sich Hierarchien und Rangordnungen zwischen Mitgliedern und Nicht-Mitgliedern etablieren und erhalten werden. Es entsteht ein Mechanismus des Einschließens und Ausgrenzen (vgl. Rommelspacher, B., 1995, S. 15). Als Beispiel von Dominanzkultur dient bei ROMMELSPACHER die Entstehung und Rechtfertigung von Rassismus. KREUTZER verdeutlicht ROMMELSPACHERs Verständnis wie folgt: *„Die Produktion von (biologisch begründeten) Rassen war und ist eine der prototypischen Formen rassistischer Diskurse und Praktiken“* (Kreutzer, F., 2015, S. 187). Zudem führt er weiter aus, dass Kategorien wie „Rassen“ „[...] *durch rassistische Praktiken*

³³ Siehe: Kapitel Normalität S. 50

³⁴ Siehe: Kapitel Heteronormativität S. 53

erzeugt, die wiederum mittels rassistischer Diskurse begründet werden. Rassistische Diskurse und Praktiken erzeugen etwas, was es ohne sie nicht gäbe: ungleichwertige Hautfarben bzw. Rassen, Ethnien, Religionen und sonstige Gruppen, die sie durch eine naturalisierende bzw. essentialisierte Ungleichwertigkeit unterschieden“ (ebenda, S. 188).

Dominanzkultur lässt sich anhand von vielen Beispielen erläutern. Ein weiteres sehr anschauliches ist die vorher bereits kurz erwähnte Heteronormativität und deren Konzept der Heterosexualität als das Normale. Den Stellenwert, den die Heterosexualität in der Hierarchie der Normalität innerhalb der Gesellschaft einnimmt, ist so hoch, dass er ihre Existenz auszumachen scheint³⁵.

Der wissenschaftliche Zugang zur Dominanzkultur untersucht vor allem die Wechselwirkungen und Zusammenhänge zwischen rassistischen, heteronormativen, klassenbezogenen und westlich orientierten Konventionen einer Gesellschaft. Es kommt zum Hinterfragen eben jener Schablone, die die Machtstruktur definiert (vgl. Cetin, Z., 2015, S. 35). Zusammenfassend bedeutet Dominanzkultur also, dass gesellschaftliche Machtverhältnisse diskriminierende und benachteiligende Konstruktionen bilden, um eine Normalität, Machtteilhabe und Privilegierung aufrechtzuerhalten und zu verteidigen (vgl. Rommelspacher, B., 1995, S. 32f)

5.3. Othering

Das Konzept des Otherings entspricht den Prozessen einer Fremdmachung und Distanzierung der eigenen Identität zu Anderen. Der Ausdruck Othering stammt aus dem Jahr 1985 und wurde von der Literaturwissenschaftlerin Gayatri Chakravorty SPIVAK etabliert (vgl. Jensen, S. Q., 2011, S. 64). Vor allem in Bezug auf Rassismus wurde das Andere auch als das Fremde verstanden. Und als fremd gilt dabei, was weder ‘hierhin‘, noch ‘zu uns‘ gehört. Das Andere und Fremde verstehen sich dabei vor allem im Othering der kulturellen und ‚rassischen‘ Herkunft.³⁶ Im Allgemeinen werden Fremdheit und Othering als bewusstes strategisches Mittel der Abgrenzung benutzt (vgl. Terkessidis, M., 2008, S. 311). Auch SPIVAK hinterfragt und kritisiert die geltende Stellung und Rolle des Herrschafts- und Patriarchatssystem und

³⁵ Siehe: Kapitel Heteronormativität S. 53

³⁶ Siehe: Kapitel „Rasse“ und Rassismus S. 57

untersuchte welche Bedeutung und Gewichtung das „Different-Machen“ für den Erhalt eben jener Strukturen hat.³⁷ (vgl. Spivak, G.-C., 1999a, S. 199 und 1996, S. 15ff)

Aufbauend auf HEGELs Auseinandersetzung mit der Selbstwahrnehmung³⁸ und Selbstidentifizierung in Bezug auf Andere – vor allem durch Abwertung des Anderen - sowie basierend auf Simon DE BEAUVOIRs Zugang zur Annahme, dass Männer die Norm darstellen und das Weibliche als das minderwertigere Andere gilt (vgl. Brons, L., S. 69 und Jensen, S. Q., 2011, S. 64), versteht SPIVAK darunter die Prozesse und Praktiken, die eine Unterscheidung zwischen dem Wir und den Anderen erzeugt (vgl. ebenda).

Basierend auf dem Verständnis, dass Kultur, Klasse, Ideologien und „Rasse“ soziale Konstruktionen sind, die einen Ich-Bezug zum Anderen schaffen, entsteht die Gefahr von Diskriminierungen. Vor allem in der Kategorie „Rasse“ werden durch die Differenzierung der Menschen Benachteiligungen auf Grund von Klassifizierungen und ungleichen Machtzuschreibungen im Vergleich zu den Anderen entwickelt. (vgl. Hall, S., 2004, S. 144). Othering bildet somit die Basis für die Entwicklung einer Hierarchiestruktur und dem dazugehörigen Überlegenheitsbewusstsein. Dies wiederum schafft die Existenz von Minder- und Mehrheiten, sowie Zu- und Nichtzugehörigen. Die nichtzugehörigen Anderen werden negativ bewertet und von der eigenen Identifizierung abgegrenzt: es zeigt sich eine „*Strategie der Spaltung*“ und „*Praxis der Schließung*“ (vgl. ebenda). Die Identität des Selbst definiert sich also durch die Grenzziehung zu dem, was ich nicht bin. Verdeutlicht wird dies in einem Verständnis des Binärsystems von innen und außen. Innen steht für die eigene Identifikation mit einer Gruppe, die sich zum Äußeren, dem Fremden und Anderen abgrenzt (vgl. Fuss, D., 2001, S. 347f). Kurz gesagt: es formiert sich das Normale und das Abnormale. In der Weiterführung dieses Gedankens lässt sich erkennen, dass das Andere eigentlich auch im Selbst enthalten sein muss, da das eine ohne das andere nicht existieren kann (vgl. ebenda, S.249).

³⁷ Exkurs Subaltern Studies: SPIVAK analysiert die Positionen und Situationen von untergeordneten (subaltern) Menschen. Also Menschen die als Randfiguren und marginalisiert in Bezug auf das Herrschaftssystem verstanden werden. Jene Personen sieht sie als sprachlos an. Deren Verlangen und Bedürfnisse bleiben im System der geltenden Herrschaftsordnung ungehört oder können gar nicht erst artikuliert werden (vgl. Spivak, G.-C., 1995, S. 25ff). SPIVAK plädiert außerdem, durch Hinterfragen die Rolle des Herrschaftssystems mit dessen ungleich verteilte Privilegien zu überwinden. Ihr Credo: „*Unlearning one's privileges as one's loss*“ (vgl. Spivak, G.-C., 1996, S. 4) verlangt danach, die eigenen Privilegien, Weltanschauungen, Vorurteile und Positionen in Frage zu stellen (vgl. ebenda). Die westlichen Intellektuellen und Wissensproduzentinnen und -produzenten hemmen und erschweren dabei das Sprechen der Subalternen (vgl. Spivak, G.-C., 1999b, S. 51f).

³⁸ Georg Wilhelm Friedrich HEGELs Konzept um das Verständnis des Selbstbewusstseins, der Vernunft und des Selbst- und Fremdbezugs beginnt mit der dialektischen Betrachtung von Herrschaft und Knechtschaft, welches er in seinem 1807 veröffentlichten Werk „*Phänomenologie des Geistes*“ beschreibt.

Othering spielt bei allen Dimensionen der Diskriminierung eine große Rolle, da es die Wahrnehmungen von Differenzen der Menschen beeinflusst und dazu beiträgt, auch unterschiedliche Bewertungen zuzulassen. Zudem kann das Konzept des Otherings als die Grundlage für den später etablierten wissenschaftlichen Zugang zur Intersektionalität verstanden werden (vgl. Jensen, S. Q., 2011, S. S. 65).

5.4. Normalität und Normativität

Normalität und Normativität sind gesellschaftliche Entwürfe, die das Verständnis der Norm, der Wertevorstellungen, sowie der Lebensum- und zustände konstruieren. Nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in der Alltagskommunikation gilt eine Gleichsetzung der Begrifflichkeiten Normalität und Normativität, doch es gibt eine Unterscheidung zwischen normalistischen und normativen Normen:

Normalität stellt hierbei eine relative Bezugsgröße dar, die in Beziehung zur übrigen Gesellschaft steht. Also inwieweit sich jedes Individuum mit den Normvorstellungen und Handlungen der Mehrheit einer Gesellschaft identifiziert und diese auch mittragen kann/will (vgl. Waldschmidt, A., 2003, S. 192). Der Zustand und die Bewertung von Normalität liegen hierbei in der Übereinkunft und dem Konsens in der Mehrheit einer Gruppe bzw. Gesellschaft (vgl. Walther-Ahrens, T., 2011, S. 27). Das Normale versteht sich also als soziales Konstrukt und – das kann nicht oft genug betont werden - nicht von der Natur vorgegeben. Die Ausdrücke normal und Normalität wurden erst zu Beginn des 19. Jhd. mit ihrer Bedeutung versehen, sprachlich genutzt und anschließend in alle Lebensbereiche übernommen: „*There is probably no area of contemporary life in which some idea of a norm, mean, or average has not been calculated.*“ (Davis, L., 2010, S. 3). Seit jeher steht Normalität für Handeln und Verhalten im Rahmen und der Orientierung an geltenden Normen einer Gesellschaft.

Normativität steht für die Einflussmächtigkeit sozialer, moralischer und gesetzlicher Normen, die auch die Funktion eines Kontrollsystems übernehmen und so Übertritte und Nichteinhaltung maßregelt und sanktioniert (vgl. Waldschmidt, A., 2003, S. 192). Normativität beschreibt also die Gesetzmäßigkeiten und Vorschriften, die in einer Gesellschaft herrschen (vgl. Walther-Ahrens, T., 2011, S. 27). In der Normativität gelten Normen als ‘Punktnormen’, die Regeln für

die Akteure der Gesellschaft festlegen. Dies geschieht durch Gleichheit und Anpassung der Individuen. Jene Konformität schafft so Stabilität in der Gesellschaft und schützt sie vor einem Durcheinander.

Die Normalität hingegen beschreibt den groben Durchschnitt einer Gesellschaft, mit dem sich jedes Individuum in einen Vergleich setzen muss. Es geht um die Auseinandersetzung des Individuums mit den Fragen: Wer bin ich? Wie bin ich? Wie handle ich? im Vergleich zu den anderen. *„Normalität in diesem Sinne bezeichnet die Erfahrung, dass als üblich erlebte und statistisch dokumentierte Verhaltensweisen oder Merkmale zu Richtschnüren und Maßstäben für den Einzelnen werden können.“* (Waldschmidt, A., 2003, S. 192.) Es handelt sich also um ‘Streckennormen’, die sich in einem Spektrum an Verhaltensweisen um einen Durchschnitt gruppieren.

Das heißt also, dass die Mitglieder einer Gesellschaft den Durchschnitt (das Normale), die Ränder (das Abnormale) und die Zonen dazwischen selber in Gemeinsamkeit herstellen. Als wesentlichste Unterscheidung zwischen den Erwartungshaltungen der Normativität und Normalität gilt, *„dass soziales Handeln und Normsetzung jeweils unterschiedliche Reihenfolgen aufweisen. Im Falle der Normativität führt eine von außen gesetzte Regel, eine soziale Norm zu dem gleichen Verhalten vieler. [...] Im Falle der Normalität führt umgekehrt das gleiche Verhalten einer großen Anzahl von Menschen zu einer normalistischen Norm: ‚Das machen doch alle [viele] so, das ist doch normal‘.“* (ebenda).

5.5. Diskriminierung

Als Diskriminierung wird eine Benachteiligung, Abwertung, Demütigung, oder Schlechterstellung sowie eine Intoleranz gegenüber einer individuellen Person oder einer sozialen Gruppierung auf Grund von tatsächlichen oder attribuierten Differenzen beschrieben (vgl. Segert, A., 2008, S. 6). Diese Differenzen gelten in der Diskriminierung als *„Unterschied in einer Behandlung oder einer Verteilung von Gütern zwischen Menschen, der ungerechtfertigt ist“* (Felder, F., 2010, S. 244). Legitimationen für diskriminieren oder diskriminiert werden liegen hierbei in der jeweiligen Gruppenzugehörigkeit: *„Diskriminierung wird als eine als illegitim wahrgenommene negative Behandlung von Mitgliedern einer Gruppe definiert, wobei diese negative Behandlung allein auf der Basis ihrer Gruppenmitgliedschaft*

beruht“. (Jonas, K. & Beelmann, A., 2009, S. 23). Zudem unterscheidet man in direkte (unmittelbare) und indirekte (mittelbare) Diskriminierung. Die direkte Diskriminierung verfolgt das bewusste Ziel einer abwertenden Behandlung beziehungsweise einer differentiellen Zuteilung von Ressourcen, während bei der indirekten Diskriminierung eine Benachteiligung nicht intendiert ist, sondern als Folge einer Handlung entsteht (vgl. Felder, F., 2010, S. 245).

Die Prozesse zur Entstehung von Diskriminierungen³⁹ basieren auf den Prinzipien des Vergleichens und Bewertens und der daraus resultierenden Betonung auf Unterschiede. In Folge dessen kann es zur Schaffung von Distanz und/oder Aggressionen kommen, die sich unter den beiden Fraktionen bildet. Natürlich muss das Herausarbeiten eines Unterschieds nicht notwendigerweise zu einer diskriminierenden Handlung führen, sondern lediglich erst dann, wenn ein Individuum oder eine Gruppe durch jene betonten ‘Asymmetrien‘ benachteiligt oder bevorzugt wird (vgl. Mummendey, A. & Kessler, T. & Otten, S., 2009, S. 50).

Manfred MARKEFKA definiert Diskriminierung wie folgt: *„Diskriminierung wird als Handlung verstanden, als eine registrierbare Folge individuellen Handelns, die eingetreten ist, weil Akteure andere Akteure aufgrund wahrgenommener sozialer oder ethnischer Merkmale als ungleiche bzw. minderwertige Partner angesehen und im Vergleich zu den Angehörigen des eigenen Kollektivs entsprechend abwertend behandelt haben.“* (Markefka, M., 1995, S. 43) Weiters führt er aus, dass Personen als fremd (in ethnischer, sozialer, körperlicher und geistig versehrter, ideologischer etc. Kategorisierung) wahrgenommen und identifiziert werden und daraufhin im gesellschaftlichen Zusammenleben benachteiligt werden (vgl. ebenda). Im folgenden Kapitel geh ich näher auf die einzelnen Diskriminierungsformen ein und beschreibe welche Dimension sie in der Intersektionalität einnehmen.

Im Kontext mit Geschlecht belegen mehrere sozialwissenschaftliche Studien, dass Männer signifikant häufiger behindertenfeindlich, gewaltbereiter, rassistischer und fremdenfeindlicher, homophober und sexistischer sind als Frauen (vgl. Rommelspacher, B., 1995, S. 68 und Holzkamp, C., 1994, S. 40). Als privilegierter weißer Mann, der festverwoben als Herr seines selbst geschaffenen patriarchalen Machtgefüge, seine Dominanz bewusst und unbewusst als Diskriminierungsmechanismus nutzt (vgl. ebenda).

³⁹ Der Diskriminierung gegenüber steht die Toleranz: *„Toleranz wird als einstellungsbasiertes Verhalten verstanden, mittels dessen aktiv Unterschiede auf einem individuellen oder kollektiven Niveau akzeptiert werden, ohne den Versuch, diese Unterschiede zu verringern.“* (Jonas, K. & Beelmann, A., 2009, S. 23)

6. Dimensionen in der Intersektionalität

Um das Konzept der Intersektionalität auf Sport in den Medien zur Untersuchung anwenden zu können, ist es wichtig, die folgenden Begrifflichkeiten zu operationalisieren. Gemeinsam mit den theoretischen Grundlagen, also der Bedeutung von Geschlecht und die feministischen Theorien, fügt sich das Verständnis der anschließenden Untersuchung zur Intersektionalität zusammen. Der Fokus dieser Arbeit liegt auf den folgenden Ebenen der Diskriminierung, die im Bezug zum Geschlecht auftreten (können). Wesentlich für diese Arbeit ist dabei der Zusammenhang, den jedes einzelne Element auf die in den vorherigen Kapiteln erwähnten theoretischen Grundlagen besitzt. Zudem ist es wesentlich zu verstehen, dass Identitäten von Individuen und Gruppen auf den jeweiligen Kategorien (Geschlecht, Klasse, „Rasse“, Herkunft usw.) basieren. Eine Benachteiligung jener Identität ist dabei auch mehrdimensional. Die folgenden Dimensionen der Intersektionalität erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Das Empfinden dessen, was Diskriminierung ausmacht und inwieweit man sich selbst benachteiligt fühlt, ist sehr subjektiv und es wäre anmaßend, wenn sich die folgende Liste als allgemeingültiges Portfolio von Diskriminierungsdimensionen verstehen würde.

6.1. Heteronormativität

Als Heteronormativität⁴⁰ wird das heterosexuelle Ordnungssystem der Gesellschaft⁴¹ verstanden, welches die (Hetero)Sexualität eines Individuums als Referenzgröße etabliert (vgl. Paulus, S., 2012, S. 85). Heterosexualität definiert sich hierbei als soziale Norm, die auf zwei gesellschaftlich akzeptierten Voraussetzungen fußt. Zum einen, dass es eine Zweigeschlechtlichkeit von Natur aus gibt, also dass nur das männliche und das weibliche

⁴⁰ Der Ausdruck Heteronormativität wird von UN-Ausschüssen nicht explizit verwendet, um auf Diskriminierungsmerkmale hinzuweisen oder einzugehen. Allerdings wird seit 2002 in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte (Nr. 14) in der Bemerkung Nr. 15 und Nr. 20 klargestellt, unter „sonstigem Status“ auch sexuelle Orientierung zu subsumieren (vgl. Prasad, N., 2015, S. 131). Dies ist deshalb wichtig, da von den Vereinten Nationen anerkannte Diskriminierungsmerkmale einem Beschwerdemechanismus unterliegen und justiziabel sind (vgl. ebenda, S. 130).

⁴¹ Exkurs Repronormativität: Auf Grund der Annahme, dass die Arterhaltung nur durch die Vereinigung von Ei- und Samenzelle funktioniert, legitimiert sich die Zwangsheterosexualität. Die Implikation potenzieller Fortpflanzung rechtfertigt aber noch lange keine heteronormative Gesellschaftsform. Aus feministisch wissenschaftlicher Sicht geht es hierbei rein um den Vorwand, die Geschlechterhierarchie zu legitimieren. Die Gebärfähigkeit der Frau ist dabei zwar natürlich (biologisch und anatomisch), die darauf projizierte und indoktrinierte Mutterrolle und der dazugehörige Mann als Beschützer dessen, sind aber sozial konstruiert und als gesellschaftliche Konsequenz künstlich erzeugt (vgl. Tannahill, R., 1982, S. 38f, S. 265f und 433ff).

Geschlecht existiert. Und zum anderen, dass sich das sexuelle Verlangen nur auf Personen des entgegengesetzten natürlichen, beziehungsweise sozialen, Geschlechts beziehen darf (vgl. ebenda, S. 85f). Heteronormativität versteht sich dadurch als Zwangsheterosexualität in der Gesellschaft und wird im Rahmen der „Unhinterfragtheit“ ständig neu produziert und aufrechterhalten. Verstöße gegen diese etablierte Ordnung von Normen werden markiert und sozial sanktioniert (vgl. Degele, N. & Bethmann, S. & Heckemeyer, K., 2011, S. 2f).

Heteronormativität beeinflusst auf verschiedene Dimensionen die gesellschaftlichen Strukturen. Auf der einen Seite wird durch die Annahme der Naturhaftigkeit des biologischen Geschlechts und der daraus resultierenden Heterosexualität die Zweigeschlechtlichkeit mit all ihren starren Stereotypen manifestiert. Auf der anderen Seite wird durch eine Institutionalisierung auch in der regelnden und gesetzgebenden Struktur eine Manifestation geschaffen. Durch Normen- und Wertedefinitionen wie Eheschließung nur zwischen Mann und Frau, Adoptionsrecht, Renteneintrittsalter, Rechtsprechung der Altersvorsorge, Erbrecht usw., wird der Rahmen der Heteronormativität geschaffen und so der Weg für Diskriminierungen gegen Frauen und Menschen mit anderen sexuellen Orientierungen geebnet (vgl. ebenda, S. 1f). Die heteronormativen Normvorstellungen werden also juristisch geschützt und als Verhaltensmuster in der Gesellschaft fixiert (vgl. Warner, M., 1991, S. 3ff.). Zusätzlich wird die Heteronormativität durch zwei weitere Faktoren bestimmt: Unbewusstheit und Reduktion von Komplexität. Ersteres verdeutlicht sich folgendermaßen: *„Die heteronormativ organisierten Wahrnehmungs-, Handlungs- und Denkschemata müssen den Beteiligten keineswegs bewusst sein. [...] Entsprechend ist Heteronormativität verinnerlichte Gesellschaft und bringt eine strategisch orientierte Praxis und auch Körperlichkeit hervor, ohne dass die dadurch produzierten Strategien ins Bewusstsein gebracht werden (müssen).“* (Degele, N., 2005, S. 20). Der Aspekt der Komplexitätsreduktion in der Heteronormativität ist vor allem eine Funktion, die eine Erwartungssicherheit und Berechenbarkeit der Verhaltensweisen innerhalb der Gesellschaft erfüllt. So lassen sich Handlungs-, Denk- und Verhaltensweisen mit der heteronormativen Schablone einfacher erkennen, verarbeiten, leichter zu handhaben und anzuwenden (vgl. ebenda).

Somit reguliert die Heteronormativität die Vorstellungen des Zusammenlebens eines Familienverbandes und welche Begehrungsformen als akzeptiert gelten. Die Vorstellung von Mutter-Vater-Kind-Familien wird zur Norm und allgemeingültigen Ideologie. Diese kulturelle Matrix aus anatomischer natürlicher Determination des Geschlechts und der erwarteten

sexuellen Orientierung sorgt dafür, dass die Existenz anderer Identitäten und Lebensformen ausgeschlossen wird (vgl. Butler, J., 1991, S. 38f). Auch die Betrachtung der Transsexualität überwindet nicht das Konzept der Zweigeschlechtlichkeit. Diskurse der Geschlechtsumwandlungen beziehungsweise -angleichungen beschäftigen sich mit Begrifflichkeiten wie „im falschen Körper befinden“ und „dem richtigen Geschlecht entsprechen“ und drehen sich so nach wie vor um die „heteronormative Logik“ (vgl. Götsch, M., 2014, S. 256).

Eine individuelle Entscheidung für oder gegen die heteronormativen Werte der Gesellschaft gibt es nicht. Heterosexualität wird vorausgesetzt und als Instrument eines Machtsystems verstanden, das „*als grundlegende gesellschaftliche Institution durch eine Naturalisierung von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit zu deren Verselbstverständlichung und zur Reduktion von Komplexität beiträgt*“ (Degele, N., 2005, S. 17). Durch dieses Selbstverständnis von vermeintlich normaler Geschlechterordnung, vermeintlich normaler Sexualität und vermeintlich normaler Rangordnung derer die sich in jener Heteronormativität bewegen, entsteht die Gefahr für Homophobie⁴², soziale Menschenfeindlichkeit gegenüber Menschen in alternativen Begehrensformen und Diskriminierung derer, die sich außerhalb dieser definierten Norm bewegen.

6.2. Sexismus

Unter Sexismus versteht man die Diskriminierung auf Grund des Geschlechts oder vielmehr auf Grund des sozial konstruierten Konzepts des normativen Verständnisses von Männlichkeit und Mann-sein, beziehungsweise Weiblichkeit und Frau-sein⁴³. Dabei gilt es dem heteronormativen Regelwerk der Geschlechtsidentitäten zu entsprechen, will man gesellschaftlichen Benachteiligungen entgehen. Dem Sexismus durch *doing gender* zu entkommen, gleicht also einer „Überlebensstrategie in einem Zwangssystem mit

⁴² Exkurs Homophobie: Als Homophobie wird die Ablehnung von Homosexualität bezeichnet, die als „[...] eine Störung von heterosexuellen Normen wahrgenommen wird“ (vgl. Monetta, B., 2017, S. 49). Diese Ablehnung fusst auf der Angst vor der Nichterfüllung normativer Vorgaben an die Männlichkeit (beziehungsweise Weiblichkeit) sowie durch Furcht vor Zweifeln an der eigenen heterosexuellen Identität (vgl. Hertling, T., 2011, S. 22). Um eine heteronormative Lebenswelt inklusive seiner etablierten Rollenbilder und Wertevorstellungen zu schützen, muss diese durch physische Gewalt oder psychische Diskriminierung stabil gehalten werden (vgl. Walther-Ahrens, T., 2011, S. 28).

⁴³ Siehe: Kapitel Geschlecht als Forschungsgegenstand S.7

Strafandrohung“ (Diskriminierung) durch „*rituelle gesellschaftliche Inszenierung*“ (vgl. Butler, J., 1991, S. 205).

In unserer Gesellschaft gilt: „*die soziale Welt ist zweigeschlechtlich strukturiert, die Differenz immer schon in die soziale Welt eingeschrieben und unsere Wahrnehmung darauf ausgerichtet, in jeder Situation Frauen und Männer zu unterscheiden*“ (Gildemeister, R., 2008, S. 141). Auf der Voraussetzung basierend, dass Männer und Frauen als unterschiedlich verstanden werden und deren Unterscheidung in zwei gesellschaftlich konstruierte Geschlechter aufgeht, schafft die Grundlage für eine korrelierende sozial konstruierte Hegemonialität der Geschlechter (vgl. Eckes, T., 2008, S. 176). Gemeinsam mit den normativen Vorstellungen der Gesellschaft über die Geschlechter, kommt den unterschiedlichen Geschlechtern auch eine unterschiedliche Bewertung zu. Diese wiederum führt zu einem ungleichen sozialen Status von Mann und Frau (vgl. ebenda). Die Diskriminierung auf Grund geschlechtsbezogener Verhaltensweisen dient vor allem dem Zweck, den Mann oder die Frau ihren Positionen zuzuteilen und eine bestehende Rangordnung aufrechtzuerhalten. Die Frau wird dabei als das Geschlecht verstanden, das von der Norm (dem Mann) abweicht, und ihr somit ein niedrigerer Rang in der Gesellschaft zugewiesen (vgl. Knopf, K. & Schneikart, M., 2007, S. 15). Kurz gesagt, Sexismus kann als Geschlechtervorurteil verstanden werden, dass durch geschlechtsbezogene Kognitionen (Stereotype und Rollenvorstellungen), Affekte (Vorurteile und Befangenheiten) und Verhaltensweisen (Diskriminierungen und Einschränkungen) entsteht (vgl. Eckes, T., 2008, S. 172).

Im Entwurf von Sexismus kommen zwei Differenzierungen zu tragen. Zum einen gibt es den traditionellen beziehungsweise offenen Sexismus und zum anderen den modernen Sexismus beziehungsweise Neosexismus. Der traditionelle Sexismus besticht durch das Hervorheben der Unterschiede zwischen Mann und Frau und begründet daraus eine geringwertigere Stellung der Frau. „*Blatant sexism is defined as obviously unequal and unfair treatment of women relative to men, whereas covert sexism is defined as unequal and unfair treatment of women that is recognized but purposefully hidden from view. Both blatant and covert sexism are intended, but only covert sexism is hidden.*“ (Swim, J., et al, 2004, S. 117). Der moderne Sexismus hingegen verleumdet die Benachteiligung des weiblichen Geschlechts und verhindert somit eine soziale Gleichstellung der Geschlechter. „*[...], modern sexism is characterized by the denial of continued discrimination, antagonism toward women's demands, and lack of support for policies designed to help women [...].*“ (Swim, J., et al, 1995, S. 199). Darauf aufbauend leitet

sich auch der Neosexismus ab, der sich als „[...] *manifestation of a conflict between egalitarian values and residual negative feelings toward women*“ (Tougas, F., et al, 1999, S. 1487) definiert. Die Ablehnung der Tatsache, dass Frauen im Nachteil gegenüber dem Männlichen stehen, gilt somit als eine sehr subtile Art der Diskriminierung.

Die Diskriminierungsdimension des Sexismus besitzt zudem eine höhere Ambivalenz als die anderen hier beschriebenen Diskriminierungsformen. Im Sexismus sind die Zuschreibungen, die eine positive Konnotation von geschlechtsbezogenen Attributen aufweisen, vielzähliger und können als „*Diskriminierungs-Zuneigungs-Paradox*“ (discrimination–affection paradox) verstanden werden (vgl. Eckes, T., 2002, S. 100). Darunter versteht sich die Doppeldeutigkeit der Diskriminierung. Zum einen fühlt sich eine Person benachteiligt, zum anderen kommt der Diskriminierung aber eine bejahende Gesamtbewertung zugute. Es gibt also eine wohlmeinende und eine feindselige Bedeutung von Sexismus. Wenn eine Frau beispielsweise ihrer stereotypen Rollen entspricht, wird sie dadurch von der Gesellschaft belohnt. Ein Beispiel für den wohlmeinenden Sexismus ist, dass eine Hausfrau eine höhere Anerkennung als eine Karrierefrau erfährt. Im feindseligen Sexismus werden Machtstrukturen mit den Männern als Strippenziehern definiert und Frauen mit negativen Attributen versehen (vgl. Eckes, T., 2008, S. 177). Die Diskriminierung durch Sexismus kann sich auch in seiner extremsten Ausprägung verdeutlichen: physische Gewalt. Jene handgreifliche Gewalt gegen Frauen demonstriert auf derbste Weise die Hierarchie- und Machtverhältnisse der Geschlechter (vgl. Knopf, K. & Schneikart, M., 2007, S. 16).

6.3. „Rasse“⁴⁴ und Rassismus

Der Ausdruck Rassismus entstand im 18. Jhd. als Reaktion auf das Konzept „Rasse“ (*‘race’*), welches der Kategorisierung, Bedeutungszuweisung, Wertung, Hierarchisierung, De- und

⁴⁴ Begriffliche Reflexion für den Gebrauch der Ausdrücke „Rasse“, *race* und schwarz: Für die vorliegende Arbeit und die Verwendung in der Intersektionalitätsanalyse, werde ich den Ausdruck „Rasse“ und die englische Schreibweise *race* verwenden, sowie die politische Selbstbeschreibung schwarz für afro-amerikanische Personen. Damit die Diskriminierungsdimension Rassismus ergründet werden kann, verwende ich die Begriffe „Rasse“, *race* und schwarz so wie sie in der Literatur und den wissenschaftlichen Debatten benutzt werden. Die Ideologie des Rassismus basiert auf dem „Rasse“-Konzept, welchem wissenschaftlich ausdrücklich widersprochen wird. Einen biologisch genetischen Unterschied zwischen menschlichen „Rassen“ gibt es nicht (vgl. Schieck, D., 2007). Den rassistischen Konnotationen sowie den Annahmen zu Überlegenheiten und Minderwertigkeiten die der Bezeichnung „Rasse“ anhaften (vgl. Rüsen, J., 2017) trete ich entschieden entgegen und distanziere mich ganz klar zu jedweder Deutung in diese Richtung.

Privilegierung von Menschen dient (vgl. Merchil, P. & Scherchel, K., 2011, S. 41 und). Im intersektional wissenschaftlichen Kontext begreift sich die Kategorie „Rasse“ als zu untersuchenden Gegenstand, der sich mit sozialen Ungleichheiten und Benachteiligungen in Bezug auf Herkunft, Ethnie, Religionszugehörigkeiten, Nationalität oder differenter Weltanschauung und Ideologie befasst. Rassismus bildet eine Diskriminierungsform aus „ [...] sozialer Praxis [...], in der imaginierte oder reale Unterschiede zur Klassifizierung bestimmter Bevölkerungsgruppen“ führen (Gomolla, M., 2011, S. 41). Stuart HALL fasst den Rassismus als Betonung der Unterschiede mehrerer Gruppen zusammen. Dabei wird jene Betonung mit sozialen, politischen oder ökonomischen Praktiken gerechtfertigt, die ‚den Anderen‘ einen Zugang zu materiellen oder symbolischen Ressourcen verwehren. Gleichzeitig erfolgt daraus eine Privilegierung⁴⁵ der Zugangsverweigerer (vgl. Hall, S., 2004, S. 122f).

Während des Kolonialismus diente der Rassismus als Medium der Ermächtigung und Legitimation einem einheimischen Volk das Menschsein abzuerkennen oder zumindest eine Abwertung jener Kultur zu ermöglichen. So konnten Menschen andere Menschen als ungleich deklassieren und den Weg für die Akzeptanz von Versklavung und Ausbeutung ebnen (vgl., Rommelspacher, B., 2011, S. 25). Bis zur heutigen Zeit gibt es institutionalisierte Tendenzen des Rassismus, das heißt auf politischer Ebene etablierte beziehungsweise nicht unterbundene Maßnahmen, die den Rassismus fördern. Vor allem das so zivilisierte 20. Jhd. hat über den gesamten Erdball verteilt, stark ausgeprägte Formen von Rassismus in seinem Geschichtsbuch stehe. Denn auch nach Ende der kolonialen Hochphase gab es beispielsweise die Rassentrennung in den USA, das Apartheidssystem in Südafrika, die Massaker in Uganda, Kambodscha oder China, sowie die Rassenlehre und der Holocaust der Nazis. Dabei muss man in jenem historischen Kontext erwähnen, dass die Rassenlehren als Legitimation von Ab- und Aufwertungen von „Rassen“ benutzt wurde. Wobei man jene Erforschung der „Rassen“ als ‚Wissenschaft des Menschen‘ verstand und nicht als ethische Einstellung, die es zu verweigern galt⁴⁶. Kennzeichnend für den Rassismus ist hier die klare „*Abwertung, Depersonalisierung, Entindividualisierung und Entmenschlichung der Opfer [...] zugleich mit einer*

⁴⁵ Exkurs Privileg: Ein Privileg ist ein Vorrecht, welches einem Individuum oder einer Gruppe bewusst oder unbewusst einen Vorteil gegenüber anderen einräumt. Dem Privileg gegenüber steht die Diskriminierung beziehungsweise Benachteiligung.

⁴⁶ Jene historischen Ereignisse sind besonders widersprüchlich zu den Menschenrechtsbewegungen in Europa. So breitete sich zu Zeiten der Kolonialisierung die Idee der Aufklärung in Europa aus und es ereigneten sich Revolutionen, in Zuge derer die Bürgerrechte gestärkt wurden. Im 20. Jhd. wurde 1948 die ‚Allgemeine Erklärung der Menschenrechte‘ der Vereinten Nationen (Art. 1 Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren) und trotzdem etablierten sich gesellschaftlich und politisch gelenkte Diskriminierungs- und Ausgrenzungsprozesse (vgl. Rommelspacher, B., 2011, S. 25).

Selbstaufwertung der Rassisten_innen einhergeht“ (vgl. Bronner, K. & Paulus, S., 2017, S. 53) Die Rückschlüsse und Wertigkeiten die aus jenen pseudowissenschaftlichen Lehren gezogen worden, waren verheerend: „[...] die die Klassifikationen vornahmen, sich das Recht anmaßten, über die Eigenschaften der Menschengruppen die sie definierten, zu Gericht zu sitzen: indem sie von den physischen Merkmalen Extrapolationen auf geistige oder moralische vornahmen, stellten sie Hierarchien von Rassen auf.“ (Poliakov, L., 1992, S. 21). Die Vorstellung darüber, dass es unterschiedliche Grade des Menschseins gibt (vgl. Hund, W., 2014, S. 32ff), ist sehr bezeichnend für Rassismus.

Der Soziologe Robert MILES beschreibt „Rasse“ nicht als überordnenden Terminus, sondern als ausschließlich analytisches Instrument. Das heißt, dass die Lehre der „Rassen“ sich nur auf Basis einer sozial geschaffenen Konstruktion von „Rasse“ stützt, die wiederum auf konstruierten Eigenschaften aufgrund der biologischen Unterscheidungen beruhen und somit ein soziokulturelles Trennungswerkzeug erschaffen (Vgl. Miles, R., 2000, S. 17). Somit gibt es keine wissenschaftliche Legitimation, den Terminus „Rasse“ anzuwenden, um eine Rangfolge verschiedener Gesellschaften zu bestimmen, die auf körperlichen Unterschieden basiert (vgl. ebenda). Er fügt weiter hinzu, dass sich die Menschen zwar auf körperlichen und genetischen Merkmalen unterscheiden, doch sind die Gemeinsamkeiten genau jener biologischen Merkmale um ein Vielfaches größer (vgl. ebenda, S.18).

Grundsätzlich gilt auch für den Rassismus: Betonung und Reproduktion von Differenzen zwischen Wir und den Anderen. Jene vermeintlichen Unterschiede werden tradiert und die „[...] Differenz naturalisiert und enthistorisiert“. (Hall, S., 2000, S. 108) Diese Manifestierung der scheinbar natürlichen Differenz „[...] verwechselt Historisches und Kulturelles mit Natürlichem und Biologischem, mit dem Genetischen. In dem Augenblick, in dem der Signifikant ‚schwarz‘ aus seiner historischen, kulturellen und politischen Einbettung herausgerissen wird und in eine biologisch konstituierte rassische Kategorie eingebettet wird, stärken wir, noch in der Umkehrung, die Grundlage für Rassismus, die wir zu dekonstruieren versuchen.“ (ebenda).

Birgit ROMMELSPACHER gilt als Koryphäe der modernen Rassismusforschung und beschreibt, dass Rassismus keine eindimensionale Kondition ist, die aus individuellen

Vorurteilen⁴⁷ besteht. Sie definiert Rassismus als ein gesellschaftliches Verhältnis, dass der Rechtfertigung von Machtstruktur und Rangordnung dient. Genauer betrachtet wird unter Rassismus ein auf der Vergangenheit basierendes System aus Debatten, Handlungen und Prozessen verstanden, die die momentanen Machtverhältnisse rechtfertigen und reproduzieren (vgl. Rommelspacher, B., 2009, S. 29). Rassismus fußt auf der theoretischen Annahme, dass sich Menschen in verschiedene „Rassen“ durch anatomische und biologische Merkmale voneinander unterscheiden. ROMMELSPACHER definiert in jener Grundlage vier Ansätze, die zur Abgrenzung führen und den Entwicklungsprozess von Rassismus schüren (vgl. ebenda, S. 29f):

1. Naturalisierung: soziale und kulturelle Differenzen werden ‚naturalisiert‘ und auf Grund biologischer Unterschiede, wie zum Beispiel eine unterschiedliche Hautfarbe, zurückgeführt. Jene anatomisch-biologischen Differenzen gelten dabei als vererbt und nicht veränderbar.
2. Homogenisierung: Vereinheitlichen der ‚Anderen‘. Durch das Schaffen einer Dichotomie aus homogenem ‘Wir‘ und den homogenen ‘die Anderen‘, werden Unterschiede zwischen beiden Fraktionen betont. Dies muss nicht immer die „Rasse“ (*race*) sein, sondern kann auch die Ethnie⁴⁸ (Herkunft), die Nationalität, die Religionszugehörigkeit, die Weltanschauung sowie die kulturelle und politische Ideologie betreffen und eine Trennung in verschiedene Zugehörigkeitsgruppen bedeuten.
3. Polarisierung: Jene Gemeinschaft ‘der Anderen‘ wird dann mit dem ‘Wir‘ in einen Vergleich gesetzt und als nicht vereinbar und kompatibel bewertet. Diese Bewertung erfährt durch Reproduzieren und Postulieren Legitimation auf der eine oder der anderen Seite der Ausgrenzung und etabliert sich.

⁴⁷ Exkurs Vorurteil: Als Vorurteil gilt ein hostiles Verhalten gegenüber einem Individuum oder einer Gruppe von Menschen, das auf klischeehaften, meist abwertenden Einstellungen und konditionierten Überzeugungen fußt. (vgl. Jonas, K. & Beelmann, A., 2009, S. 22).

⁴⁸ Ethnizität vs. „Rasse“: Beide Begriffe werden oft synonym verwendet besitzen jedoch differenzierte Bedeutungen. „Rasse“ nutzt die körperlichen Merkmale, um einen Menschen zu beschreiben (Hautfarbe, Augenfarbe, Gesichtsstruktur, etc.). Ethnizität hingegen, dient eher der Beschreibung einer kulturellen Identität und Repräsentation (Sprache, Religion, Herkunft und Abstammung, Staatsbürgerschaft, Nationalität, Rituale und Brauchtum, etc.).

4. Hierarchisierung: Schlussendlich entwickelt sich aus all jenen vorangegangenen Schritten eine Hierarchie, die 'das Wir' auf einen höheren Rang in der Gesellschaft setzt als 'die Anderen'. Je nachdem, welche Gruppe die Rangfolge bestimmen kann, leitet den Hierarchisierungsprozess ein.

(vgl. Rommelspacher, 2011, S. 29f)

Zwei Begrifflichkeiten beschreiben die Entstehung des Rassismus sehr treffend. Zum einen der Rassifizierungsprozess⁴⁹ und zum anderen das „Zugehörigkeitsmanagement“ (Rommelspacher, B., 2009, S. 32). Rassifizierung steht hierbei für die „*Prägung von Identität durch Konstruktionen von Rasse und Ethnizität*“ (Eggers, M., 2004, S.2). Das Zugehörigkeitsmanagement klassifiziert die Individuen als dazugehörig beziehungsweise außenstehend. Als Mitglied der Mehrheitsgesellschaft kommt Jenen das Privileg zugute, in der Norm zu leben und sie für die Außenstehenden zu definieren. Die Mehrheitsgesellschaft erkennt diesen problemlosen Zugang zur Erwerbstätigkeit, Bildung und Image allerdings nicht als Privileg an. Stattdessen gilt dies als Selbstverständlichkeit (vgl. Rommelspacher, B., 2009, S. 32). Zusammenfassend gilt, dass Rassismus als eine symbolische Ordnung betrachtet werden kann die regelnd in das Zusammenleben innerhalb der Gesellschaft einwirkt (vgl. Mecheril, P. & Scherchel, K., 2011, S. 53). Der Begriff Rassismus erläutert zudem die Legitimierung einer Privilegierung des Eigenen und der Deprivilegierung der Anderen. Die Komplexität der wechselwirkenden Phänomene der unbewussten und bewussten, individuellen und kollektiven, gewalttätigen und symbolischen Konstruktion von „Rasse“ wirkt auch auf das Erleben und Identifizieren des Selbstverständnisses (vgl. ebenda, S. 54f). Wesentlich ist dabei auch, dass Rassismus nicht als Phänomen an sich betrachtet werden darf, welches auf individuellen Ansichten und Haltungen der Menschen basiert. Vielmehr ist es der gesamte sozial konstruierte Prozess innerhalb einer Gesellschaft, bei dem die oben beschriebenen Unterscheidungs- und Deutungspraktiken ablaufen (vgl. ebenda, S. 52).

⁴⁹ Auch als Rassialisierungsprozesse bezeichnet. Bei denen „[...] geht es in erster Linie darum, 'Andere' herzustellen und sie als 'natürliche' Menschengruppe oder 'races' mit bestimmten sozialen, biologischen oder symbolischen Merkmalen zu konstruieren.“ (Ajanović, E., 2016, S. 100).

6.4. Klasse und Klassismus

Im Allgemeinen bezeichnet Klassismus Vorurteile oder Benachteiligungen auf Grund der sozialen Herkunft beziehungsweise des sozialen Rangs oder Position. Diskriminierende Sanktionen erleiden hierbei meist die Menschen, die einer niedrigeren sozialen Klasse zugehören (vgl. Kemper, A. & Weinbach, H., 2016, S. 13f). Der intersektionale Forschungszugang unterscheidet hierbei zwischen vertikaler sozialer Ungleichheit (Bildungsstand, Lohnhöhe, Verhältnis der Anstellung, Ansehen des Berufs usw.) und horizontaler sozialer Ungleichheit (binnen jener vertikalen Ebenen es auch Wertigkeiten und Status gibt) (vgl. Hradil, S., 2016, S. 266).

Zur Zeit der Industrialisierung wurde begonnen mit statistischen Methoden die Mittelklasse zu erfassen, um sie ins Bewusstsein der Gesellschaft zu implementieren und in einer Rangordnung zu manifestieren. In jener Mittelklasse befand sich die Mehrheit der Bevölkerung wieder und erzeugte so, wie auch bei allen anderen Diskriminierungsformen, die Grundlagen und den Ausgangspunkt für eine Normenbildung beziehungsweise das Schaffen eines Durchschnitts, an dem man die Randerscheinungen und die die von der Norm abweichen, ausgrenzt. (vgl. Davis, L., 2010, S. 6f). Diese gängigen Vorgehensweisen der Ein- und Ausschlussmechanismen sind auch im klassenbezogenen Diskurs vielschichtig und beruhen auf verschiedenen Perspektiven. Auf der Diskriminierungsebene zwischen Geschlecht und Klasse lassen sich zwei wesentliche Sichtweisen erkennen. Zum einen die sogenannte ‘Hausarbeitsdebatte’, zum anderen die ‘Patriarchatsideologie’ (vgl. Bronner, K. & Paulus, S., 2017, S. 66).

Hausarbeitsdebatte:

Mit der Hausarbeitsdebatte, die sich in den 1960er Jahren in den USA entwickelte, wollte man blinde Flecken des wirtschaftspolitischen Diskurses und den Zusammenhang zwischen Klasse und unter anderem Geschlecht ergründen und kritisch hinterfragen (vgl. Paulus, S., 2013, S. 44). Es kam zum Erforschen der Fragen, ob Hausarbeit als ertragreiche Arbeit und Leistung gesehen werden soll? Gibt es einen Vorteil für das gesellschaftliche Kapital? Inwiefern beeinflusst die Entlohnung des Mannes die Haus- und Familienarbeit⁵⁰ der Frau? Gilt für die Frau gar eine eigene soziale Klasse? (vgl. Gardiner, J., 1976, S. 109f zitiert nach Paulus, S., 2013, S. 13). Es

⁵⁰ Haus- und Familienarbeit wird auch Reproduktionsarbeit genannt. Sie umfasst alle unbezahlten Tätigkeiten, die im Zusammenhang mit den Geschlechterverhältnissen stehen und im Haushalt von den darin lebenden Haushaltsmitgliedern verrichtet wird (vgl. Paulus, S., 2013, S. 15).

wurde begonnen die Geschlechterverhältnisse in Bezug auf Einkommensverhältnisse, Zugang zur Arbeit und sozialer Stellung zu reflektieren und ihren Einfluss auf den Arbeitswert zu untersuchen. Feministischen Forscherinnen analysierten neben den Geschlechtsverhältnissen der Gesellschaft (Patriarchat) auch den Kontext, ob eine Benachteiligung der Frau auf ökonomische Faktoren zurückzuführen sei (vgl. Beer, U., 1984, S. 23ff).

Patriarchatsideologie:

Mit dem Blickwinkel der Patriarchatsideologie lassen sich ebenfalls seit den 1960er Jahren die Verhältnisse der Geschlechter und Klasse mit dem Hauptaugenmerk auf die ‘männliche Macht’ erforschen. Bei jenem Ansatz wird davon ausgegangen, dass die Frauen durch das Patriarchat systematisch diskriminiert, unterdrückt und beeinträchtigt werden (vgl. Cyba, E., 2008, S. 19).

Auch die Patriarchatsideologie geht von einem Dualismus der Geschlechtsidentitäten aus, die unterschiedlich vom ökonomischen System ausgebeutet werden. *„Männer werden vom Kapitalisten ausgebeutet, Frauen vom Patriarch, wobei Männer insgesamt die machtvolle Position in diesem System einnehmen.“* (vgl. Bronner, K. & Paulus, S., 2017, S. 67)

Da jene Dichotomie (sowohl Mann/Frau als auch Täter/Opfer) weitere Differenzierung vernachlässigt und sich rein auf die Machtstruktur des Mannes stützt, äußerten feministische Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen berechtigte Kritik an der Patriarchatsideologie. Nicht nur allein die Referenz zum Männlichen gilt als untersuchbar in Bezug auf Klasse. Das Analysekonzept gehört durch das Einbeziehen von beispielsweise ethnischen Herkunft, Kulturbezügen, Beziehungen, körperlicher oder geistiger Versehrtheit, Alter, sexueller Orientierung, Familienhierarchie usw. erweitert, da alle jenen Faktoren soziale Klasse und daraus resultierende Ungleichheiten bestimmen können (vgl. ebenda, S. 67f). Ein Paradebeispiel für das Analysekonzept der Intersektionalität.

6.5. Ableismus/Disablismus⁵¹

Ableismus beziehungsweise Disablismus bezeichnet die „[...] Diskriminierungspraxis gegenüber Menschen, denen körperliche⁵² oder geistige Behinderungen⁵³ bzw. Einschränkungen zugeschrieben werden. Diese Diskriminierungen können sich gesellschaftlich zeigen durch Ausschluss, Benachteiligungen oder durch Normierungen die als allgemeiner Standard vertreten werden.“ (Pithan, A., 2017, S. 185). Es geht also wie in vielen Diskriminierungsformen um die Hierarchisierung von Menschen anhand von angenommenen, zugeschriebenen und tatsächlichen Fähigkeiten beziehungsweise ihre Erklärung, als behindert zu gelten (vgl. Köbsell, S., 2015, S. 21). Die Wertigkeit eines Menschen wird an dessen Leistungsfähigkeit und Effizienz bemessen. Durch Behinderungen wird in der Gesellschaft eine Polarisierung arrangiert, die die Gesellschaft in leistungsstarke und leistungsschwache Mitglieder separiert. Dabei wird ein behinderter Mensch – unabhängig von der Art und dem Grad der Behinderung – als leistungsunfähig deklassiert und ausgegrenzt. Dem Disablismus kommt also die Funktion zu, das herrschende Wertesystem weiter zu verfestigen (vgl. Rommelspacher, B., 1995, S. 57). Während der Ausdruck Disablismus hierbei für das bloße negative Verhalten und Handeln gegenüber Personen mit Behinderungen steht, bezeichnet Ableismus ein weiter gefasstes Verständnis und geht über jenes rein diskriminierende Verhalten hinaus. Als Teil der Dominanzkultur⁵⁴ geht es um jegliche Prozesse innerhalb der Gesellschaft und deren Bewertungen und Rangordnung behinderter Personen innerhalb der Gesellschaft (vgl. Köbsell, S., 2015, S. 26).

Die Geschichtsschreibung ist voll von Diskriminierung auf Grund von Behinderung, die rigoros geahndet wurde. Schon im antiken Griechenland wurden Neugeborene, die eine Behinderung aufweisen, ermordet. Im Mittelalter wurden Behinderungen oft als Werk des Teufels, Hexen oder Zauberern verstanden und demgemäß verurteilt und abgestraft (vgl. Barnes, C., 2010, S. 21ff). Auch in der Neuzeit etablierte sich ein Zeitalter der Diskriminierung von Menschen mit Behinderung. Zum einen wurde dank Kunst und Literatur eine Kultur der Verspottung und

⁵¹ Geht auch einher mit *Bodyism* beziehungsweise *Lookism*: Der Diskriminierung auf Grund von Äußerlichkeiten, der äußerlichen Erscheinungsform, Attraktivitäts- und Schönheitsidealen.

⁵² In mancher Literatur auch in Kombination mit Mentalismus verwendet. Mentalismus bezeichnet hierbei eine Art der Benachteiligung auf Grund von psychischen Erkrankungen und Störungen.

⁵³ Die Begriffe Behinderung und Beeinträchtigung verwende ich hierbei synonym. Es gibt aber auch Diskurse die sich mit den Abgrenzungen der Ausdrücke Behinderung (*disability*), Beeinträchtigung (*impairment*) und auch Einschränkung (*handicap*) beschäftigen.

⁵⁴ Siehe: Kapitel Dominanzkultur S. 45

Erniedrigung und somit eine negative Konnotation in der Darstellung von Menschen mit Behinderungen geschaffen (vgl. ebenda, S. 20f). Zum anderen brach eine Zeit an, in der die Benachteiligungen und Einschränkungen eine politische Akzeptanz erfuhren und sich im kollektiven Verständnis der Politik und Gesellschaft verankerte (vgl. ebenda, S. 27f). Auf Grund der oben erwähnten vermeintlichen Erfordernis einer Normalität, einer in diesem Fall tunlichst gesunden Gesellschaft oder Nation, „um im Rahmen des kapitalistischen Wirtschaftssystems ein Maximum an Ertrag zu gewährleisten, wurden Menschen mit Behinderungen in diversen Einrichtungen von der Mehrheitsgesellschaft abgeschottet.“ (Bouda, M., 2018, S. 27). Diese Institutionalisierung ging sogar soweit, dass sich zu Beginn des 20. Jhd. eine Forschungsrichtung etablierte, die einen Einfluss auf Rassenpolitik in den USA und Europa rechtfertigen sollte: Die Eugenik.⁵⁵ Bis zum heutigen Tag gilt die Beurteilung von Menschen auf Grund von körperlichen oder geistigen Beeinträchtigungen als Diskriminierungsgrund: „These social barriers – both physical and attitudinal – limit activity and constrain the lives of people with impairment. In short, theses barriers socially exclude and work to oppress those with a socially ascribed impairment. The term ‚disability‘ now refers to a type of social oppression, and disablism enters the vocabulary alongside sexism, racism and other discriminatory practices.“ (Thomas, C., 2002, S. 38)

Die nähere Betrachtung der Begrifflichkeit Behinderung beherbergt zwei unterschiedliche Sichtweisen, nach denen die Behinderung (wissenschaftlich) erfasst werden kann. Zum einen auf Grund des sozialen Modells und zum anderen mit dem Zugang eines medizinischen Modells von Behinderung:

Die Betrachtungsweise des medizinischen Modells von Behinderung beruht auf Beeinträchtigungen auf einer körperlichen (anatomischen) oder geistigen (kognitiven) Ursache

⁵⁵ Exkurs Eugenik: Als Eugenik bezeichnet man eine instrumentalisierte Pseudowissenschaft der Abstammungslehre und Rassenhygiene. Sie sollte als Möglichkeit gesehen werden, die Abweichler der Norm auszulöschen: „elimination of the ‘defectives’, [...] the ‘feeble-minded’, the deaf, the blind, the physically defective, and so on.“ (vgl. Davis, L., 2010, S. 7). Nicht nur die Nationalsozialisten mit ihrer Rassenpolitik, sondern auch in den USA wurden eugenische Ansätze debattiert. Bis ins späte 20. Jhd. wurden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sowie Politikerinnen und Politiker von der Idee getrieben, dass nur ein gesundes Individuum den Grundstein für eine gesunde Gesellschaft bilden kann (vgl. ebenda, S. 10). Ein lauterer Mittel jener wissenschaftlichen und politischen Praxis war die teilweise Gleichsetzung behinderter Menschen mit Verbrechern, Schwerstkranken oder Mittellosen (vgl. ebenda). Als Folge müssen auch heute die Menschen mit Beeinträchtigungen noch immer jene durch Eugenik etablierten Vorurteile erdulden: „The loose association between what we would now call disability and criminal activity, mental incompetence, sexual license, and so on established a legacy that people with disabilities are still having trouble living down.“ (ebenda, S. 10f)

(vgl. ebenda, S. 39). Als Behinderung gilt also ein anhängender medizinischer Defekt, den man zum Beispiel durch Therapie, Medizin oder Hilfsmittel ausgleichen sollte (vgl. Stockner, H., 2010). Auch hier gilt, wie schon bei der Operationalisierung des Begriffs Diskriminierung erwähnt, der Kontext zum Normalen beziehungsweise zur Norm. Jene Norm wird hierbei als medizinisch gesund, beziehungsweise körperlich und geistig unversehrt definiert. Die Behinderung steht im Verhältnis zum 'Normalen'. Das Wort Normal meint hierbei die Norm, die Normalität, den Normalzustand, den Standard oder der gesunde Durchschnitt. Dem gegenüber steht das 'Nicht-Normale', welches auch als abnormal oder Abnormalität verstanden wird und aus dessen Konsequenz sich die Kategorie der Behinderung ableitet (vgl. Davis, L., 2010, S. 3f).

Das soziale Modell von Behinderung versteht jene Behinderungen nicht als eine individuelle Beeinträchtigung, sondern erst durch gesellschaftlich entwickelte Hindernisse. Jene Hürden vermeiden, dass alle Gesellschaftsmitglieder gleichberechtigt am gesellschaftlichen Leben teilnehmen können. Eine Hürde wird dadurch aktiv erzeugt beziehungsweise die schon bestehende Hürde nicht getilgt (vgl. Barnes, C. & Oliver, M. & Barton, L., 2002, S. 4). Das heißt außerdem, dass ein Mensch erst dadurch beeinträchtigt wird, weil die Gesellschaft scheitert, die verschiedenen Anliegen der entsprechenden Behinderungen zu bedienen. Die betroffenen Personen werden also demgemäß nicht auf Grund ihrer physischen oder psychischen Behinderung beeinträchtigt, sondern auf Grund der Hindernisse in ihrer sozialen, ökonomischen oder politischen Umgebung (vgl. ebenda, S. 4f). Durch die Sichtweise des sozialen Modells von Behinderung wird das Verständnis der Behinderung als soziales Konstrukt verdeutlicht. Diese Bedeutung ermöglicht es, das Fehlen von Barrierefreiheiten auf gesellschaftlicher und vor allem politischer Ebene zu erkennen (vgl. ebenda, S. 5). Denn die Gesellschaft (und die Politik) steht in der Verantwortung eben jene Barrieren abzubauen beziehungsweise deren Neuentstehung abzuwenden.⁵⁶

⁵⁶ Exkurs Integration vs. Inklusion: Im sozialen Modell von Behinderung geht es auch um die Rolle der Gesellschaft, deren Versäumnis, die fehlende Barrierefreiheit zu schaffen, als zentrale Ursache für das Scheitern von Inklusion der Menschen mit Behinderung gilt. Wichtig ist dabei, dass die Inklusion aber von Integration unterschieden wird. Integration: „Als integriert gilt folglich, wer sich so verhält, wie es vorgezeichnet und erwartet wird. Damit übt der unreflektierte Integrationswille einen enormen Anpassungsdruck aus auf die Werte und Normen der Leistung, des Verhaltens oder des Aussehens. [...] herrscht die Hierarchie der funktionstüchtigen Körper(teile) und der vorzeigbaren intellektuellen Fähigkeiten“ (Sierck, U., 2012, S. 36) Die Annahme, dass sich die behinderte Person an die Standards der nicht versehrten Gesellschaftsordnung anpassen soll, wird aber strikt abgelehnt. Es geht dementsprechend um die Inklusion von Menschen mit Behinderung. Inklusion versteht sich als Gleichstellung von behinderten und nichtbehinderten Personen in einer Gesellschaft, um allen Menschen eine Teilhabe am gesellschaftlichen Leben zu ermöglichen (vgl. Köbsell, S., 2012, S 43f).

Zusammenfassen gilt für diese Diskriminierungsdimension, dass ein Mensch auf Grund seiner Erfüllung von Normalisierungsgraden in Bezug auf geistige und körperliche Fähigkeiten bewertet wird. Kann eine Person, die für normal und natürlich empfundenen und bestellten Fähigkeiten nicht erfüllen, wird ihre gesellschaftliche Position schlechter bewertet (vgl. Köbsell, S., 2015, S. 25).

6.6. Altersdiskriminierung/Ageism

Unter der Bezeichnung Altersdiskriminierung – im Englischen Ageism – versteht man die Diskriminierung auf Grund bestimmter Altersstereotypen. In den meisten Fällen basiert eine Benachteiligung auf Grund eines vermeintlich zu hohen Alters. Eine Diskriminierung kann aber auch auf Grund eines zu jungen Alters eintreten. (vgl. Mayer, A.-K. & Rothermund, K., 2009, S. 217) Am weitverbreitetsten sind aber Benachteiligung älterer Personen: *„Altersvorurteile sind gewöhnlich negative Einstellungen gegenüber der Gruppe der älteren Menschen und als die differentielle Assoziation von negativen Eigenschaften mit älteren Menschen definiert.“* (Krings, F. & Kluge, A., 2008, S. 131)

Robert BUTLER findet treffende Worte in seiner Definition von Ageism: *„Ageism can be seen as a systematic stereotyping of and discrimination against people because they are old, just as racism and sexism accomplish this with skin color and gender [...]. I see ageism manifested in a wide range of phenomena, on both individual and institutional levels — stereotypes and myths, outright disdain and dislike, simple subtle avoidance of contact, and discriminatory practices in housing, employment, and services of all kinds“.* (Butler, R., 1989 zitiert nach Achenbaum, A., 2015, S. 11). Außerdem findet er Parallelen in der Form der Diskriminierung zu Rassismus und Sexismus und fasst drei Hauptmerkmale der Altersdiskriminierung zusammen: *[...] There are three distinguishable yet interrelated aspects to the problem of ageism: 1) Prejudicial attitudes toward the aged, toward old age, and toward the aging process, including attitudes held by the elderly themselves; 2) discriminatory practices against the elderly, particularly in employment, but in other social roles as well; and 3) institutional practices and policies which, often without malice, perpetuate stereotypic beliefs about the elderly, reduce their opportunities for a satisfactory life and undermine their personal dignity.“* (Butler, R., 1980, S. 8). Er beschreibt also Vorurteile gegenüber dem Alter und des Alterns und

bewusste und unbewusste Diskriminierungen in allen Lebensbereichen, auch auf institutioneller Ebene, als die Schwerpunkte des Ageisms.

Ein spannendes Phänomen der Altersdiskriminierung ist auch die positiv (gemeinte) Reaktion der Gesellschaft auf eine eigentlich negative Bewertung des Alters. So kann die Betonung bestimmter Altersstereotypen wie kränklich oder hilflos zu einer gesteigerten Unterstützungsbereitschaft führen. So gesehen kann der Umgang mit dem Alter beziehungsweise dem Altern eine Ausgrenzung und Abneigung hervorrufen oder aber Sympathie und Zuneigung erwecken (gerontophobia vs. gerontophilia) (vgl. Mayer, A.-K. & Rothermund, K., 2009, S. 228). Letzteres zeigt sich vor allem durch wohlwollendes, schützendes und fürsorgliches Verhalten durch altersbezogene Hilfestellungen und Begünstigungen: „*compassionate stereotyping*“ (vgl. Revenson, T., 1989, S. 230). Eine Folge kann dabei positive Diskriminierung sein, bei der es aber ebenfalls zu bedenken gilt, dass auch hierbei der Kontext zu einem Defizitbild des Alterns hergestellt und indirekt betont wird (vgl. Mayer, A.-K. & Rothermund, K., 2009, S. 228). Andere Blickwinkel zeigen die Ambivalenz zwischen positiver und negativer Diskriminierung. In vielen Gesellschaftsstrukturen gelten auch positiv besetzte Vorurteile wie vertrauensvoll, sanftmütig, weise, erfahren und liebevoll, häufig aber im Zusammenhang mit negativen Assoziationen (vgl. Krings, F. & Kluge, A., 2008, S. 132).

Ein wichtiger Katalysator in der Altersdiskriminierung ist das durch die Massenmedien und die Gesellschaft postulierte Paradigma und als oberstes Ziel definierte Bild der ewigen Jugend. Die Konnotation des Begriffs Jugend mit Eigenschaften wie gesund, erfolgreich, machtvoll und normal schürt Ängste vor dem Altern und dem Sterben⁵⁷ („*aging anxiety*“) (vgl. Mayer, A.-K. & Rothermund, K., 2009, S. 229) und fördert so eine „*kulturpessimistische Vorstellung des Zerfalls sozialer und auch familiärer Solidarität [...]*.“ (Höpflinger, F., 2009, S. 2). Altersdiskriminierungen basieren aber meistens nicht auf bewusst böswilligen Intentionen jemanden auszuschließen. In den meisten Fällen geschieht die Diskriminierung auf Grund von durch Mitleid gesteuerte Anpassungsprozesse an die Schwächen der Älteren. Durch jene Verhaltensschemata werden mögliche Unzulänglichkeiten betont und die älteren Personen zu

⁵⁷ Exkurs Terror-Management Theorie: Der Umgang beziehungsweise die Begegnung mit Personen höheren Alters stellt die Gesundheit und Unverletzbarkeit des eigenen Selbst in Frage. Durch die Konfrontation mit dem hohen Alter werden Assoziationen mit Schmerz, Kranksein, Gebrechen, Unattraktivität und auch ein mögliches Lebensende gezogen. Um jene unangenehme Situation und auch die Gefahr, die eigene Identität in jener fremden älteren Identität zu verlieren, zu umgehen, wird der Kontakt mit den Alten reduziert oder gar vermieden (vgl. Martens, A. & Goldenberg, J. & Greenberg, J., 2005, S. 224f).

passiven Hilfeempfängern stilisiert. Es entsteht eine selbsterfüllende Prophezeiung, in der älteren Menschen die Rolle eines kompetenten und aktiven Akteurs in der Gesellschaft abgesprochen wird (vgl. Mayer, A.-K. & Rothermund, K., 2009, S. 235).

Bei der näheren Betrachtung der Altersdiskriminierung fallen zwei Besonderheiten auf. Zum einen die Unausweichlichkeit, dass jedes einzelne Individuum eines Tages von der diskriminierenden Seite automatisch auf die diskriminierte Seite wechselt. So bleiben auch Täter nicht von der Opferrolle verschont. Altersdiskriminierung ist so quasi ein Produkt aus selbstschädigenden Praktiken (vgl. Mayer, A.-K. & Rothermund, K., 2009, S. 232 und Krings, F. & Kluge, A., 2008, S. 131). Zum anderen ist erkennbar, dass Frauen und Männer unterschiedlich stereotypisiert werden. So wird beispielsweise eine 55-jährige Frau eher zur Gruppe der Alten gezählt als ein 55-jähriger Männer. Frauen sind augenscheinlich viel früher von Ageism betroffen als Männer (vgl. Krings, F. & Kluge, A., 2008, S. 133).

Um der Stigmatisierung ‘zu alt’ und den daraus resultierenden Diskriminierungen entgegen zu wirken, gibt es gesetzliche Regelungen. Antidiskriminierungsgesetze, angepasste und flexible Altersgrenzen, Regelungen für besondere Bedürfnisse (Bauverordnungen, Verbesserungen beim öffentlichen Personennahverkehr, etc.) und eine erhöhte Sensibilisierung im Umgang mit älteren Menschen und potenziellen Diskriminierungsrisiken (vgl. Mayer, A.-K. & Rothermund, K., 2009, S. 235).⁵⁸

6.7. Zwischenfazit

Diskriminierungen gelten – wie in manchen Absätzen bereits beschrieben – meist als ambivalent. So können einer Abweichung von der durch die Gesellschaft definierte Norm, negative Beeinträchtigungen aber auch positive Diskriminierung folgen. Letzteres entspricht einer positiven Attribution, die ebenfalls auf stereotypen Zuschreibungen basiert. Man spricht aber auch hier von einer Diskriminierung, da die Person auf Grund von positiv konnotierten Vorurteilen diskriminiert oder bevorteilt (und somit andere benachteiligt) wird. Gängige Beispiele sind die ‘weise alte Greisin’, ‘alte einfühlsame Frau’, ‘lustige dicke Frau’,

⁵⁸ Der Schutz vor Ageism ist auch deshalb an die Bedürfnisse der Gesellschaft angepasst, weil diese immer älter wird. Die Menschen leben und arbeiten immer länger und bleiben aktives Mitglied der Gesellschaft. Der Kampf gegen Altersdiskriminierung dient so auch der Systemerhaltung.

‘vertrauensvolle erfahrene Frau‘, ‘großer Penis eines schwarzen Mannes‘, ‘schnelle schwarze Marathonläuferin‘, und so weiter.

Außerdem lässt sich erkennen, dass die einzelnen Dimensionen der Diskriminierung alle durch das Abweichen der sozial konstruierten und konstatierten Norm definiert werden. Das Andere ist dabei keineswegs natürlich oder von selbst entstanden, sondern durch die Gesellschaft produziert. Kurz gesagt, wer anders als der gesellschaftliche Durchschnitt ist, läuft Gefahr vom Rest der Gesellschaft stigmatisiert und benachteiligt zu werden. Die Vorgehensweise des Diskriminierens – egal ob im Rassismus, Ableismus usw. ist dabei immer die gleiche: Differenzen werden lokalisiert, naturalisiert und im Status Quo als selbstverständlich verankert. Daraufhin folgt die Homogenisierung aller Nichtnormalen und die Ansiedlung im unteren Bereich der gesellschaftlichen Rangordnung (vgl. Köbsell, S., 2015, S. 25).

Wichtig ist hierbei immer, dass die vermeintlichen kulturellen Differenzen und normativen Vorstellungen innerhalb der Gesellschaft stets mit Blick auf unterschwellige und nicht offensichtliche Ungleichheiten hinterfragt werden sollten (vgl. Staub-Bernasconi, S., 2015, S. 17).

Zur Erinnerung: Für das Verständnis der Mehrfachdiskriminierung im Konzept der Intersektionalität gilt es zu betonen, dass die obigen Dimensionen zu mehr und gleichzeitig auf ein Individuum einwirken können. Die Anwendung einer Diskriminierungsform schließt eine andere nicht aus. Eine Maximalanzahl an Benachteiligungen gibt es hierbei nicht. Eine Person kann von mehreren Diskriminierungen auch unterschiedlich stark betroffen sein, beziehungsweise sich unterschiedlich stark betroffen fühlen. Das Empfinden einer Diskriminierung ist sehr subjektiv und variiert in der wahrgenommenen Intensität von Individuum zu Individuum. Zudem kann neben offensichtlich, offenen und direkten Benachteiligungen die Diskriminierung auch unbewusst und nicht gezielt stattfinden. Des Weiteren möchte ich nochmals betonen, dass die aufgeführte Liste der Diskriminierungsdimensionen keinen Vollständigkeitsanspruch erhebt, sondern die für meine Arbeit wesentlichsten Formen behandelt. Die Anwesenheit und Existenz von weiteren Diskriminierungsdimensionen in unserer Gesellschaft ist mir bewusst.

7. Entwicklung der Intersektionalität

Damit Intersektionalität begriffen und als wissenschaftliches Konzept angewandt werden kann, ist es wichtig, den historischen Kontext und die Umstände ihrer Entwicklung zu kennen und beachten. Wesentlich für das Verständnis ist außerdem, dass das Intersektionalitätskonzept nicht aus dem Nichts entstanden ist, sondern es sich um eine Weiterentwicklung und Ergänzung von verschiedenen zuvor geführten wissenschaftlichen Diskursen und vorausgegangenen gesellschaftlichen Entwicklungen handelt (vgl. Bronner, K. & Paulus, S., 2017, S. 65).

7.1. Entstehung der Intersektionalität

Seinen Ursprung findet das Intersektionalitätskonzept in der schwarzen Frauenbewegung in den USA der 1970er Jahre. Zum entscheidenden historischen Moment wird die Begründung des 1974 in Boston entstandenen Combahee River Collectives⁵⁹ gezählt. In jener Vereinigung fühlten sich schwarze Frauen von der gerade etablierten Frauenbewegung nicht repräsentiert und gar ausgeschlossen, da die Bedürfnisse schwarzer Frauen und ihre auf die Ethnizität bezogenen Diskriminierungserfahrungen keine Erwähnung fanden (vgl. Meyer, K., 2017, S. 28f.). Ihrer Ansicht nach, wurden die Interessen westlicher, heterosexueller, weißer Frauen aus der Mittelschicht als gesamtweibliche Anliegen vertreten und ließen keinen Raum für schwarze Frauen in der Frauenforschung und Frauenpolitik (vgl. Walgenbach, K., 2012b, S. 4). Bell HOOKS, eine schwarze Kulturtheoretikerin, war dabei eine der federführendsten Kritikerinnen der weißen Feministinnen, die das Interesse ihrer exklusiven Gruppe der weißen Frauen im Namen aller zu legitimieren versuchte. Im Fokus der Öffentlichkeit fehlen aber jene Anliegen der schwarzen Frauen (vgl. hooks, b., 1981 und 2015). Vor allem bei den wesentlichen feministischen Themen wie Ungleichheiten in der Arbeitswelt, Sexualität, Gewalt gegen Frauen wurden oft ausschließlich die Positionen und Erfahrungen weißer Frauen berücksichtigt

⁵⁹ Das vom Combahee River Collective verfasste ‚*A Black Feminist Statement*‘ kritisiert die schwarze Bürgerrechtsbewegung und auch Frauenbewegung, welche die Ausgrenzungserfahrungen schwarzer Frauen vernachlässigt. Es fordert von den schwarzen und von den feministischen Aktivistinnen und Aktivisten die Vernetzung von „*racial, sexual, heterosexual and class oppression*“ (Combahee River Collective, 1982, S. 13) anzuerkennen und die mehrdimensionalen und komplexen Erfahrungen schwarzer Frauen im Aktivismus und auch Wissenschaft zu berücksichtigen (vgl. Bronner, K. & Paulus, S., 2017, S. 69): „*integrated analysis and practice based upon the fact that the major systems of oppression are interlocking. The synthesis of these oppressions creates the conditions of our lives. As Black women we see Black feminism as the logical political movement to combat the manifold and simultaneous oppressions that all women of color face*“ (Combahee River Collective, 1982, S. 210).

wurden. Die Fehlbarkeit der homogenen und universellen Repräsentation „aller“ Frauen kann man am folgenden Beispiel gut erkennen: Die weißen Mittelschicht-Feministinnen der 1970er Jahre versahen die Reproduktionsarbeit⁶⁰ im Haushalt mit den Merkmalen Monotonie, Isolation oder Selbstentwertung. Allerdings, so HOOKS, weist jene Arbeit in der Familie für schwarze Frauen, zum Beispiel während der Sklaverei, eine völlig konträre Bedeutung auf (vgl. hooks, b., 1981, S. 15ff). Denn für jene Frauen stand diese Tätigkeit für einen Hort der Humanität und Rückzugsort vor rassistischer Verfolgung außerhalb der eigenen vier Wände. *„Historically, black women have identified work in the context of the family as humanizing labour, work that affirms their identity as women, as human beings sharing love and care, the very gestures of humanity White supremacist ideology claimed black people were incapable of expressing. In contrast to labour done in a caring environment inside the home, labour outside the home was not often seen, as stressful, degrading, and dehumanizing”* (hooks, b., 2015, S. 133f).

Zur Erwähnung des eigentlichen Begriffs Intersektionalität kam es aber erst Ende der 1980er Jahre, als die Rechtswissenschaftlerin Kimberlé CRENSHAW den Ausdruck 1989 einführte, um Benachteiligungen und Diskriminierungen schwarzer Frauen am US-amerikanischen Arbeitsmarkt zu verdeutlichen (Hardmeier, S. & Vinz, D., 2007, S. 23f). Damit die Überschneidungen der Diskriminierungsdimensionen hervorgehoben werden und eine einfache Addierung jener auszuschließen, beschrieb CRENSHAW ihren Ansatz in der Metapher der Straßenkreuzung („*intersection*“) (vgl. Walgenbacher, K., 2012b, S. 12). Jede Fahrbahn steht für eine andere soziale Kategorie steht. Die Fahrbahnen kreuzen sich und es sind mal mehr und mal weniger Autos auf den jeweiligen Fahrbahnen in verschiedenen Richtungen unterwegs. So kommt es, dass manchmal mehrere Fahrzeuge gleichzeitig die Kreuzung passieren und sich dabei ein Unfall ereignen kann. Die Ursache jenes Unfalls können dabei die verschiedenen Richtungen sein. Dieser Unfall auf der Straßenkreuzung steht symbolisch für die Diskriminierung, bei der mehrere soziale Kategorien involviert sind (vgl. Crenshaw, K., 2013, S. 38). *„Discrimination, like traffic through an intersection, may flow in one direction, and it may flow in another. If an accident happens in an intersection, it can be caused by cars travelling from any number of directions and, sometimes, from all of them. Similarly, if a black woman is harmed because she is in the intersection, her injury could result from sex discrimination or race discrimination.“* (Crenshaw, K., 1989, S. 149).

⁶⁰ Reproduktionsarbeit: Siehe: Kapitel Klasse und Klassismus S. 62

So gesehen, kann eine schwarze Frau, also auf Grund ihres Geschlechts und ihrer Hautfarbe (beziehungsweise je nachdem wie viele Autos von verschiedenen Fahrbahnen in den Unfall verwickelt sind) diskriminiert werden. Die Metapher der Straßenkreuzung als wortwörtliche Intersektion und Überschneidung verdeutlicht dabei den Ansatz der Mehrdimensionalität. Als Rechtswissenschaftlerin entwickelte CRENSHAW das Konzept der Intersektionalität („Intersectionality“) auf Grundlage ausgewählter Rechtsstreitanalysen, bei denen sie die Schlussfolgerung zog, dass die US-Antidiskriminierungsgesetze meist zu Gunsten schwarzer Männer oder eben weißer Frauen angewandt wurden. Die Situationen schwarzer Frauen verhallten ungehört. Diese Entwicklung schreibt CRENSHAW, ebenso wie HOOKS, der Lobbyarbeit und Ressourcenzugänglichkeit eben jener weißen Frauen zu (vgl. Walgenbach, K., 2012b, S. 5).

7.1.1. Entwicklungen im deutschsprachigen Raum

Auch im deutschsprachigen Raum kam es seit den 1970er Jahren zu kritischen Stimmen in der Frauenforschung und im feministischen Aktivismus. Die Homogenisierung und Verallgemeinerung aller Frauen stieß bei lesbischen Frauen, schwarzen Frauen, Migrantinnen, jüdischen Frauen, Arbeiterinnen und Frauen mit körperlichen und geistigen Beeinträchtigungen auf Kritik und diese forderten eine Beachtung auch ihrer Lebensumstände und -erfahrungen (vgl. Walgenbach, K., 2007, S. 27-38). In den auf die Kritik folgenden Debatten lieferten die verschiedenen Frauen im deutschsprachigen Raum die Grundlage für die Entwicklung des Intersektionalitätsparadigmas, das sich wissenschaftlich analytisch sowie politisch auf die Frauenbewegung und die Forschung auswirkt (vgl. Castro Varela, M. & Dhawan, N., 2010, S. 309f).

Nicht von der Frauenbewegung zuvor im deutschsprachigen Raum berücksichtigt wurden beispielsweise die Erfahrungen von Migrantinnen mit dem abhängigen Aufenthaltsrecht, sowie die Notwendigkeit der Anerkennung weiblicher Asylgründe wie sexistische Verfolgung, Vergewaltigung und Lesbendiskriminierung (vgl. Aktaş, G., 1993a, S. 49ff, sowie 1993b, S. 255ff und Kang, C.-S., 1993, S. 238ff). Auch die Anstellungsverhältnisse und Arbeitsbedingungen von Reproduktionsarbeiten in westlichen Haushalten (vgl. FeMigra, 1994, S. 49ff) oder die Vergleiche des Emanzipationsgrades von vermeintlichen ‚Dritte-Welt-Frauen‘

gegenüber des westlich definierten feministischen Verständnisses (Uremović, O. & Oerter, G., 1994, S. 9f) lagen vermeintlich unterhalb der Wahrnehmungsgrenze der Frauenbewegung.

Auf eine weitere ausgeschlossene Position in der damaligen Frauenbewegung machten Frauen mit Behinderungen in Deutschland auf sich aufmerksam⁶¹. So organisierten sich die selbsternannten „Krüppelfrauen“ in den 1970er Jahren und stellten ihre Perspektive und Rolle in der Frauenbewegung vor (vgl. Walgenbach, K., 2012b, S. 7). Zur Kritik standen nicht nur Mangel an Barrierefreiheiten im Alltag und auch innerhalb der Frauenbewegung, sondern auch die ungleiche Anwendung des Sexualstrafrechts⁶², Schönheitsidealstigmatisierungen oder die generelle Verweigerung einer Geschlechteridentität, wie sie beispielsweise bei Toilettenschildern vermieden wird (vgl. Boll, S., et al., 1985, S. 89 und 97). Sie formulierten letzteres wie folgt: *„Wir Krüppelfrauen sind Frauen, die behindert sind, wir werden als behindert behandelt, die nebenbei weiblich sind. Behinderte gelten als eine Gruppe zwischen den Geschlechtern, die dritte Gruppe zwischen Männern und Frauen“* (ebenda, S. 8). Ebenfalls bedeutend in der Frauenbewegung waren die Debatten um das Abtreibungsverbot⁶³. Dem Recht auf körperliche Selbstbestimmung standen die Frauen mit Behinderungen nicht ablehnend gegenüber (vgl. Köbsell, S. & Waldschmidt, A., 1993, S. 68), sie kritisierten aber an dem Anliegen der nichtbehinderten Frauen, dass die Problematik der Zwangssterilisation ausgeklammert wurde. Bis 1990 konnte man behinderten Frauen ohne deren Einwilligung einer Sterilisation⁶⁴ unterziehen (ebenda und Köbsell, S., 1987 und Lux, U., 1993, S. 11f).

Die Perspektiven und Lebensumstände schwarzer Frauen, Migrantinnen, Lesben und Frauen mit Behinderungen verstanden sich als die Repräsentation „der Anderen“ und ihre Bedürfnisse wurden bagatellisiert oder gar ausgeklammert. Durch die Aufmerksamkeit, die jene Frauen auf ihre Situationen lenkten, wurde der Weg für die Entwicklung der Intersektionalität geebnet (vgl.

⁶¹ Vor allem Frauen mit körperlichen Behinderungen traten in den Debatten hervor. Die Positionen von Frauen mit geistigen Behinderungen, sind hingegen kaum dokumentiert.

⁶² Frauen mit Behinderungen die Opfer beziehungsweise Überlebende (sexualisierter) Gewalt wurden, galten vor Gericht als „Widerstandsunfähige Personen“. Jene Einstufung wurde bis 2003 angewandt und bedeutete ein niedrigeres Strafmaß für die Täter (vgl. Walgenbach, K., 2012b, S. 8).

⁶³ Der Schutz des Embryos wird in Deutschland in §218 (EStG) im deutschen Strafgesetzbuch geregelt. In Österreich regelt §97 im Strafgesetzbuch für den möglichen Schwangerschaftsabbruch bis zur 12. Woche (ist nicht legal, aber straffrei). In der Schweiz gibt es seit 2002 die Fristenlösung, die straffreie Schwangerschaftsabbrüche bis zur 12. Woche erlaubt – geregelt im Strafgesetzbuch Art 119,2.

⁶⁴ Dies wurde in Deutschland durch das Betreuungsgesetz geregelt. Schätzungen deutscher Behörden gehen davon aus, dass bis 1990 pro Jahr ca. 1000 Frauen unter 18 Jahren sterilisiert wurden (vgl. Becker, M., 1995, S. 106). Vor allem geistig behinderte Frauen wurden dabei einer Sterilisation unterzogen (vgl. ebenda, S. 79ff).

Walgenbacher, K., 2012b, S. 9 und Gelbin, C., 1999, S. 95ff und Piesche, P., 1999, S. 195ff und Eggers, M. & Kilomba, G. & Piesche, P. & Arndt, S., 2005).

Resümierend ist über den Entstehungshintergrund des Intersektionalitätskonzepts zu sagen, dass die Intersektionalität als wissenschaftliches Konzept das Resultat von Diskursen und Debatten über ausgegrenzte und marginalisierte Gesellschaftsmitglieder ist (vgl. Adusei-Poku, N., 2012, S. 1). Auch gesellschaftspolitisch ist die Etablierung des Analysekonzepts der Intersektionalität von großer Bedeutung, da so die mehrdimensionale Diskriminierung nicht nur wissenschaftlich, sondern auch politisch greifbar wurde. Eine juristische Intervention zum Abbau der Benachteiligungen wurde so erst ermöglicht (vgl. ebenda).

7.2. Intersektionalitätsdebatte

Ist Intersektionalität nun als Idee, als Theorie, als Ansatz oder als ein Konzept zu verstehen? welches in der Wissenschaft immer populärer und intensiver untersucht wird. Die Antwort: Es beinhaltet von allem etwas und ist, abhängig vom Untersuchungsgegenstand und dem Erkenntnisinteresse, vielseitig anwendbar (vgl. Smykalla, S. & Vinz, D., 2011, S. 10). Innerhalb der Debatte über Intersektionalität gibt es aber verschiedene Positionen, die die Anwendung unterschiedlich aufgreifen und ansetzen. Ihren Ursprung fand die Debatte um die Intersektionalität im Diskurs der Gender Studies. SMYKALLA & VINZ begreifen Intersektionalität als Brückenkonzept zwischen Geschlechter- und Diversity⁶⁵ Forschung und sehen es als Zugang, der *„ursprünglich aus feministischen Theorien und Praktiken hervorgegangen ist. [...] der sich zwischen und innerhalb von theoretischen, methodologischen und politischen Auseinandersetzungen um Gender und Diversity bewegt. [...] Inzwischen jedoch wird es häufig mit Diversity-Konzepten verknüpft oder sogar synonym verwandt.“* (ebenda, S. 10f). Diesem Verständnis nach, wird die Intersektionalität im Spannungs- und Forschungsfeld zwischen Geschlecht und Diversity verortet. Eine strikte Abgrenzung der

⁶⁵ Exkurs Diversity: Diversity (oder auch Diversität genannt) steht für den Begriff der Vielfalt. Jene Vielfalt fasst dabei die Unterschiedlichkeit der Menschen ins Auge und betont die Gleichwertigkeit eben jener individuellen Lebensstile und -entwürfe (vgl. Engel, A., 2009, S. 39). Diversität steht zudem als Gegenkonzept zur Diskriminierung und soll für die Errichtung von Chancengleichheit sorgen (vgl. Vinz, D. & Schiederig, K, S. 26f). Durch Diversity Management wird auch auf betriebswirtschaftlicher Ebene im Personalwesen die *„Verschiedenheit als Potenzial betrachtet. Um Effektivität und Effizienz in Unternehmen und Organisationen zu steigern“* (Engel, A., 2009, S.40).

Begrifflichkeiten Intersektionalität, Gender⁶⁶ und Diversity ist zwar theoretisch möglich, aber durch die starken Weiterentwicklungen, Veränderungen und sogar Verschmelzungen jener Begriffe, gilt eine exakte Trennung als zu starr und künstlich (vgl. ebenda, S. 11).

In Europa wird die Intersektionalität seit den 1990er die Intersektionalität als ein wichtiger Bestandteil der Geschlechterforschung anerkannt, indem sie versucht, Aufmerksamkeit und Beachtung auf die vieldimensionale Diskriminierungserfahrung Aufmerksamkeit und Beachtung zu lenken und eine diskursive Basis zu schaffen, um auf die Ursachen zu stoßen und eben gegen jene Benachteiligungen vorgehen zu können (vgl. Adusei-Poku, N., 2012, S. 1). Als Ausgangspunkt dient dazu die Tatsache, dass neben dem Geschlecht weitere Ungleichheit schaffende Kategorien eine Benachteiligung bedingen und somit zur intersektionalen Analyse hinzukommen. DORER & KLAUS sprechen auch von einer „*gegenseitigen Konstituierung und Durchdringung von Subjekt und Struktur im Sinne einer diskursiven Produktion*“ (Dorer, J. & Klaus, E., 2008, S. 99) in eben jener Analyse. Das Wesentliche dabei ist die Abkehr von einer eindimensionalen und additiven Betrachtungsweise, hinzu zum Fokus auf die Wechselwirkungen sozialer Kategorien in jenem übergreifenden und orientierungsgebenden Konzept (vgl. Walgenbach, K., 2012b, S. 11).

Bedeutsam in der Intersektionalitätsdebatte ist die Ablehnung des Opferdiskurses. Es geht nicht darum zu erforschen, welche Kombination aus Differenzen und Benachteiligungen am schlimmsten benachteiligt, oder welche Mehrfachdiskriminierung es am schwierigsten in der Gesellschaft hat. Es geht vielmehr darum, die vielfältigen und diversen Ebenen und Faktoren aufzuzeigen, die zur Ausgrenzung und Benachteiligung führen können (vgl. Adusei-Poku, N., 2012, S. 2). Dadurch wird es auch ermöglicht, eine Sensibilisierung für Diskriminierungen zu schaffen und somit den Grundstein zu legen, um Ausgrenzungen zu reduzieren oder gar zu vermeiden. Zudem wird auch versucht, der Instrumentalisierung einer Differenz entgegenzuwirken. Also das bewusste Nutzen und Einsetzen von Differenzen, um sie zur Legitimierung von Ungleichheiten zu gebrauchen⁶⁷ (vgl. ebenda und Engel, A., 2009, S. 44ff).

⁶⁶ Siehe: Kapitel Geschlecht S. XX

⁶⁷ Allianzangebote sind durch eine Mehrfachadressierung geschaffene Botschaften, die mehrere Seiten positiv in ihrer Haltung gegenüber jener Nachricht vereint. (vgl. Engel, A., 2009, S. 44ff). Zum Beispiel, wenn eine Werbeanzeige es schafft, sowohl Homosexuelle als auch Heterosexuelle anzusprechen und dabei erreicht, dass weder die soziale Integration oder die Privilegien der familiären Häuslichkeit gefährden werden. Die Homosexualität erfährt also Integrationswürdigkeit, ohne das traditionelle heteronormative Werte provoziert und kritisiert werden (vgl. ebenda, S. 47)

Auf Grund eines vorherrschenden Feminismus, der mehrheitlich von weißen Frauen der Mittelschicht etabliert und gelebt wurde, kam es zur Ausblendung von Differenzen innerhalb der Frauen. Dies hatte zur Folge, dass sich die feministische Theoriebildung nun jene ausgeblendeten Merkmale vornahm und neben Geschlecht auch „Rasse“ und Klasse als wesentliche Ungleichheitskategorien berücksichtigte⁶⁸ (vgl. Degele, N. & Winker, G., 2009, S. 15). Kathy DAVIS beschreibt, wie der Ursprung der Intersektionalität auch politischen Initiativen diene und nun jene analysierbare Differenzkategorien zu den Kernstücken vieler feministischer Debatten erkoren wurde: *„‘Intersectionality’ refers to the interaction between gender, race, and other categories of difference in individual lives, social practices, institutional arrangements, and cultural ideologies and the outcomes of these interactions in terms of power. Originally coined by Kimberlé Crenshaw (1989), intersectionality was intended to address the fact that the experiences and struggles of women of colour fell between the cracks of both feminist and anti-racist discourse.“* (Davis, K., 2008, S. 68). Sie plädiert auch dafür, die wissenschaftlich bedeutsamen Dinge zur intersektionalen Analyse nicht als Einzahl zu begreifen, sondern eher von Geschlechtern und Feminismen zu reden (vgl. ebenda, S. 72). So werden Verallgemeinerungen verhindert und homogene soziale Kategorien dekonstruiert. Das Konzept bietet auch eine individuellere Herangehensweise, Diskriminierungen zu hinterfragen und zusätzlich noch postmoderne feministische Strömungen zu integrieren und verknüpfende Theorien über Klasse, „Rasse“ und Geschlecht zu erforschen (vgl. ebenda, 69ff). Intersektionalität *„[...] takes up the political project of making the social and material consequences of the categories of gender/race/class visible, but does so by employing methodologies compatible with the poststructuralist project of deconstructing categories, unmasking universalism, and exploring the dynamic and contradictory workings of power.“* (ebenda, S. 74). Das Intersektionalitätskonzept verknüpfte mehrere vielschichtige Aspekte. Zum einen den Anspruch der Vielfalt der Achsen und ihr Bezug zur sozialen Rangordnung sowie der möglichen Unterdrückung. Des Weiteren schließt sie auch gleichzeitig deren Wechselwirkungen untereinander mit ein. Zum Anderen verhilft sie, dass der Zugang zu den Feministischen Theorien sowie den Ansätzen der Queer Theory⁶⁹ (vgl. Villa, P.-I., 2009, S.

⁶⁸ Exkurs Triple Oppression: Wird auch Triple Oppressionen oder Dreifach- beziehungsweise Mehrfachunterdrückung genannt (vgl. Lutz, H. & Herrera Vivar, M. T. & Supik, L., 2013, S. 10ff). Hierbei geht es um die Diskriminierung auf Grund der drei Diskriminierungsformen Rassismus, Sexismus und Klassismus. Kapitalismus steht hierbei als Schwerpunkt im Machtgefüge. Das Geschlechterpatriarchat und der Rassismus ordnen sich diesem unter (vgl. Bronner, K. & Paulus, S., 2017, S. 69).

⁶⁹ Exkurs Queer Theory: Queer ist ein wichtiger Begriff für die Intersektionalität, der in der heutigen Verwendung die Formen einer nicht-heteronormativen Lebensweise bezeichnet (vgl. Meyer, K., 2017, S. 17). Die eigentliche Bedeutung des Ausdrucks steht für 'seltsam' oder 'sonderbar', wurde aber als positiv konnotierter Sammelbegriff für die LGBTIQ+ Gemeinschaft und Personen, die nicht in der

127) zu einem neuen Paradigma, vor allem in der deutschsprachigen Frauen- und Geschlechterforschung, erhoben wurde (vgl. Degele, N. & Winker, G., 2009, S. 10). Die intersektionale Betrachtungsweise auf verschiedenen Dimensionen der Ungleichheiten ist für Gudrun-Axeli KNAPP keine Innovation in eben jener deutschsprachigen Forschung, aber die Gewichtung und Wertigkeit, die ihr zugutekommt, ist neu (vgl. Knapp, G.-A., 2008, S. 47f).

7.2.1. Selektion und Gewichtung der Kategorien

Wenn mehrere soziale und kulturelle Kategorien gleichzeitig wirken, kommt es zwangsläufig zur Frage der Gewichtung jener unterschiedlichen Kategorien. Zudem stellt sich bei der Untersuchung die Frage, welche Relevanz hat welche Kategorie und bleiben bestimmte soziale Kategorien ausgeblendet und ohne Einfluss? Zu Beginn der Intersektionalitätsdebatte drehte sich alles um die Triade aus *race*, *class* und *gender* (vgl. Walgenbach, 2012b, S. 20f und 27). Erst im später geführten europäischen Diskurs, wurden die sozialen Kategorien um beispielsweise sexuelle Orientierung und Alter erweitert (vgl. Davis, K., 2008b, S. 20).

Alle sozialen Kategorien gleichberechtigt mit einzukalkulieren ist utopisch und schwer vorzustellen. Für jede individuelle Forschungsfrage gibt es relevante Kategorien, die bevorzugt zur Analyse herangezogen werden (vgl. Dietze, G. & Haschemi-Yekani, E. & Michaelis, S., 2012, S. 12). Das Hauptaugenmerk liegt hierbei nun im Entscheidungsprozess, welche Kategorien in die Analyse einfließen und zu welchem Zeitpunkt die Liste der überschneidungsrelevanten Kategorien vollständig ist? Die Antwort: Es gibt aber keine per se Definition in jener wissenschaftlichen Vorgehensweise. Abhängig vom Forschungsinteresse, dem politischen, kulturellen und historischen Kontext und wissenschaftlich theoretischen Hintergrund, wird die Gewichtung der einzelnen Kategorien determiniert (vgl. Walgenbach, 2007, S. 42ff). Es liegt also ein situationsabhängiger Erkenntnisgewinn vor, der für jede Intersektion verschiedener Kategorien separat erfolgt (vgl. Haraway, D., 1988, S. 581ff).

Mehrheitsgesellschaft vertreten werden, umcodiert (vgl. Dietze, G. & Haschemi-Yekani, E. & Michaelis, B., 2012, S. 2ff). Die Queer Theory beschäftigt sich daher vor allem mit dem Zusammenhang zwischen biologischem und sozial konstruiertem Geschlecht und dem sexuellen Begehren in Bezug auf Identität, Heteronormativität und männlich, hegemonialer Machtverhältnisse und Strukturen in der Gesellschaft (vgl. ebenda).

7.2.2. Analyseebenen und deren Komplexität

Der Diskurs um die Selektion und Gewichtung findet bei Nina DEGELE & Gabriele WINKER einen konstruktiven Zugang. Sie leiten die Bedeutungszugehörigkeit der einzelnen Kategorien aus Analyseebenen ab (vgl. Degele, N. & Winker, G., 2009, 18ff). Laut den beiden Wissenschaftlerinnen bedingen drei miteinander in Verbindung stehende Ebenen den Analyseprozess. Diese Mehrebenenanalyse soll die Vielfältigkeit fördern und gleichzeitig die Beliebigkeit reduzieren (vgl. ebenda, S. 54ff).

1. Strukturebene (Makroebene): Für diese Ebene ist die Anzahl der relevanten Kategorien begrenzt. Natürlich *class*, *race* und *gender*⁷⁰, sowie auf den anatomischen Körper eines Menschen bezogene Kategorien wie körperliche Versehrtheit und Gesundheitszustand, Alter und Attraktivität (vgl. ebenda)⁷¹.
2. Repräsentationsebene (Mesoebene): Auf dieser Ebene befinden sich Kategorien, die sich auf gesellschaftliche Normen und Ideologien beziehen. Zum Beispiel Religionszugehörigkeit, Weltanschauungen, etc. Die einzubeziehenden Kategorien dieser Ebene werden induktiv aus dem Analyseprozess gewonnen.
3. Identitätsebene (Mikroebene): umfasst die Vielzahl sozialer Strukturen und Praktiken, die zivilgesellschaftlichen Institutionen, das symbolische Ordnungssystem sowie Subjektformationen und die Gesamtheit der Prozesse der Identitätsbildung (vgl. Degele, N. & Winker, G., 2009, S. 18-62)

Dieser Mehrebenenansatz schließt die gesellschaftlichen Strukturen und Verhältnisse genauso ein, wie die Prozesse und Praktiken der Identitätsbildung sowie sämtliche symbolische Repräsentationen. Unveränderbar bleibt dabei aber, dass es längs der vier Strukturkategorien (Klasse, *race*, Geschlecht und Körper) durch weitere Ein- und Ausschlüsse der ungleiche

⁷⁰ In Anlehnung an Judith BUTLER inkludieren DEGELE & WINKER die sexuelle Orientierung und die heteronormativen Zugehörigkeitszwänge in der sozialen Kategorie Geschlecht (vgl. Degele, N. & Winker, G., 2009, S. 44ff und Degele, N., 2008, S. 58ff).

⁷¹ Um die strukturellen Herrschaftsverhältnisse möglichst gut erfassen zu können, werden also die Diskriminierungsformen Rassismus, Klassismus, Heteronormativismus und Bodyismen einbezogen (Degele, N. & Winker, G., 2009, S. 37ff). Siehe dazu auch Kapitel Dimensionen der Intersektionalität S. 52

Ressourcenzugang und die ungleiche Ressourcenverteilung reproduziert und bewahrt wird (vgl. Degele, N. & Winker, G., 2009, S. 53).

Intersektionalität hat den Vorteil, einen übergeordneten Orientierungsrahmen im Forschungsvorgehen zu liefern. Während andere Ansätze der Feministischen Theorie oder Geschlechterforschung meist fest auf einem Level der Mikro-, Meso oder Makroebene verbleiben, schafft es das Intersektionalitätskonzept eben jene drei Ebenen (Mikro-, Meso- und Makroebene) zu verbinden und ausgehend von einer Ebene, die Beziehungen zur anderen zu erläutern (vgl. Walgenbach, K., 2013, S. 267).

Auffallend ist, dass es im Analyseprozess zur Steigerung der Komplexität in mehrere Richtungen kommt. Vor allem durch die Vielfalt der hinzugezogenen sozialen Kategorien, steigert sich die Komplexität der Wechselwirkungen und Zusammenhänge untereinander. Des Weiteren werden auch die oben erwähnten Mikro-, Meso- und Makroebenen zueinander in Bezug gesetzt und ihre Wechselbeziehungen und Machtverhältnisse analysiert (vgl. ebenda). Leslie MCCALL erkannte, dass es unterschiedliche Sichtweisen auf die sozialen Kategorien benötigt, um die Komplexität zu erfassen und sie für den Analyseprozess der Intersektionalität optimal nutzen zu können (vgl. McCall, L., 2005, S. 1772). Sie beschreibt folgende drei Perspektiven:

1. Anti-kategoriale Komplexität („*anticategorical complexity*“): Basierend auf dekonstruktivistischen und poststrukturellen Ansätzen wird die Analyse von sozialen Kategorien hinterfragt. Das Betrachten der Kategorien wird als zu komplex und subjektiv angesehen, als dass man es in starren Kategorien binden und normieren könnte (vgl. ebenda, S. 1773).
2. Intra-kategoriale Komplexität („*intracategorical complexity*“): Hierbei handelt sich um die Betrachtung der Verwobenheiten innerhalb einer Kategorie. Dabei wird vor allem auf die Differenzen und Ungleichheiten fokussiert, die sich auf Grund von historischen, sozio-kulturellen oder politischen Hintergründen unterscheiden und sich anders auf Diskriminierungen und deren Analyse auswirken können (vgl. ebenda, S. 1773f).
3. Inter-kategoriale Komplexität („*intercategorical complexity*“): Jener Zugang ist hauptsächlich auf der Makroebene angesiedelt und nimmt die Ungleichheitsbeziehungen

zwischen den verschiedenen Kategorien ins Visier. Die in der Intersektionalitätsforschung angewandten Kategorien werden dabei auf ihre Wechselbeziehungen untereinander analysiert (vgl. ebenda, S. 1774).

Die Komplexitätsebenen lassen sich natürlich nicht in allen Untersuchungen und Analysen wiederfinden, aber sie verdeutlichen das Beziehungsreichtum und die Multidimensionalität, die sich im Paradigma der Intersektionalität verbergen. Als veranschaulichendes Beispiel der letzteren Komplexitätsebene lässt sich die aufbauende Vergleichsanalyse der gängigsten Kategorienkombination Geschlecht (Mann/Frau), Klasse (Ober-/Unter-/Mittelklasse) und Herkunft (einheimisch/Migration) bilden. So entsteht eine komplexe Konfiguration aus zwölf neu formierten Kategorien, die es zu analysieren und vergleichen gilt, um eine möglichst ganzheitliche Betrachtung von Benachteiligungen zu erfassen (vgl. ebenda, S. 1784ff).

7.2.3. Intersektionalität und Interdependenz

Ein wichtiger Faktor in der Intersektionalitätsdebatte ist das eigentliche Verständnis von Intersektion. Manche Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler begreifen die Wirkungsweise der einzelnen Kategorien untereinander eher als Abhängigkeiten (Interdependenzen) und Bedingungen, denn als Überschneidungen (vgl. Hashemi-Yekani, E. & Michaelis, B. & Dietze, G., 2011, S. 79f). Sie verstehen die sozialen Kategorien als Ergebnis flexibler und dynamischer Verhaltensweisen und Handlungsprozesse und nicht als statische Fixkategorien (vgl. Walgenbach, K., 2007). Da die Komplexität der Untersuchung in der Intersektionalität mit fixen Kategorien schon sehr hoch ist, gilt der Umgang in der Forschung mit Prozessen statt mit fixen Kategorien als eine große Herausforderung. DEGELE & WINKER sagen daher, dass jener Ansatz, der die Wechselwirkungen als Interdependenzen zur Analyse hinzuzieht, nur auf theoretischer Ebene funktionieren kann (vgl. Degele, N. & Winker, G., 2009, S. 13). Die beiden Forscherinnen betrachten die interdependenten Wechselwirkungen *„als kontextspezifische, gegenstandsbezogene und an sozialen Praxen ansetzende Wechselwirkungen ungleichheitsgenerierender sozialer Strukturen (d.h. von Herrschaftsverhältnissen), symbolischer Repräsentationen und Identitätskonstruktionen.“* (ebenda, S. 15)

Wie bereits erwähnt, prägte Kimberlé Crenshaw das Gleichnis der Straßenkreuzung. Doch dieser Vergleich bleibt natürlich nicht ohne Kritik. Als problematisch gilt hierbei, dass die sozialen Kategorien als unabhängige und voneinander isolierte Einheiten gesehen werden

könnten, wenn sie sich nicht gerade an der ‘Kreuzung begegnen‘ (vgl. Walgenbach, K., 2012b, S. 18). Weiters kommt es zum Hinterfragen der Ausdrücke Schnittpunkt und Überkreuzung. Diese Begriffe implizieren laut WALGENBACH einen ‘genuinen Kern‘ einer sozialen Kategorie. Einen Kern, der sich mit anderen Kategorien verschränken und verkoppeln kann (vgl. ebenda). WALGENBACH erkennt diesen ‘genuinen Kern‘ nur „[...] wenn man spezifische Lebensformen, Subjektpositionen oder Diskurse privilegiert und zum theoretischen Zentrum erklärt“ (ebd., S. 18f). Deshalb empfiehlt auch sie die Begrifflichkeit interdependente Kategorien⁷² zu verwenden (vgl. ebenda 18ff), da durch jene wechselseitigen Abhängigkeiten der sozialen Kategorien auch dem vielschichtigen Beziehungsreichtum der Dominanzverhältnisse Rechnung getragen wird. Wichtig ist dabei, dass die Kategorien an sich als heterogen strukturierte Kategorien verstanden werden und nicht als abgekapselte wechselseitige Abhängigkeiten untereinander verstanden werden, sondern als in sich heterogene Kategorien (vgl. ebenda, S. 19). Derselbe Ansatz versteht sich auch für die Untersuchung komplexer Macht- und Dominanzverhältnisse (vgl. Weiß, A. & Koppetsch, C. & Scharenberg, A. & Schmidtke, O., 2001, S. 22 und Lorey, I., 2006a, S. 62 und 2006b, S. 209ff).

7.2.4. Zusammenfassung

Für das Verständnis der Intersektionalität gilt, dass ihr wissenschaftlicher Ansatz einen gemeinsamen Orientierungsrahmen für diverse theoretische Ansätze, Analysen und Fragestellungen liefert, um soziale Kategorien zu verbinden und die soziale Ungleichheit zu untersuchen. Die darin enthaltene Offenheit („*open-endedness*“) und Mehrdeutigkeit der Intersektionalität gilt als ihr Erfolgsgeheimnis (vgl. Davis, K., 2013, S. 61) und spricht die unterschiedlichsten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit ihren verschiedensten methodischen Zugängen an. Das Erkenntnisinteresse gilt hierbei vor allem den Wechselbeziehungen von sozialen Macht- und Dominanzverhältnissen und verfolgt den Anspruch nicht nur deskriptiv zu identifizieren, sondern diese auch zu kritisieren und bestenfalls zu transformieren (vgl. Walgenbach, K., 2012b, S. 1). Allen voran geht es darum,

⁷² Ein weiterer produktiver Ansatz die Heterogenität sozialer Kategorien, sowie deren interdependente Beziehungen und Machtverhältnisse zu beschreiben, ist der Begriff Konfigurationen. Denn „[...] innerhalb der sozialen Strukturen existieren wir nicht einfach als Frau, sondern als differenzierte Kategorie wie Arbeiterin, Bäuerin, Migrantin. Jede Geschlechterkonfiguration hat ihre eigene historische und soziale Spezifik. [...]“ (Brah, A., 1994, S. 201 zitiert nach Gutiérrez Rodríguez, E., 1996, S. 170).

die isolierten und eindimensionalen Perspektiven auf Herrschaftsverhältnisse und den bestehenden Machtbeziehungen zu überwinden (vgl. ebenda, S. 18). Im Analyseprozess der Intersektionalität wird so auch ein Raum geschaffen, der Platz für Differenzierungen und Interpretationsmöglichkeiten bereitstellt. Diese wiederum unterstützen die Entwicklung von Anwendungsstrategien für Wissenschaft und Politik, um Benachteiligungen zu erforschen und zu reduzieren (Davis, K., 2008, 76f). Die Popularität erklärt sich kurz und knapp auch so: Die Intersektionalität und ihr analytisches Vorgehen „[...] klingt wie ein Versprechen auf Zukunft, das etwas von dem alten feministischen Impetus der Gesellschaftskritik in die Gegenwart transportiert – ohne dass es an inhaltliche Festlegungen geknüpft wäre.“ (Knapp, G.-A., 2008, S. 43). Anstelle von eindimensionalen oder addierenden Sichtweisen, sorgt die Intersektionalitätsdebatte dafür, dass das Zusammenspiel und die Wechselwirkungen der sozialen Kategorien die ausschlaggebenden Untersuchungsgegenstände sind. Durch jene Übersicht erklären sich auch die beiden Ebenen auf denen die Intersektionalität wirkt: *"Während intersectionality im politiknahen Bereich einen analytischen Fokus bezeichnet, der auf Formen multipler Diskriminierung und Benachteiligung zielt, steht der Begriff im wissenschaftlichen Kontext für eine weitergehende Programmatik. In diesem Horizont geht es darum, die Erforschung großrahmiger gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse, historische und kontextspezifische Machtstrukturen, institutionelle Arrangements und Formen der governance auf einer Meso-Ebene zu verbinden mit der Analyse von Interaktionen zwischen Individuen und Gruppen sowie individuellen Erfahrungen, einschließlich die damit verbundenen symbolischen Prozesse der Repräsentation, Legitimation und Sinngebung"* (Knapp, G.-A., 2005, S. 71).

8. Kritik am Konzept der Intersektionalität

Auch das Intersektionalitätskonzept hat durch die Intersektionalitätsdebatte ihre Grenzen erfahren und ist nicht kritikfrei. Unter anderem wird der eigentlichen Offenheit des Konzepts eine Limitierung unterstellt. Diese paradox klingende Kritik äußert sich durch den „*Effekt eines unlimitierenden Bezeichnungsprozess von Subjekten*“ (Butler, J., 1991, S. 210) und steht für die Missachtung weiterer sozialer Kategorien als Erweiterung um die Triade aus Geschlecht, *race* und Klasse. In vielen Untersuchungen werden weitere soziale Kategorien, die die Benachteiligungserfahrungen definieren, vorschnell abgetan oder als „*hilflos wirkendes Et cetera*“ belächelt (vgl. Walgenbach, K., 2012b, S. 21f). Diese Reduzierung auf Geschlecht, „Rasse“ und Klasse birgt also die Gefahr der Eindimensionalität (Lutz, H. & Vivar Herrera, M. T. & Supik, L., 2013, S. 17).

Des Weiteren besteht zudem das Risiko die Gewichtungen falsch zu setzen und die Selektion der zu analysierenden Kategorien inadäquat zu wählen. Dadurch steigt die Gefahr, dass eventuell wichtige Ansätze ausgelassen werden oder Leerstellen entstehen (vgl. ebenda, S. 22). So ist es schwierig zu definieren, welche Kategorie als soziale Ungleichheit in der Analyse akzeptiert wird und welche bloß als „*spielerische Differenz*“ deklassiert wird (vgl. Klinger, C., 2003, S. 26). Die Frage der Wertigkeiten der einzelnen Diskriminierungsdimensionen ist somit sehr umstritten und lässt viel Raum für subjektive Auslegungen.

Die Definition, was genau die überschneidenden Elemente in der Intersektionalität sind, erscheint ebenfalls ungenügend. Sind es die Lebenserfahrungen, die in bestimmten Situationen erlebt wurden, überschneiden sich nur die Reflektionen von Macht- und Herrschaftsverhältnissen, können sich diese auch mit Identitäten überschneiden, oder dürfen die Elemente sich nur innerhalb ihres Definitionsbereiches kreuzen (vgl. Davis, K., 2008, S. 68)? Unklarheit herrscht teilweise auch über den Ausdruck der kulturellen Differenz. Meint dieser die Sprache und Verständigung innerhalb einer Gesellschaft, Repräsentation einer Kultur, kulturelle Anerkennung in der Gesellschaft oder ist damit der unterschiedliche Zugang zu Ressourcen gemeint (vgl. Klinger, C., 2003, S. 26)? So gibt es beispielsweise Uneinigkeit über den Begriff *race*, der von manchen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern als kulturelle Differenz verstanden wird und von anderen als soziale Ungleichheit (vgl. Lutz, H., 1993, S. 138ff und Wollrad, E., 2005, S. 104).

Mahnende Kritik kommt auch von Migrantinnen und Menschen, die auf Grund ihrer Hautfarbe oder Religion diskriminiert wurden und der Intersektionalitätsdebatte den Weg bereitet haben (vgl. Walgenbach, K., 2017, S. 88). Sie befürchten, dass ihre geschaffenen Grundlagen nur eine „historische Fußnote in der Geschichtsschreibung der Intersektionalitätsforschung bleiben könnten“ (vgl. ebenda) und ihre Kontributionen als „prä-theoretische ‚Erfahrungsberichte‘ “ und als nun obsolet und vergessenswert abgestempelt werden könnten (Erel, U. & Haritaworn, J. & Gutiérrez Rodriguez, E. & Klesse, C, 2007, S. 247f). Zudem wird die zunehmende Gefahr der Herausbildung einer Forschungselite kritisiert. Vor allem in den deutschsprachigen Ländern wird die Forschungsarbeit in institutionalisierten Netzwerken betrieben (vgl. ebenda, S. 239 und Chebout, L., 2011, S. 55f) und so eine mögliche Zweiklassenforschung gefördert.

Einer der größten Kritikpunkte gilt aber vor allem dem omnipräsenten Fokus auf den politischen „Westen“. Die Mehrzahl der Intersektionalitätsanalysen basieren auf Studien, die in Europa oder Nordamerika durchgeführt wurden. Eurozentrismus und Amerikazentrismus („Globaler Norden“) klammern viele globale Diskriminierungsdimensionen und internationale Benachteiligungserfahrungen aus und schaffen so Leerstellen in der Wissenschaft und somit fehlende Rückschlüsse für politische Veränderungen (vgl. Castro Varela, M. d. M & Dhawan, N., 2015, S. 317ff).

Obwohl die oben genannten Kritikpunkte ihre Berechtigung haben, muss der Intersektionalität zu Gute geheißen werden, dass sie es geschafft hat, die wesentlichen Grundpfeiler feministischen Denkens zu verbinden. Zum einen wurden die Konsequenzen der Intersektionen verschiedenster sozialer Kategorien auf die Lebenswelt der Frauen verdeutlicht. Zum anderen setzt sich das Intersektionalitätskonzept für die Dekonstruktion und Reduzierung von Dualismen, Homogenisierungen, heteronormativen Werten und Normen ein (vgl. Cole, B. A., 2009, 566).

9. Intersektionalität und Sport in den Medien

Um die vieldimensionalen Diskriminierungen ganzheitlich erfassen zu können, ist es wichtig die verschiedenen Ebenen, auf denen sie entstehen und wirken, einzeln zu untersuchen. Sport ist mehr als nur eine körperliche Aktivität. Schon seit der Antike hat Sport einen großen Einfluss auf Gesellschaft (Werte und Normen, Patriotismus, Nationalismus, Identität, Vorbilder, Stereotype, etc.), Ökonomie (Vermarktung, Eventmanagement und -organisation, Verkaufszahlen, Tickets, Einschaltquote, Sponsoren, Partner, Verbände, Preisgelder, etc.) und sogar Politik (Propaganda, Image, Boykott, Förderungen, Kulturgut, etc.). Sport ist vor allem Ausdruck eines soziokulturellen Systems, in dem sich Werte, Rituale und Praktiken einer Gesellschaft widerspiegeln (vgl. Creedon, P., 1994, S. 4 und Guttman, A., 2004). Hinter dem System Sport steckt ein weiterer großer Komplex von Medienbetrieben, Eventorganisatoren, Verbänden, Offiziellen und Athletinnen und Athleten, die uns Geschichten von sportlichen Helden (aber weniger Heldinnen) liefern. Auf all diesen Ebenen wirkt vorrangig das Prinzip der hegemonialen Männlichkeit⁷³ und beeinflusst wie Berichterstattung gemacht wird, worüber die Medien berichten und wer sie wie wahrnimmt. Um diese Komplexität zu durchblicken, wird in dieser Arbeit zunächst ein detaillierter Blick auf die Bedeutung von Sport und die Rolle der Medien für den Sport geworfen und dann die verschiedenen Ebenen des Medienkomplexes genauer zu betrachten. Von der Medienproduktion, über den Medieninhalt bis hin zur Medienrezeption. Um den Themenkomplex Intersektionalität im Sport abzurunden, wird auch auf die verschiedenen Akteurinnen und Akteure näher eingegangen und abschließend ein übergreifendes Fazit für alle Ebenen gezogen.

⁷³ Exkurs Hegemoniale Männlichkeit: Auch die Männlichkeit gilt als das Produkt eines permanenten kollektiven gesellschaftlichen Konstruktionsprozesses (vgl. Connell, R., 1999, S. 54f). Das heißt, ebenso wie Frauen bedarf es einer kontinuierlichen Geschlechtsproduktion und -darstellung (vgl. Monetta, B., 2017, S. 7). Dies schließt an die Tatsache an, dass Geschlechter nicht naturgegeben sind, sondern „[...] *man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es*“ (De Beauvoir, S., 2000, S. 334). Durch die sogenannten „doing masculinity“-Praktiken wird Weiblichkeit negiert und sich an homosozialen Bezugspunkten (andere Männer) orientiert (vgl. Meuser, M., 2008, S. 38). Die konstruierte Männlichkeit gilt als zerbrechlich und muss immer wieder aufs Neue durch Wettbewerbe, Duelle und Auseinandersetzungen bewiesen werden. Männlichkeit gilt hierbei als „*historisch bewegliche Relation*“ (Connell, R., 1999, S. 98) und wird durch Machtverhältnisse, Sexualitätsnormen und Klasse organisiert und gestützt. Die ideale Verkörperung dieser hegemonialen Männlichkeit kommt aber nur einem kleinen Teil der Männer zu (vgl. Monetta, B., 2017, S. 11). Die Mehrheit der Männer nimmt freiwillig oder gezwungener Maßen durch Zustimmung oder Ausgrenzung Bezug zum Männlichkeitsmodell und nimmt so eine komplizenhafte, untergeordnete oder marginalisierte Position ein (vgl. Connell, R., 1995, S. 76f). Bemerkenswert daran ist, dass „*am wichtigsten in der heutigen westlichen Gesellschaft ist die Dominanz heterosexueller Männer und die Unterordnung homosexueller Männer.*“ (Connell, R., 1999, S. 99). Im Wesentlichen ist hegemoniale Männlichkeit aber vor allem „[...] *jene Form von Männlichkeit, die in einer gegebenen Struktur des Geschlechterverhältnisses die bestimmende Position einnimmt [...]*“ (Connell, R., 1999, 97).

9.1. Sport und Intersektionalität

Um zu verdeutlichen, welcher Sportbegriff für die vorliegende Arbeit genutzt wird, ist es wichtig zu begreifen, welche Art des Sportbegriffs in der untersuchten Literatur und den darin enthaltenen Studien und Analyseansätzen Anwendung findet. Im Sportbegriff geht es demnach nicht nur um die bloße körperliche Leistung einer Person, sondern um das Verständnis, dass auch Sport eine soziale Konstruktion darstellt (vgl. Coakly, J., 1998, S. 3). Ein Konstrukt, das von Menschen geschaffen und mit Bedeutung versehen wird. Je nach Ort und Zeit wird Sport in kulturellem Kontext konstruiert und in soziales Leben integriert. Das Konstrukt Sport besteht aus allen sozialen Prozessen, die zwischen den beteiligten Personen entstehen, sowohl diejenigen, die den Sport ausüben als auch diejenigen, die den Sport organisieren, fördern, kontrollieren und darüber berichten. Jene Prozesse beeinflussen auch die Bedingungen der Teilnahme am Sport und welche Bedeutungen er für Gesellschaft und Individuen erfährt (vgl. ebenda).

9.1.1. Was ist Sport?

Die in dieser Arbeit verwendete Literatur, die sich mit Sport befasst, wurde jeweils mit folgender Definition für Sport von Jay COAKLY abgeglichen und wird für die weitere Arbeit als Ausgangspunkt genutzt:

„Sports are institutional competitive activities that involve vigorous physical exertion or the use of relatively complex physical skills by individuals whose participation is motivated by a combination of personal enjoyment and external rewards“ (ebenda, S. 19)

Im Detail betrachtet, versteht COAKLY allen voran Sport als körperliche Aktivität. Doch inwieweit diese körperliche Bewegung zu verstehen ist, gilt als weit interpretierbar. So kann auch Schachspielen, Autorennen und Schießen zu sportlicher Aktivität gezählt werden. Auch die Betonung auf *competitive* ist für die Definition wichtig. Die Studien und Bibliographien beschäftigen sich vorrangig mit Sportereignissen und Sportberichterstattungen über wettbewerbliche sportliche Leistungen. Dies schränkt persönliches Sporttreiben wie Yoga oder sportliche Betätigung zur persönlichen Freizeitbeschäftigung ein und bezieht sich nicht auf die vorliegende Arbeit. Ein weiterer wichtiger Aspekt innerhalb der Definition ist die

Institutionalisierung⁷⁴ der sportlichen Aktivität. Also das es ein Reglement und Standards für die jeweiligen Sportarten gibt, in denen die Athletinnen und Athleten sich messen (vgl. ebenda). Dem Aspekt der Motivation in der Definition liegen zwei Ebenen zu Grunde. Sowohl eine interne Genugtuung wie der Freiheitsdrang, Ausdruck von Bewegung, Spaß am Sport, Gesundheit fördern etc., als auch eine externe Befriedigung, wie beispielsweise Statusbestätigung, Anerkennung für Leistungen durch immaterielle Bestätigung oder Preisgelder, Gewinne etc. (vgl. ebenda, S. 20).

Zur Entstehung des Sports ist anzumerken, dass es sich hierbei um eine Verkettung von „Praktiken [...] maskuliner Lebenszusammenhänge“ (Kreisky, E., 2009, S. 73) handelt und sich als soziales Messinstrument der Rangordnung innerhalb der Männlichkeit wirkt. Diese Männlichkeit zeichnet sich vor allem durch das physische Leistungsvermögen aus und zählt seit Ende des 19. Jahrhunderts zum Kapital der männlichen, proletarischen Arbeiterklasse und nicht als Ausgleichsbeschäftigung zur Arbeit (vgl. ebenda und Meuser, M., 2005, S. 286 und Connell, R., 1999, S. 75). Daraus entwickelte sich aber die Freizeitbeschäftigung weißer Männer in der englischen Oberschicht (vgl. Hörner, B., 2015, S. 23).

Schon früh schreibt die Geschichte den Sport eher den Männern zu. So gilt, dass „unter den für die soziale Existenz konstitutiven Spielen diejenigen, die für ernst gehalten werden, für die Männer reserviert sind“ (Bourdieu, P., 1997, S. 196), wie beispielsweise die Olympischen Spiele der Antike, Turniere der Ritter im Mittelalter oder die Gladiatorenkämpfe des Römischen Reichs. Daraus resultierte auch das Vorrecht den Sport als Monopol für Männlichkeit zu betrachten. Männer geben sich „den Spielen um die Herrschaft“ hin und Frauen werden als ungleiche ausgeschlossen (vgl. ebenda). In dieser Exklusion liegt auch der Schlüssel des Erfolgs für die männliche Überlegenheit. Denn wer überlegen ist, darf die Regeln festlegen. Dementsprechend werden auch im Sport die Normen von Männern und deren körperlicher Leistungsfähigkeit definiert. Mit Hilfe von subtiler Bestrafung beziehungsweise Belohnung, institutioneller Diskriminierung, Kontrolle und Sanktionen werden die gesetzten Normen durchgesetzt und verteidigt (vgl. Foucault, M., 1976, S. 87). Alle Personen außerhalb dieser Norm, wie z.B. Frauen, Behinderte, Alte, Homosexuelle usw., werden aus dem Sport ausgeschlossen. Sport bildet sich nicht unabhängig oder abseits der Gesellschaft heraus. Er

⁷⁴ Institutionalisierung meint hierbei den Prozess der Standardisierung von Verhaltensweisen im Sport selbst aber auch in der Organisation, sowie die Etablierung formaler Regeln für Sport und dessen Organisation (vgl. Coakly, J., 1998, S. 19f).

spiegelt die vorhandenen Verhältnisse, Muster und Praktiken wider und gilt als „soziale Institution, in der Kommunikation körperlicher Leistung stattfindet“ (Weiß, O., 1999, S. 179). Als wichtigste Erkenntnis der Bedeutung des Sports für die Gesellschaft ist, dass Männlichkeit in Bezug auf ihre Körperlichkeit immer für die Überlegenheit der Männer über Frauen steht und zudem die Glorifizierung und Verteidigung hegemonialer Männlichkeit gegenüber anderen Männern vertritt (vgl. Connell, R., 1987, S. 85). Diese hegemoniale Männlichkeit⁷⁵ gilt als omnipräsente gesellschaftliche Praxis der Überordnung und Dominanz von Männern und der Unterordnung aller Gesellschaftsmitglieder, die in den gelebten Regeln der hegemonialen Männlichkeit als Nicht-Männer gelten (vgl. Connell, R., 1995, 78f).

9.2. Die Rolle der Medien für das Sportsystem

Medien und Sport beeinflussen sich gegenseitig und beides beeinflusst wiederum die Gesellschaft. Der Sport transportiert das Bild der hegemonialen Männlichkeit und damit all seine Werte und Normen von Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität (vgl. Connell, R., 1995, S. 77f). Die Massenmedien greifen dieses Konzept von Normalität und Normativität⁷⁶ dankbar auf und kolportieren und reproduzieren es. Eine Abweichung von der Norm ist dabei mit dem Konzept der Berichterstattungen nicht vorgesehen. Dies gilt in mehreren Dimensionen wie der Informationsdistribution, dem Geschichtenerzählen und Charakterbildung in fiktiven Beiträgen oder eben der Sportberichterstattung mit seinen fixierten Vorstellungen über stereotypen Verhaltens- und Lebensweisen, welche soziokulturell weniger akzeptiert und deshalb nicht in der Veröffentlichung eingesetzt werden.

Die Exklusion von Frauen in Sportarten, Verbänden und bei allgemeinen Entscheidungsprozessen den Sport betreffend sowie unausgeglichene Geschlechterverhältnisse sind dadurch logische Konsequenz (vgl. Dorer, J., 2007, S. 25). Die eigene Rolle der Medien und ihr Beitrag zur Intersektionalität liegt daher vor allem in der Medienproduktion und dem Medieninhalt, auf dem in den nachfolgenden Kapiteln noch eingegangen wird. Um im Rahmen der Intersektionalität

⁷⁵ Siehe: Fußnote 73 - Exkurs Hegemoniale Männlichkeit S. 86

⁷⁶ Siehe: Kapitel Normalität und Normativität S. 50

die Rolle der Medien und ihre Relevanz für Diskriminierung und Benachteiligung zu verstehen, ist es wichtig, ihre Funktionsweisen im Allgemeinen und denen der Sportberichterstattung im Speziellen zu erkennen. (vgl. ebenda.)

Die Medien bieten der Öffentlichkeit drei elementare Dienstleistungen an. Informationen darüber, was in der Welt passiert, Interpretationen über das, was in der Welt vor sich geht und Unterhaltung in verschiedensten Varianten. Die Sportberichterstattung bietet alle drei Elemente gleichzeitig an (vgl. Coakley, J., 1998, S. 368). Des Weiteren erfüllen die Medien unterschiedliche Funktionen, die der Gesellschaft zu Gute kommen sollen. Dank der Verstärkerfunktion⁷⁷ werden vorherrschende Themen, Normvorstellungen und Werte der Gesellschaft aufgeklaubt und in den Berichterstattungen weitertransportiert (vgl. Dorer, J., 2007, S. 25). Zudem haben Medien die Funktion, die Wirklichkeit wiederzugeben. Dabei gestalten die Medien ihre eigene Medienrealität, die durch definierte „*medienlogische Maßstäbe*“ (vgl. ebenda) konstruiert⁷⁸ wird. Natürlich findet nicht die gesamte Realität in den Medien Platz oder wird als berichtenswert klassiert. Dadurch wird klar, dass die Medienrealität nicht gleich Wirklichkeit ist, sondern eine gefilterte und künstlich erschaffene Abbildung, und nur teilreflektierenden Bezug zur Gesellschaft liefert (vgl. ebenda). Dem folgend kommt den Medien auch eine Thematisierungsfunktion zu. Mit der Frage nach dem „*Was wird berichtet?*“, bestimmen die Medien zudem, welche Themen als relevant für die Gesellschaft gelten und über die diskutiert werden ‚darf‘. Somit entstehen bestimmte Rangordnungen der Wichtigkeit, zum Beispiel für wichtigere Sportarten (z.B. sind in Österreich eher Fußball und Skisport relevanter als Eishockey oder Badminton) (vgl. ebenda), wichtigere Geschlechter (eher Männer als Frauen wichtiger in der Sportberichterstattung) oder wichtigere Sportereignisse (eher Olympische Spiele als Paralympische Spiele). Auch mit der Frage „*Wie wird berichtet?*“ beeinflussen die Medien durch ihre Interpretationen im Medieninhalt die Rezeption des Publikums⁷⁹. Dabei kann ein Thema auf verschiedene Art und Weise aufbereitet und darüber berichtet werden. Beispielsweise geschlechtergerechte oder einseitige klischeehafte Repräsentation eines Sportereignisses (vgl. ebenda, 25f).

⁷⁷ Exkurs Verstärkerthese: Diskurse in der Gesellschaft werden durch Massenmedien verstärkt.

Minderheitsthemen werden hingegen auch nur von Nischenmedien oder Special Interest Medien aufgegriffen. Erreichen diese Themenschwerpunkt aber eine kritische Masse in der Gesellschaft („*Spill-Over-Effekts*“), werden diese auch in den etablierteren Massenmedien verstärkt thematisiert (vgl. Dorer, J., 2007, S. 25).

⁷⁸ Versteht sich auch als Konstruktionsthese der Medien (vgl. ebenda).

⁷⁹ Siehe: Kapitel Intersektionalität und Medienrezeption S. 119

Medien und Sport gehen eine symbiotische und reziproke Beziehung (vgl. Coakley, J., 1998, S. 371) zueinander ein. Als plakatives Statement gilt: Der Sport braucht die Medien und die Medien brauchen den Sport. Auf der einen Seite werden Spielpläne und Zeiten dem Fernsehprogramm angepasst, die Länge von Halbzeitpausen wird auf die Aufmerksamkeitsspanne des Rundfunkpublikums maßgeschneidert und kurze Time-Outs und Unterbrechungen in die Sportarten eingefügt, damit Werbeblöcke eingebunden werden können (vgl. Coakley, J., 1998, S. 372). Auf der anderen Seite werden ganze Sonderhefte, Sportzeitschriften, Sportteile, Sondersendungen, Sportsender und Streamingdienste mit Inhalt beliefert.

Als dominantes Element der Sportberichterstattung steht jedoch die „*geschlechtertypischen Codierungen von Maskulinität*“ (vgl. Dorer, J., 2007, S. 28) die mit visuellen und sprachlichen Bildern Eigenschaften wie „*Härte, Kraft, Ausdauer, Dynamik, Wettkampf, Konkurrenz, Schweiß, Kampfgeist, Leistung*“ eine männliche Norm des Sports zeichnen (vgl. ebenda). Als Beispiel gilt eine Untersuchung von Ilse HARTMANN-Tews & Bettina RULOFS, welche die Bebilderung von Siegerposen studierten. Die Siege der Männer wurden oft mit triumphierenden, Muskeln angespannten und Fäuste in die Luft streckenden Fotos bebildert, während die Siege der Damen mit Medaillenküssen illustriert wurden (vgl. Hartmann-Tews, I. & Rulofs, B., 2003, S. 51ff). Männlichkeit und Sport sind eng auf mehreren Ebenen miteinander verbunden. Zum einen in der Körperlichkeit, die den Sport auszeichnet, denn „*Sport bedeutet immer die Präsentation des Körpers und der körperlichen Leistung, von Stärke, Ausdauer und Aggressivität, aber auch von Schönheit und Eleganz*“ (Pfister, G., 2004, S. 63). Jegliche Leistungsunterschiede zwischen Männern und Frauen werden dabei wieder auf die unterschiedlichen Geschlechter zurückgeführt und dies so auch in den Medien transportiert. Die ‚bessere‘ und bemerkenswertere Leistung stammt dabei natürlich von den Männern und an dieser orientieren sich die Medien (vgl. Dorer, J., 2007, S. 25). Zum anderen orientieren sich auch die Grundlagen und Bedingungen des Sports – inklusive der vorherrschenden Werte und Haltungen – an der Normativität, die hegemoniale Männlichkeit produziert und etabliert. Das „*Normensystem basiert nicht auf geschlechtsneutralen Kriterien, sondern auf gesellschaftlich männlich codierten Werten wie Kraft, Stärke, physische Leistungsfähigkeit und Wettkampf*“ (ebenda). Deutlich wird dies nicht nur im Sport und in den Medien, sondern auch in den Grundstrukturen der Sportorganisation⁸⁰.

⁸⁰ Siehe: Akteurinnen und Akteure im Sport S. 94

Erkennbar in der Literatur wurden auch die Mechanismen der Geschlechterkonstruktion in der Sportberichterstattung. Sowohl in der visuellen Darstellung mit Bildern und Videos als auch mit sprachlichen Mitteln, wurde eine sexistische Strategie entwickelt, wie Medien Frauen in ihrer Medienrepräsentation diskriminieren (vgl. Dorer, J., 2007, S. 27). Als geschlechtstypisierend zeigt vor allem die Verniedlichung und Infantilisierung in der journalistischen Sprache ihre diskriminierende Praktik. So werden Athletinnen als „Puppen“, „Turnkücken“, „Goldmädels“ und „Eisprinzessinnen“ betitelt, während ihre männlichen Kollegen beim Namen genannt und mit aufwertenden Merkmalen bezeichnet werden (Bachmann, A., 1998, S. 326 und Koivula, N., 1999, S. 601). Auffallend in der Berichterstattung zu den sportlichen Leistungen der Athletinnen ist auch die einsetzende Trivialisierung ihrer Erfolge. So werden den sportlichen Erfolgen der Sportlerinnen meist Zufall, Glück oder sonstige Umstände zugeschrieben, während die Erfolge bei den Herren auf Grund von zähem Training und eifrigem Einsatz zu Stande kommt (vgl. Dorer, J., 2007, S. 27). Am diskriminierendsten und am weit verbreitetsten ist die Sexualisierung der Athletinnen in den Medien. Körperliche Ästhetik und die Wichtigkeit des Aussehens, oder gar des Alters, bekommen in der Sportberichterstattung von Frauen viel Raum und lassen nur wenig Platz für die eigentliche sportliche Leistung. Hierbei lässt sich das Muster erkennen, dass wenn es zur Sportberichterstattung über Sportlerinnen kommt, dann meist in Sportarten, in denen genau diese weiblichen Attribute der Schönheit und Grazie besonders in Szene gesetzt werden, zum Beispiel Eiskunstlauf, und nicht eine Sportart, die mit typisch männlichen Eigenschaften attribuiert wird, wie zum Beispiel Frauen-Rugby (vgl. Coakley, J., 1998, S. 386). In den neuesten Entwicklungen lässt sich erkennen, dass auch die Männer von dieser sexualisierenden Medienstrategie nicht verschont bleiben. Allerdings bleibt bei den Sportlern die sportliche Leistung immer vordergründlich (vgl. Dorer, J., 2007, S. 27).

Schon in Zeiten vor Zeitungen, Rundfunk und Internet haben sich Menschen sportlich betätigt und sich in organisierten Wettkämpfen gemessen. Sport an sich ist also in erster Linie für die Teilnehmerinnen und Teilnehmer da. Spielstände und -verlauf sind den teilnehmenden Athletinnen und Athleten ja quasi bekannt und benötigen dementsprechend keine Medien und deren Berichterstattung. Erst wenn es um Kommerzialisierung und den Unterhaltungseventcharakter des Sports geht, sind Medien essenziell wichtig (vgl. Coakley, J., 1998, S. 371). Der ökonomische Einfluss wird immer bedeutsamer und fördert somit die Verschränkungen von Medien und Sportinstitutionen, sowie die Weiterentwicklung des Sports und seinen Organisationen (vgl. Dorer, J., 2007, S. 26). Im Zuge der Kommerzialisierung

werden also die Medieninhalte nach Unterhaltungswert, Interessen der Zuschauer und verfügbaren Ressourcen der Medien selektiert, um sowohl den Zuschauerinnen und Zuschauern als auch den Sponsoren zu genügen (vgl. Coakley, J., 1998, S. 381). Der Kreislauf der Monetarisierung hat sich etabliert und verspricht Geld und Zielgruppenerschließung. Das sportinteressierte Publikum verlangt nach Statistiken, Neuigkeiten, Spielerinfos sowie Diagnosen und die Sportberichterstattung ist genau das Medium, das ihnen diese Informationen liefert. Die Medien generieren Interesse und dieses Interesse generiert wiederum Einnahmen in Form von Ticket- und Merchandise-Verkäufen und Lizenzvergaben (vgl. ebenda, S. 372). Dadurch ist verständlich, dass Medienvertreterinnen und -vertretern komfortable Presseboxen, ausgewählte und reservierte Sitzplätze, Catering, exklusive Zugänge, Zusammenfassungen und Statistiken für ihre Arbeit zur Verfügung gestellt bekommen. Die ebenfalls verkauften Übertragungsrechte versorgen die Vereine, Verbände und Organisationen mit einem kalkulierbaren Einkommen, welches unabhängig von Witterungsbedingungen, Ticketverkaufsschwankungen oder Verletzungen von Publikumsliebblingen generiert werden kann. Diese Gebühreneinnahmen machen nicht nur den Sport an sich profitabler, sondern sie sorgen auch dafür, dass der Sport unterhaltsamer gestaltet werden kann, was Werbesponsoren anzieht und das Potential bietet, die Athletinnen und Athleten zu gut bezahlten Superstars zu machen (vgl. ebenda, S. 371). Von den erstandenen Übertragungsrechten wiederum erhoffen sich die Medien Einschaltquoten und rentable Werbedeals. Auffallend ist zudem auch, dass Sportevents von Männern viel intensiver in den Medien promotet werden und gar mit der Wertigkeit eines historischen Ereignisses gleichgesetzt werden, als dies in der Promotion von Frauensportevents der Fall ist (vgl. ebenda, S. 387 und Duncan, M. & Messner, M. & Williams, L. & Jensen, K., 1990).

Zusammenfassend lässt sich ein Entwicklungsbogen der Diskriminierungsgeschichte für die Rolle der Medien im Sport ziehen. Zu Beginn der 1920er Jahre begannen in den USA die intensiven Sportberichterstattungen, die vorwiegend durch Print- und Hörfunkmedien erfolgten und wenige Vor-Ort-Zuschauerinnen und Zuschauer zuließ. In diesem Medienkosmos konnten die Journalistinnen und Journalisten Sportler zu Helden stilisieren. Sie konstruierten heroische Einlagen und übermenschliche Erfolge. Diese Sportberichterstattungen hypermaskuliner Helden-Images wurde auch „the Golden Age of American Sports“ genannt. In diesem ‚goldenen‘ Zeitalter gab es aber keine Berichterstattung über Frauen und schwarze Sportlerinnen und Sportler wurden von der Teilnahme an Sportarten, über berichtet wurde, ausgeschlossen (vgl. Coakley, J., 1998, S. 394). Nachdem sich das neue Medienzeitalter durch

Fernsehen und dessen Liveübertragungen ein neues Publikum und visuelle Sportberichterstattungen etabliert hatten, ließen die Medien nur marginalisiert Frauen, schwarze Sportlerinnen und Sportler in den Medien zu (vgl. ebenda, S. 195). In winzig kleinen Schritten wurden zumindest den Frauen die Türen in der Sportberichterstattung, natürlich auf stereotype Weise, geöffnet. Heutzutage lässt sich erkennen, dass diese abwertenden Mechanismen wie Infantilisierung, Trivialisierung etc., gegenüber Frauen abnehmen und ihnen eine angemessenere und weniger sexistischen Repräsentation in der Sportberichterstattung begegnet (vgl. Schaaf, D. & Nieland, J.-U., 2011, S. 9ff und Pfister, G., 2011, S. 57ff).

9.3. Die Akteure des Sports und ihr Beitrag zur Intersektionalität

Im gesamten Komplex des Sportzirkus gehören natürlich neben den Journalistinnen und Journalisten auch weitere Akteurinnen und Akteure zur Sportrealität. So spielen Verbände und Föderationen sowie deren offiziellen Vertreterinnen und Vertreter, Trainerinnen und Trainer, Schiedsrichterinnen und Schiedsrichter, Vereine, Fans, Sporteventagenturen, Sponsoren und die Athletinnen und Athleten selbst eine Rolle in der Produktion, der Distribution und der Rezeption von Sportberichterstattungen. Im intersektionalen Zusammenhang kommt es in jedem einzelnen Glied dieses Systems der Sportberichterstattung zu Diskriminierungen und Benachteiligungen. Denn in jeder einzelnen soeben aufgezählten Gruppe findet sich das gleiche Bild der hegemonialen Männlichkeit⁸¹ in seiner weißen, heterosexuellen, männlichen Dominanz.

Durch diese Orientierung aller Bereiche am weißen, heterosexuellen Männlichen kommt es zur Unterordnung und Exklusion des ‚Anderen‘. So werden in den männlich dominierten Sportverbänden in bestimmten Sportarten Zugangsbeschränkungen für Frauen erlassen, die definieren, wie viele Athletinnen und Athleten zu Wettkämpfen geschickt werden, dies meist zum Nachteil des Frauenanteils (vgl. Dorer, J., 20007, S. 25). Jene Institutionen des Sports bestimmen auch Kleidervorgaben, die zur Betonung von Geschlechtsunterschieden dienen, entscheiden über Vergabe von Fördergeldern, bei denen Frauensportarten, Ausbildungen für weibliche Trainerinnen und Schiedsrichterinnen eher im Nachteil sind. Das heißt also, dass es bereits vor der eigentlichen Sportberichterstattung zu einer Geschlechterdiskriminierung und

⁸¹ Siehe: Fußnote 73 - hegemoniale Männlichkeit S. 86

Hierarchisierung der Geschlechter kommt, die das Normensystem des Sports und seiner Institutionen durchsetzt (vgl. ebenda).

Einer der wesentlichsten Akteurinnen und Akteure sind die Fans. Doch auch die Fankultur ist sehr männlich geprägt und zeigt in den verschiedensten Sportarten unterschiedlich intensiv geschlechtstypische Verhaltensweisen. Oft kommt es vor allem in Fußballstadien zur Zurschaustellung traditioneller Männlichkeit. Homophobie, Rassismus und Sexismus⁸² sind demnach in der gelebten Fangemeinschaft an der Tagesordnung. So wird oft die Abwertung der Männlichkeit des Gegners oder der gegnerischen Fans als Erniedrigungstaktik verwendet (vgl. Behn, S., 2007, S. 46 und Monetta, B., 2017, S. 27).

Am Beispiel Fußball lässt sich auch erkennen, dass die Fankultur ein dominant männlicher Raum ist. Dieser wird aber von beiden Geschlechtern als vorrangig männlich akzeptiert und hergestellt. Dazu gehört auch, dass Exklusionen, Abwertungen und Benachteiligungen auch von den Benachteiligten selbst anerkannt werden (vgl. Sülzle, A., 2011, S. 298). Wenn Frauen den männlichen Regeln Folge leisten, können auch sie Teil der Fankultur bleiben, befinden sich dann aber auf einer Gratwanderung zwischen Sexismusfalle, Sexualisierungsobjekt und anerkanntem Fan (vgl. Monetta, B., 2017, S. 37). Somit sind alle Personen in einen Sportkomplex, der aus Über- und Unterordnungen besteht, einbezogen. Dieses System besteht nicht nur im Stadion und nicht nur in der Sportberichterstattung, sondern reflektiert die hegemoniale Männlichkeit in der Gesellschaft allgemein (vgl. Sülzle, A., 2011, S. 298).

Um neue Zielgruppen und Absatzmöglichkeiten zu generieren, werden Studien in Stadien und bei Sportveranstaltungen durchgeführt⁸³. So kam zum Vorschein, dass seit Mitte der 1990er Jahre, vor allem im europäischen Fußball, ein großes Wachstumspotential bei den Frauen als sportinteressierte Fans besteht (vgl. Horak 2006, S. 115 und Monetta, B., 2017, S. 32). Trotz der Dominanz männlicher Vorherrschaft unter allen Akteuren des Sports, werden Sportevents dennoch mehr und mehr zu familienfreundlichen, behindertengerechten Veranstaltungen, deren Betreiber Offenheit und Toleranz⁸⁴ propagieren.

⁸² Siehe: Kapitel Dimensionen der Intersektionalität S. 53

⁸³ Zum Beispiel die GfK Freizeit und Tourismusforschung beschäftigte sich viel mit Stadionbesuchern im Auftrag des Deutschen Fußball-Bundes oder der Österreichischen Bundesligen (vgl. Monetta, B., 2017, S. 31f).

⁸⁴ „Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus, Islamphobie, Sexismus, Homophobie, die seit jeher in der deutschen Gesellschaft existieren, finden sich auch im Fußball wieder“ (Monetta, B., 2017, S. 48). Die FIFA und die UEFA promoten energisch NO RACISM und Anti-Homophobie Kampagnen und drohen Vereinen und Sporteventbetreiber mit Strafen, sollten Fans mit rassistischen, sexistischen oder homophoben Taten und Sprechgesängen hervortreten (vgl. ebenda).

Eine tragende Rolle spielen auch die Sportverbände, die den Sport- und Ligabetrieb, sowie Wettkampfmodi und Rahmenbedingungen einer Sportart regeln. Wenn die Betonung der Unterschiede zwischen Mann und Frau so eklatant ausfallen wie in der Sportberichterstattung, dann wirken die Auffassungen über die körperlichen Fähigkeiten und Leistungen auch auf das Reglement einer Sportart ein. So wird zum Beispiel im Frauenbasketball mit einem kleineren Ball gespielt als bei den Männern. Dies beeinflusst auch den Spielfluss, der als langsamer und gemächlicher beschrieben wird (vgl. Lorber, J., 1999, S. 91). Auch im Eishockey gibt es Spielregelunterschiede. Hier ist der Bodycheck komplett verboten. Der Bodycheck steht im männlichen Eishockey für genau die stereotype aggressive Dynamik des männlichen Sports (vgl. Hartmann-Tews, I., 2006, S. 43). In der Leichtathletik messen sich Frauen in Siebenkämpfen, bei der der Hürdenlauf über 100 Meter geht. Bei den Männern hingegen ist es der Zehnkampf, der einen 110 Meter langen Hürdenlauf erfordert. Beim Skisport unterscheiden sich die Abfahrtslaufstrecken in ihrer Länge. Zudem gibt es auch Disziplinen, bei denen die Verbände nicht beide Geschlechter zulassen. Dies ist beispielsweise beim Synchronschwimmen der Fall, die nur von Damen betrieben wird und in der Gymnastik messen sich nur Männer an den Ringen (vgl. Wiederkehr, S., 2012, S. 31). Aber auch bei diesen exklusiven Sportarten für Männer oder Frauen gibt es Entwicklungen. So etablierte sich Frauenfußball, eine Frauen Skisprung-Disziplin bei den Olympischen Winterspielen oder Männer, die seit 2015 auch in Synchronschwimm-Wettbewerben antreten. Im Kampf gegen Diskriminierungen im Sport und der Sportberichterstattung organisieren sich benachteiligte Gruppen abhängig von Verbänden. Um Integration, Akzeptanz und Repräsentation zu fördern organisieren sich beispielsweise homosexuelle Personen in ihren eigenen Großsport-Events wie den Gay Games beziehungsweise Out Games.

Die Organisatoren und Verbände entscheiden auch über Sendezeiten und einigen sich mit der Medienproduktion auf Übertragungsinfrastruktur und Logistik. Dabei wird oft die Auswahl der Sendezeiten sexistisch und diskriminierend entschieden. So wurde beispielsweise der Zeitpunkt für die Übertragung der Herrenabfahrt bei den Winterspielen in Turin auf die Mittagszeit am Wochenende gelegt, währenddessen die Sendung für die Damenabfahrt mittags unter der Woche stattfand (vgl. Dorer, J., 2007, S. 26). Auch die Menge des Equipments und der betriebene Aufwand der beiden Abfahrtsszenarien unterscheiden sich. Es werden mehr Kameras bei der Herrenabfahrt eingesetzt als bei den Damenrennen. Das hat zur Folge, dass

sich die Liveübertragungen und die Nachberichterstattungen subtil diskriminierend auswirken (vgl. ebenda).

Auf der Ebene des Wettbewerbs entscheiden die Verbände, dass die Geschlechter mit ungefähr dem elften Lebensjahr die Geschlechter getrennt werden und ab jenem Zeitpunkt im Leben die physischen Leistungen kategorisiert und so als unterschiedlich betrachtet werden. Diese institutionelle Struktur fördert von Kindertagen an die Geschlechtsdifferenzierung beim Athleten und der Athletin selbst, als auch bei den Zuschauerinnen und Zuschauern (Hartmann-Tews, I., 2006, S. 43). Diese Geschlechterdifferenz ist so fest im Denken der Gesellschaft verankert und als selbstverständlich etabliert, dass eine Loslösung getrennter Bewertungen unvorstellbar wäre. (vgl. Wiederkehr, S., 2012, S. 41).

Auch der Sportverein, der als nächste kleinere Organisationseinheit nach den Verbänden auftritt, zeigt das gewohnte Bild der Unterrepräsentation der Frauen. Laut der Studie SPORT 2000 in Österreich, stellen Frauen 40 Prozent der Vereinsmitglieder (vgl. Hilscher, P. & Norden, G. & Russo, M. & Weiß, O., 2007, S. 71). Hinzu kommt, dass 28 Prozent der Ehrenämter in Vereinen von Frauen getragen werden (vgl. ebenda, S. 74). Diese beachtlichen Zahlen finden aber einen Dämpfer, je verantwortungsvoller und prestigeträchtiger die Positionen in den Vereinen werden. Wie schon in der Medienproduktion, kommt es auch in den Föderationen, Verbänden und eben Vereinen zu einer stark abnehmenden Zahl von Frauen in Vorstands- oder Entscheidungspositionen. In Vorständen in österreichischen Vereinen befinden sich gerade einmal 11 Prozent und als Präsidentinnen dienen nur 5 Prozent Frauen (vgl. Hörner, B., 2015, S. 23). Ein ähnliches Bild zeichnet sich auch bei den Trainern und Trainerinnen ab. Mit steigender Lizenz- und Ligastufe wird der Frauenanteil kleiner (vgl. Diketmüller, R., 2009, S. 92).

Ein weiterer einflussreicher Akteur ist die Eventorganisation und ihre Öffentlichkeits- und Vermarktungsarbeit. So wird der Medienproduktion und ihrer Sportberichterstattung meist eine Kommunikationsunterstützung (Pressekonferenz, Informationsmappen, Fotomaterial etc.) der Veranstalter als Recherchequelle angeboten. Auch in jenen Sportmarketingunterlagen finden sich geschlechtsbezogene Normenkonstruktionen, die dem Weiblichen eher diskriminierend gegenüberstehen und die Benachteiligungsmechanismen der Medien aufgreifen (vgl. Rulofs, B. & Hartmann-Tews, I., 2006, S. 236).

9.4. Intersektionalität in der Medienproduktion

Einer der wichtigsten Akteurinnen und Akteure in der Sportberichterstattung sind die Macherinnen und Macher der Interviews, Reportagen, Nachrichten und Kommentare im Rahmen von Sportereignissen: Die Sportjournalistinnen und Sportjournalisten sowie der gesamte Komplex der Medienproduktion. Die Geschlechterverteilung in der Medienbranche allgemein fällt zu Ungunsten der weiblichen Journalistinnen aus. So ist Journalismus in Österreich und anderen Ländern der Welt ein „ [...] von Männern dominantes Berufsfeld.“ (Dorer, J., 2002, S. 138). Mit nur wenigen Ausnahmen liegt der Frauenanteil im gesamten Journalismus nicht höher als 40 Prozent⁸⁵ (vgl. Worlds of Journalism Study, 2016). Durch die männlich bestimmte Medienproduktion wird auch der Einfluss auf die Gesellschaft mit einer männlichen, noch dazu mit einer weißen, mittelklassigen und heterosexuellen Perspektive versehen. Johanna DORER verweist außerdem darauf, dass nahezu alle gängigen Diskurse, die in der Öffentlichkeit stattfinden, durch die zentrale Rolle der männlich geführten und operierten Medien gestützt werden. Da die Medien auch „ [...] immer im Kontext von Macht und Machtverhältnissen⁸⁶ zu denken sind.“ (ebenda), werden jene Diskurse in logischer Konsequenz den hierarchischen Geschlechterdualismus mittragen und stets reproduzieren (vgl. ebenda). Mit intersektionalem Blick erkennt man so auch, dass jegliche von der als Normalität abweichenden Normen, in den Medien – und dadurch auch in der Gesellschaft – ausgeblendet werden. Die meisten Organisationsstrukturen der Medienbetriebe werden als männlich charakterisiert. Oft schafft der hohe Männeranteil in den Newsrooms, Studios, Büros und Redaktionen einen eigenen maskulinen Kosmos, in dem sich auch männlich codierte Strukturen, Praktiken und Kommunikationsweisen etablieren (vgl. Van Zoonen, L., 1994, S. 63 und 1998, S. 45). Ein genauer Blick in eine Sportredaktion verrät, dass der ohnehin hohe Männeranteil in jenem Ressort noch einmal erhöht wird. Durch diese „Macho“-Kultur im Medienbetrieb und speziell in der Sportredaktion werden Frauen benachteiligt und diskriminiert. Die Diskriminierungen, die Frauen in journalistischen Berufen erleiden müssen, reichen von Beschneidungen allgemeiner Jobchancen durch Absprechtung von Expertise als Frau, Karrierehindernisse durch Vermeidung von Beförderungen in Führungspositionen, Gehaltsunterschiede, eingeschränkter Ressourcenzugang und Informationsexklusion, Isolation,

⁸⁵ Einblicke in Zahlen und Hintergründe zu den einzelnen Ländern sind hier zu finden:

<https://worldsofjournalism.org/country-reports>

⁸⁶ Siehe: Kapitel Macht S. 41

sowie die gängigen und etablierten Facetten des Sexismus und der sexuellen Belästigung⁸⁷ (vgl. Creedon, P., 1994 und Dorer, J., 2007 und Hargreaves, J. & Anderson, E., 2014). An dieser Stelle erwähnt sei auch die Zunahme von Cyber-Mobbing und Hate-Speech im Online-Journalismus. Vor allem Frauen werden in Kommentaren und User-Interaktionen auf Grund ihres Geschlechts, ihrer Hautfarbe oder anderen sozialen Kategorien diffamiert (vgl. Antunovic, D., 2018, S. 429ff und Everbach, T., 2018, S. 134ff). Tracy EVERBACH beschreibt aber auch in ihrer Untersuchung, dass sich die Frauen im Online-Journalismus hingegen besser gegen die bestehende Macho-Kultur zur Wehr setzen können. Sie können Organisationen und Medienunternehmen heraufordern und sie in öffentliche Diskussionen involvieren sowie sich selbst in Communities, Foren und Online-Gruppen zusammenschließen und organisieren. Mit der Initiative #MoreThanMean⁸⁸ hat Dunja ANTUNOVIC erfolgreich die Aufmerksamkeit auf die Diskriminierung von Sportjournalistinnen gerichtet. Leider konnten noch keine nachhaltigen Effekte in Sensibilisierung des Publikums oder der kritischen Auseinandersetzung erzielt werden (vgl. Dorer, J. & Gouma, A & Marschik, M. & Rozgonyi, K., 2020, in press). Eine Untersuchung zu Sexismus und Feminismus im Netz sowie eine eigene Social Media Kampagne im deutschsprachigen Raum gibt es auch von Ricarda DRUEKE & Elke ZOBL. Interessante Erkenntnisse hierbei sind vor allem, dass sich überhaupt Diskurse in der Öffentlichkeit zum Thema Feminismus führen lassen (vgl. Drueke, R. & Zobl, E., 2016, S. 46ff), dass sich Männer in Online-Komentaren als Opfer und Benachteiligte der feministischen Gleichbehandlung sehen (vgl. ebenda, S. 47) und dass mit Sexismus oft auch Antifeminismus einhergeht (vgl. ebenda, S. 43).

Zusätzlich zur ungleichen Verteilung der Geschlechter im Journalismus allgemein, gibt es auch Unterschiede in der horizontalen und vertikalen Segmentierung in Medienbetrieben. So gibt es einen immer geringer werdenden Frauenanteil, je höher die Stellung innerhalb des Betriebs ist (=vertikal) (vgl. Dorer, J., 2017, S. 162f). Das heißt, dass in Management- und Führungspositionen im Sportjournalismus die Zahl der Frauen dementsprechend verschwindend gering ist. Beispielsweise gab es bis 2005 in den Top 25 Sport TV Produktionen und Sendern keine einzige weibliche Führungskraft (vgl. „News and Features“, 2005 in Genovese, J., 2015, S. 58). Aber auch innerhalb einer Positionsstufe (=horizontal) gibt es

⁸⁷ Siehe: Kapitel Sexismus S. 55

⁸⁸ Das provokante #MoreThanMean-Video der Kampagne kann hier eingesehen werden:
<https://www.youtube.com/watch?v=9tU-D-m2JY8>

massive Ungleichheiten. Ressorts wie Politik und Sport weisen einen signifikant höheren Männeranteil auf und werden als typisch männlich konnotiert (vgl. Dorer, J., 2002, S. 155f). Die Intersektionalität als Forschungswerkzeug steckt noch in den Kinderschuhen, doch sie eignet sich hervorragend, um die komplexen Prozesse von Benachteiligung zu analysieren. „*Als Effekt lässt sich Diskriminierung messen, als Prozess muss Diskriminierung in ihrer strategischen Ausformung zu ihren z.T. widersprüchlichen Manifestationen aufgespürt werden*“ (Dorer, J., 2002, S. 157) und diesem Ziel geht der intersektionelle Ansatz nach. Leider sind empirische Studien mit intersektionellen Ansätzen und empirischen Erhebungen nicht sehr zahlreich, vor allem quantitative Forschungen sind in der ohnehin schon mauen Anzahl kaum zu finden. Deshalb basieren die meisten Erkenntnisse der Intersektionalitätsanalysen in der Sportberichterstattung auf qualitativen Erhebungen. Sie basieren demnach auf ethnographischen Studien⁸⁹ und Interviews.

Vereinzelte quantitative Studien befassen sich mit der Geschlechterverteilung im Sportjournalismus. In einer von Thomas HORKY & Jörg NIELAND durchgeführten Studie, die sich dezidiert mit dem Frauenanteil im Sportjournalismus befasst, analysierten sie 80 Zeitungen aus 22 Ländern. Lediglich 8 Prozent Frauen zählten zu den Journalistinnen und Journalisten (vgl. Horky, T. & Nieland, J., 2011, S. 6). Dieser weltweit durchschnittliche Frauenanteil wird dramatisch in der Datenerhebung aus dem Vereinigten Königreich unterboten. In ihrer Studie von 2016, fanden Suzanne FRANKS & Deirdre O’NEILL heraus, dass hier lediglich 2,3 Prozent der Sportberichte von Frauen kamen. In Betrachtung des Zeitraums von 2002 bis 2012 hat sich zudem keine Veränderung dieses Anteils gezeigt (vgl. Franks, S. & O’Neill, D., 2016, S. 489). Im Gegenteil, im Verlauf der Zeit zeigte sich, dass teilweise sogar nur 1 Prozent Frauen an der Sportberichterstattung beteiligt war. Interessant an dieser Studie ist auch, dass sogar sportliche Großereignisse im eigenen Land – die Olympischen Spiele in London – führten keinen Anstieg der Frauen im Sportjournalismus herbei (vgl. ebenda, S. 486f). Die Sportjournalistin ist in Großbritannien quasi unsichtbar. In der Sportevent-Nation USA liegt der Anteil beruflich agierender Sportjournalistinnen zwar deutlich über dem globalen Durchschnitt, sie weist aber immer noch eine drastische Unterrepräsentation der Frauen im Berufsfeld auf. Gerade einmal 13 bis 15 Prozent (2012 – 2014) der Akteure im Sportjournalismus und Medienbetrieb (Redakteurinnen, Designerinnen, Layouterinnen, Reporterinnen, etc.) sind weiblich (vgl. Lapchick, R., 2013 und 2015). Richard LAPCHICK

⁸⁹ Sammelbegriff für qualitativen Methoden, die sich der Feldforschung widmen. Interviews, (teilnehmende) Beobachtung, (systematische) Beschreibung etc. .

stellt zudem fest, dass es trotz Diversity-Förderprogrammen und mahnenden Berichten, seit Jahren keine Veränderungen in den Frauenanteilen oder Anteilen an afro-amerikanischen Mitarbeitern oder Mitarbeiterinnen gibt (vgl. Lapchick, R., 2015 S. 2). Personen im amerikanischen Sportjournalismus, die Minderheiten zugerechnet werden, sind eher in TV-Medien zu finden als in Zeitungen und auch dort eher in lokalen als überregionalen Medienbetrieben (vgl. Genovese, J., 2015, S. 57). Auch in einer weiteren namhaften und aktuellen Studie aus dem Jahr 2016/2017 von Pamela LAUCELLA, Marie HARDIN, Steve BIEN-AIMÉ & Dunja ANTUNOVIC kam heraus, dass 47 Prozent der befragten Sportredaktionen eine einzige Frau und ein Drittel der befragten Sportredaktionen gar keine Frauen beschäftigen (vgl. Laucella, P. & Hardin, M & Bien-Aimé, S & Antunovic, D., 2017, S. 780). Des Weiteren stellten sie in ihrer Befragung fest, dass es keine Frau in einer Führungsposition oder Management-Position in den Sportabteilungen gab (vgl. ebenda).

Im deutschsprachigen Raum liegen die Frauenanteile knapp unter dem amerikanischen Ergebnis. So waren es in Deutschland in den 1990er Jahren 8,5 Prozent (vgl. Lünenborg, M., 1997, S. 152), stieg dann leicht auf rund 10 Prozent mit Stand 2011 (vgl. Hassany, A. & Diehr, S., 2016). In Österreich bewegt sich der Wert um die 12 Prozent (vgl. Dorer, J., 2007, S. 29 und Hummel, R., & Kirchhoff, S. & Prandner, D., 2013), wobei die Werte sich in den unterschiedlichen Medienbereichen verschieben. So sind mehr Frauen in den Newsrooms des Rundfunks und cross-medialer Produktion als in den Redaktionen der Printmedien zu finden (vgl. Steindl, N. & Lauerer, C. & Hanitzsch, T., 2017, S. 403).

Weiten wir unser Augenmerk intersektioneller aus und betrachten die quantitativen Erhebungen, die weitere soziale Kategorie in ihren Studien erhoben haben. Um die Spannung schon einmal vorweg zu nehmen: der Sportjournalismus ist nicht nur männlich, sondern auch weiß und heterosexuell. Bei Datenerhebungen, die auch den ethnischen Hintergrund (*race* und Ethnizität) befragten, sind vor allem in den USA durchgeführt worden. 85 Prozent der Sportjournalistinnen und -journalisten sind demnach weiß. 10 Prozent davon entfallen auf weiße Frauen. Nur 1,6 Prozent sind afro-amerikanischer Herkunft und weniger als ein Prozent gaben lateinamerikanische oder asiatische Wurzeln an (vgl. Lapchick, R, 2015, S.16f). Wenn man diese Studien mit zuvor durchgeführten Studien in den USA vergleicht, wird sofort bewusst, dass sich auch an den Anteilen von nicht-weißen Journalistinnen nichts verändert hat (vgl. Hardin, M. & Whiteside, E., 2006). In einem detaillierten Blick lässt sich erkennen, dass die Situation in vielen Redaktionen für Frauen und Minderheiten äußerst prekär ist. In der durchgeführten US-Studie von Marie HARDIN und Erin WHITESIDE entdeckten sie unter

anderem, dass mehr als ein Viertel der befragten Medien entweder keine Frauen oder keine Minderheiten anstellten. 15 Prozent der Befragten stellten sogar keine Personen jedweder erfragten sozialen Kategorie an (vgl. ebenda, S. 40 und 47). Zudem kam heraus, dass Minderheiten und Frauen gleich wenig Chancen haben als Kolumnistinnen und Kolumnisten zu arbeiten, deren Funktion in der Zeitung ist, als Expertin und Experte sowie als Opinion Leader in der Sportberichterstattung zu fungieren (vgl. ebenda, S. 47). Dies unterstreicht das den Frauen bewusst Expertise und Qualifikation im Sport abgesprochen wird und deren Berichterstattung im Sport von minderer journalistischer Qualität gilt.

Um die intersektionale Diskriminierungserfahrung aus Geschlecht und *race* im Sportjournalismus näher zu untersuchen, befassten sich auch Inge CLARINGBOULD, Annelies KOOPERS und Agnes ELLING mit einer qualitativen Studie⁹⁰ und interviewten 15 Personen (neun weiße Männer, ein schwarzer Mann und fünf weiße Frauen), die in der Sportberichterstattung tätig sind. In ihrer Studie kam zum Vorschein, wie die männlichen Sportjournalisten die derzeitige Situation in ihrem Berufsfeld einschätzen (vgl. Claringbould, I. & Koopers, A. & Elling, A., 2004). So äußerten sich die Befragten gegen eine Förderung von Frauen und Diversity im Sportjournalismus, da Jobvergaben unvoreingenommen und Beförderungen nach Kompetenz und Qualifikation erfolgen sollen (vgl. ebenda, S. 710f). Gleichzeitig geben sie aber auch zu, dass sie Frauen und Minderheiten für unterqualifiziert halten (vgl. ebenda 713f). Sie liefern auch die Begründung: So sei es bei Minderheiten der Mangel an Sprachkenntnissen, der sie für einen Beruf mit dem Schwerpunkt Schreiben und Sprechen qualifiziert, ausschlaggebend und bei Frauen die Attraktivität, die die Jobvergabe im Sportjournalismus generell beeinflusst (vgl. ebenda). Die Befragten gehen im Widerspruch dazu davon aus, dass Frauen bewusst für Interviews mit männlichen Athleten eingesetzt werden, um unterhaltsamere und gehaltvollere Gespräche zu führen. Ist dieses Interview dann auch erfolgreich – also unterhaltsam oder es erzielt gute Einschaltquoten – wird dieser Erfolg nur auf das Aussehen der Frau reduziert und nicht auf ihr journalistisches Können (vgl. ebenda, S. 716). Der Ausschluss der betroffenen Personen erfolgt laut Aussage einer Vielzahl der Befragten bewusst durch diese selbst. Dies lässt die Wissenschaftlerinnen jener Studie zum Schluss kommen, dass die komplexen Ausgrenzungspraktiken in den Medienbetrieben zwar

⁹⁰ Die Wissenschaftlerinnen wenden in dieser Studie zudem auch eine Theorie von Joan Acker an, die die Prozesse zu Konstruktion von Geschlecht und Ethnizität in Organisationsstrukturen analysiert. Mehr dazu in Acker, Joan (1990): Hierarchies, jobs, bodies: A theory of gendered organizations. In: Gender and Society. Vol. 4. S. 139–158 sowie in Acker, Joan (1992): Gendering organizational theory. In: A. J. Mills & P. Tancred (Hrsg.): Gendering organizational analysis. Newbury Park: Sage. S. 248–262.

wahrgenommen werden, aber kein Interesse besteht, etwas an der diskriminierenden Situation zu ändern.

Jason GENOVESE stützt seine intersektionelle Untersuchung zu Geschlecht und *race* ebenfalls auf Interviews. Er führte Gespräche mit elf Personen (vier weißen Männern, drei männlichen Afro-Amerikaner und vier weiße Reporterinnen). Laut seiner Studie begegnen weiblichen und schwarzen Sportjournalistinnen und -journalisten starke Vorurteile. So wird ihnen Professionalität und Glaubwürdigkeit im Beruf auf Grund ihres Geschlechts oder Hautfarbe aberkannt (vgl. Genovese, J., 2015, S. 63). Auch hier kommt zum Vorschein, dass weibliche stereotype Eigenschaften wie Empathie, Sensibilität oder Schönheit als Schlüsselfunktion für beruflichen Erfolg stehen und nicht ihr Können (vgl. ebenda, S. 67). Kritischer an dieser Studie ist, dass es keine schwarze Sportjournalistin gab, die in den geführten Gesprächen zu Wort kam. So bleibt hier der eigentliche Blick auf Intersektionalität verschlossen und die Mehrdimensionalität ausgeschlossen.

Daten für Deutschland und Österreich über Frauen im Sportjournalismus, die einen migrantischen Hintergrund besitzen oder die zu ihrer sexuellen Orientierung befragt wurden, existieren nicht. Da in der Gesamtheit des Journalismus in Deutschland und Österreich gerade einmal geschätzt 5 Prozent Frauen mit migrantischer Herkunft arbeiten (vgl. Röben, B, 2019 und Österreichischer Integrationsfonds, 2012, S. 5), ist davon auszugehen, dass der Anteil der davon auf die Sportredaktionen entfällt, verschwindend gering sein muss. Daten darüber, wie viele homosexuelle Kolleginnen und Kollegen sich in den deutschsprachigen Sportredaktionen befinden, gibt es nicht. Gleiches gilt im Übrigen für die weiteren sozialen Kategorien. Zusammenfassend kann gesagt werden, dass dem gängigen Bild der hegemonialen Maskulinität⁹¹ entsprochen wird und sich der Sportjournalismus in weißer männlicher und heterosexueller Hand befindet.

Eine weitere Erkenntnis für die Medienproduktion des Sportjournalismus ist die Angabe vermeintlicher „Vorteile“ bestimmter Diskriminierungsdimensionen. Doch diese deklarierten Vorzüge sind Teil der privilegierten Position und Wahrnehmung weißer männlicher Befragten. So wurde angegeben, dass die verantwortlichen Redaktionsleiter beziehungsweise Personalverantwortlichen in Sportredaktionen, journalistische Tätigkeiten für sogenannten „*race-appropriate*“ Sport auch auf Grund der ethnischen Identität der Mitarbeiterinnen und

⁹¹ Siehe: Kapitel Was ist Sport? S. 87

Mitarbeiter vergibt (vgl. Genovese, J., 2015, S. 68). So werden beispielsweise afro-amerikanische Journalistinnen und Journalisten bewusst bei Interviews mit schwarzen Basketballerinnen und Basketballern eingesetzt. Dies wurde sowohl von weißen als auch von schwarzen Journalisten berichtet und damit begründet, dass die schwarzen Journalisten einen besseren Draht zu den schwarzen Athletinnen und Athleten hätten (vgl. ebenda, S. 61). Die Hautfarbe würde also zum Brückenbauer zwischen den Interviewpartnerinnen und -partnern: Die Fragebogenteilnehmerinnen und -teilnehmer „[...] inevitably viewed skin color as providing the ability to better relate to athletes“ (ebenda, S. 62). Dieses sogenannte „stacking“ (vgl. Rowe, 1999, S. 48) wirkt auf den ersten Blick als Vorteil, dient aber vor allem der Bildung und Beibehaltung rassistischer und stereotyper Ressentiments. Außerdem fördert diese „Arbeitsteilung“, dass andere Themenbereiche weiterhin in weißer, männlicher Hand bleiben und Chancen auf Ausbruch aus der gängigen Themenaufarbeitung im Sportjournalismus verwehrt bleiben (vgl. Genovese, J., 2015, S. 57). Auch in der Kategorie Geschlecht verstecken sich laut männlichen Befragten vermeintliche „Vorteile“ für Frauen. Vielmehr sind es aber Geschlechterstrategien, die Frauen anwenden, um im männlich dominierten Arbeitsumfeld zu bestehen (vgl. Robinson, 2004, S. 187). Eine dieser Strategien ist das Flirten, mit dem sich einige der weiblichen Journalistinnen an die patriarchale Arbeitsstruktur assimilieren, die Frauen als Sexobjekt oder Dekoration in der Redaktion betrachtet. Durch den bewussten Einsatz des Flirtens wird versucht, eine sexuelle Spannung aufzubauen, um die Beziehung zur männlichen Quelle, bzw. dem Interviewpartner, zu stärken (vgl. Genovese, J., 2015, S. 58). Eine weitere Taktik von Frauen im Sportjournalismus, die laut Aussagen der männlichen Befragten in der Studie, angewandt wird, ist das Kokettieren mit der von den Männern postulierten Unterstellung, dass Frauen wenig Expertise und Know-How im Sport besitzen würden. Die aktive Handhabung dessen soll den Männern ein erhabenes Gefühl geben, um den weiblichen Journalistinnen die „Führung“ zur Information zu geben, die sie benötigen (vgl. ebenda, S. 59). Jene Auffassungen der Befragten jener Studien zeigen, dass ethnische und geschlechtstypische Stereotype weiterhin produziert und erhalten werden.

In Bezug auf die sexuelle Orientierung haben sich Edward KIAN, Eric ANDERSON, John VINCENT & Ray MURRAY empirisch der sozialen Kategorie sexuelle Orientierung genähert. In der ersten Studie zu diesem Thema befragten zehn Personen (neun Männer und eine Frau, die zusammen 220 Jahre Journalismuserfahrungen in 20 Zeitungen vertreten), wie ihre Beobachtungen und der Umgang mit Homosexualität im Sport und Sportjournalismus ausfallen? Es lassen sich starke Ambivalenzen erkennen. Zum einen äußern die Befragten, dass

Homosexualität problematisch für Athletinnen und Athleten sein könnte, zum anderen wollen sie diese Probleme aber nicht in ihrer Berichterstattung adressieren (vgl. Dorer, J. & Gouma, A & Marschik, M. & Rozgonyi, K., 2020, in press). Es werden mehrere Gründe angegeben, warum über das Thema Homosexualität im Sport nicht berichtet wird. Zunächst einmal gehen die Befragten nicht davon aus, dass Homosexualität berichtenswert („*newsworthy*“) ist (vgl. Kian, E. & Anderson, E. & Vincent, J. & Murray, R., 2015, S. 902). Zudem wollen die Journalistinnen und Journalisten nicht zu sehr im Privatleben der Sportlerinnen und Sportler herumrecherchieren (vgl. ebenda, S. 906) und es soll der Teil der Leserschaft, der etwas konservativer eingestellt ist, nicht verschreckt oder irritiert werden (vgl. ebenda, 901). Weiters wird auch hier, wie bei den anderen sozialen Kategorien, deutlich, dass die sexuelle Orientierung beim Berufszugang keine Rolle spielen sollte. Die Redaktionsmitarbeiterinnen und -mitarbeiter wären dem gegenüber sehr aufgeschlossen, gaben dann aber zu, dass sie selbst keine lesbischen oder schwulen Kolleginnen oder Kollegen haben. Diese lässt die Wissenschaftler darauf schließen, dass sich in der Redaktionskultur ein Don’t-ask-don’t-tell⁹² Leitbild (vgl. ebenda, S. 906) etabliert hat und so eine latente Homophobie⁹³ entsteht und kolportiert wird (vgl. ebenda, S. 907). Das bewusste Verweigern der Berichterstattung über Homosexualität im Sport und die Ausgrenzung homosexueller Sportjournalistinnen und -journalisten wird auch als Neo-Homophobie bezeichnet (vgl. Hardin, M. & Kuehn, K. & Jones, H. & Genovese, J. & Balaji, M., 2009). Dies führt zur Stärkung der hegemonialen Vormachtstellung heteronormativer Werte und Ansichten und immunisiert gegen einen möglichen Wandel (vgl. Dorer, J. & Gouma, A & Marschik, M. & Rozgonyi, K., 2020, in press).

Die Gründe für die Unterrepräsentation von Geschlecht, Ethnizität, nicht-christlicher Religiosität, Altersdiversität, Homosexualität usw. in der Medienproduktion sind vielschichtig. Bärbel RÖBEN stellt fest, dass die „*Voraussetzung zur Erfüllung dieses von (vorwiegend männlichen) weißen Herkunftsdeutschen geprägten Kompetenzkanons sind gute Kontakte in die Mehrheitsgesellschaft.*“ (Röben, B., 2019, S. 7). Diese Integration in die Mitte der Gesellschaft fehlt den Migrantinnen aber oft. Die fehlende Präsenz im Medienberuf ist also

⁹² Don’t ask don’t tell (DADT): steht für ein Prinzip des Schweigens und Ausklammerns persönlicher Situationen, Befindungen oder Lebensweisen, wie zum Beispiel die Information über die eigene sexuelle Orientierung. Im Sinne von: „*Wir fragen nicht und du erzählst uns nichts.*“

⁹³ Siehe: Kapitel Heteronormativität S. 53

nicht nur ein Problem der Branche, sondern eines der Gesellschaft im Allgemeinen⁹⁴. Für die Unterrepräsentation von Migrantinnen speziell in den Medien sieht sie aber folgendes Problem: Zum einen, dass vorherrschende Vorurteile überwiegen. So wird der Berufszugang durch etwaige Sprachbarrieren oder durch Vorurteile zu jenen Mängeln an Sprachkenntnissen erschwert. Ein weiteres Vorurteil ist das Absprechen von fachlicher Kompetenz. Außerdem wird die Team- und Kontaktfähigkeit hinterfragt, da man sich nicht sicher ist, ob die Person mit der fremden Kultur zu „uns“ passt⁹⁵ (vgl. Röben, B., 2019, S. 7). Zum anderen schreckt die Angst vor einem niedrigen Status in der Redaktionshierarchie, die Bewerberinnen selbst ab (vgl. ebenda, S. 6).

Hinzu kommen die Arbeitsbedingungen, die ein weiterer Grund für die Unterrepräsentation der Frauen im Berufsfeld des Sportjournalismus sind. Die (Sport)Journalistinnen gaben unter anderem auch an, dass sich die Kompatibilität des Berufs mit der Familienplanung und der Kindererziehung kontrahiert (vgl. Claringbould, I. & Koopers, A. & Elling, A., 2004, S. 714). Dies beeinflusst auch die Entscheidung der Person selbst, bis zu welchem Alter sie im Sportjournalismus verbleibt, sowie die Entscheidung des Mediums, ob jene Frau beruflich befördert wird (vgl. Franks, S. & O'Neill, D., 2016, S. 489).

In den heutigen Zeiten der Digitalisierung mit einem Überfluss von Online- und Social Media Angeboten, befinden sich die Medienbetriebe mehr und mehr unter wirtschaftlichen Druck und dieser lastet somit auch auf den Sportredaktionen. Die Angst vor Stellenkürzungen, die oft Frauen und Minderheiten zuerst treffen, sorgen zudem für ein toxisches Klima am Arbeitsplatz und stellen ein „[...] erhebliches Risiko für Qualität [...]“ dar (vgl. Hummel, R. & Kirchhoff, S. & Prandner, D., 2013, S. 11). Des Weiteren etablierten sich Qualifikationsanforderungen, die über formale Kompetenzen (z.B. Hochschulstudium, Ausbildung, Praktika, etc.) hinausgehen. So werden auch interkulturelle Kompetenzen, nicht-christliche Religiosität und auch Klassenzugehörigkeit unterschiedlich wertgeschätzt und als Zugangsbarrieren von weißen Männern aufgestellt (vgl. Röben, B., 2019, S. 9).

⁹⁴ Laut eurostat sind Migrantinnen und Migranten – gemessen an ihrem Anteil zur gesamten Bevölkerung – in der journalistischen Berufswelt aber auch im Vorkommen des Medieninhalts schwer unterrepräsentiert (vgl. eurostat 2016).

⁹⁵ Kulturelle Identität und deren Erhalt wird von den Vereinten Nationen als Menschenrecht geführt. Den Mitgliedsländern wird die Verantwortung übertragen, ihren Bevölkerungen Repräsentationsrechte zuzugestehen. Dies ist sowohl für den Medieninhalt von Bedeutung als auch für eine Diversity-Repräsentation in der Medienproduktion (vgl. Rommelspacher, B., 2001, S. 175).

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass in Berufen bei denen Frauen (und Personen anderer benachteiligender sozialen Kategorien) in Berufen, in denen sie versuchen, in männlich dominierte Sphären einzudringen, eher als „Symbol“ („tokens“) wahrgenommen werden, die als Alibi ihre soziale Kategorie vertreten, aber nicht als individuelle Fachkraft ihren Beruf des Könnens wegen ausüben (vgl. Kanter, R., 1977, S. 6). Berufstätige Journalistinnen geben auch an dass die Praktiken und Verhaltensmuster in der Machokultur der Redaktionen auch die Arbeitsweise der weiblichen Journalistinnen negativ beeinflussen. Ein Auflehnen gegen jenes Verhalten sei aber nicht möglich, so dass sich eher an die Kultur aus sexistischen Witzen und unsensiblen Verhalten angepasst wird, als sie zu bekämpfen (vgl. Dorer, J. & Gouma, A & Marschik, M. & Rozgonyi, K., 2020, in press). Für weibliche Sportjournalistinnen ist es also Usus geworden, die „*feminine news identity*“ zu akzeptieren und die Werte und Charakteristika des männlichen Journalismus zu übernehmen (vgl. van Zoonen, L., 1998, S. 31). Dies wird in jener Szenerie deutlich, die viele Sportjournalistinnen beschreiben: die Umkleidekabineninterviews. *“the smell, the naked men, and the fact that they are constantly bombarded with unwanted sexual advances. It is obvious that harassment continues to run rampant and often presents female sports reporters with a distressing work environment. However, participants [die befragten Studienteilnehmerinnen] did not complain about such difficulties; rather, they viewed them as ‘the nature of the beast’.”* (Genovese, J., 2015, S. 67). Zudem erfassen alle der analysierten Studien, dass die Befragten Sportjournalistinnen und -journalisten die Situation der Unterrepräsentanz und des Arbeitsklimas eigentlich richtig einschätzen können: *„the overwhelming majority of participants acknowledge woman as facing substantial challenges in their work, including persistent sexual harassment and a constant questioning of their credibility. Perhaps this is a sign that some progress is being made toward an improved understanding and sympathy for the trials and tribulations women undergo in sports journalism.“* (ebenda, S. 68). Als Gegenmaßnahme würde wahrscheinlich eine bloße Erhöhung der Anzahl weiblicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiterinnen aus ethnischen Minderheiten im Sportressort, die gängigen Praktiken und Prozesse in Personalauswahl, Führungspositionen und kollegialem Verhalten langsam aufweichen.

Jegliche Personen, die sich auf Grund einer oder mehreren sozialen Kategorien in der Minderheit empfinden, stehen schon auf Grund dieser Identität mit dem Minderheitsstatus vor Problemen und anderen Herausforderungen, als der Rest der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. So beeinflusst dieser Status wiederum auch die Auffassung der eigenen beruflichen Identität (Melendez, M., 2008, S. 445f). Vor allem bei ethnischen Minderheiten empfindet sich die

Person in einem ständigen Versuch, zu beweisen, dass sie die Arbeit genauso gut verrichtet, wie weiße männliche Angestellte. GENOVESE spricht dabei sogar davon, dass weiße Männer als die „*in-group*“ des Sportjournalismus gesetzt sind, der es nachzueifern gilt. Dies wiederum führt dazu, dass sich alle anderen in der „*out-group*“ wiederfinden (vgl. Genovese, J., 2015, S. 57). Obwohl sich also die Forschungen zur Intersektionalität im Sport und der Medienproduktion erhöht und intensiviert hat, bleibt die Repräsentation von biologischem und sozialem Geschlecht, sexueller Orientierung, *race* und Ethnizität in der Medienproduktion eher unbedeutend und ihre gesellschaftliche Relevanz wird weiterhin vernachlässigt. Um die Situation in der Medienproduktion für marginalisierte Gruppen und deren Bild in den Medien zu verbessern, sollte die personelle Vielfalt in den Redaktionen ausgebaut werden. So wird eine „[...] notwendige Bedingung für Gerechtigkeit in der Teilhabe und vielfältiger Medienbilder“ (vgl. Röben, B., 2019, S. 9) erfüllt.

Selbstverständlich gibt es weitere Studien, die sich mit intersektionalen Variablen und der Medienproduktion sowohl quantitativ als auch qualitativ auseinandersetzen. So gab es in den letzten 30 Jahren eine Reihe bedeutender Fallstudien über Migrantinnen in der Medienproduktion⁹⁶ (vgl. Röben, B., 2019). Doch keine Studie nimmt dezidiert Bezug zum Sportjournalismus oder schließt noch weitere intersektionale Kategorien außer Geschlecht und Ethnizität mit ein. Weitere und intensivere Datenerhebung in diesem Bereich sind wünschens- und empfehlenswert. Außerdem sind die Samples der Befragungen sehr klein. Entweder ist der Anteil von Sportredaktionen im Medienmarkt eines Landes an sich schon relativ klein, oder der Rücklauf von Fragebögen ist gering. Daraus auf repräsentative Ergebnisse zu schließen und zu interpretieren, ist oft fehleranfällig. Das heißt, die Interpretationen beziehen sich ausschließlich auf die erhobenen Daten und zeigen aber eine Tendenz, die bezeugend auf die geringe Anzahl weiblicher oder migrantischer Akteurinnen und Akteure insbesondere für die Medienproduktion im Sportjournalismus nicht zu leugnen ist.

⁹⁶ Beispielsweise: Koch, Ralf (1996): Medien mögen's weiß. Rassismus im Nachrichtengeschäft. München: dtv; Prenner, Andrea (1995): Die Konstruktion von Männerrealität in den Nachrichtenmedien. Eine theoretisch-empirische Untersuchung anhand eines Beispiels. Bochum: Brockmeyer; Röben, Bärbel (2008): Migrantinnen in den Medien. Diversität in der journalistischen Produktion – am Beispiel Frankfurt am Main. In: Wischermann, Ulla/Thomas, Tanja (Hrsg): Medien–Diversität–Ungleichheit. Zur medialen Konstruktion sozialer Differenz. Wiesbaden: Springer VS. S. 141–159; Fritsche, Katharina (2009): Diversity in der Redaktion. Geschlecht und Ethnie als Strukturkategorien in der Medienproduktion und eine Bestandsaufnahme zu „JournalistInnen mit Migrationshintergrund im Berliner Hörfunk“. Berlin: Magistraarbeit; Lünenborg, Margreth/Fritsche, Katharina/Bach, (2011): Migrantinnen in den Medien. Darstellungen in der Presse und ihre Rezeption. Bielefeld: transcript; sowie für Österreich: Gouma, Assimina (2012): Migration und Kritischer Journalismus–integrativ oder antirassistisch? In: Medien Journal. Vol. 36 (3). S. 35–46.

9.5. Intersektionalität im Medieninhalt

Um die Komplexität der Intersektionalität und der Sportberichterstattung besser erfassen zu können, kommt der Analyse der Ebene des Medieninhalts eine besondere Bedeutung zu. Um die Anwesenheit von Diskriminierungserfahrungen aufzudecken und die Ursachen der Benachteiligungen zu untersuchen, bietet die Ebene des Medieninhalts aufklärende Ergebnisse. In der vorhandenen Literatur geht es vor allem darum, in welcher Quantität bestimmte soziale Kategorien in Kombination in den Medien auftauchen. Alle voran natürlich die Frage, wie oft weibliche Athletinnen überhaupt in den Medien Erwähnung finden. Obwohl seit den 1970er Jahren der Frauensport explosionsartig gewachsen ist⁹⁷, bleibt die Erwähnung von Frauen im Sport in den Medien gleichbleibend verschwindend gering⁹⁸ (vgl. Hardin, M., 2005, S. 63). So kamen in der Berichterstattung in den Printmedien gerade einmal 9 Prozent weibliche Athletinnen vor (Horky, T. & Nieland, J.-U., 2011, S. 12). Ähnliches gilt auch für die Porträtierung von Behinderten, Älteren, Homosexuellen oder Migrantinnen und Migranten im Sport. Obwohl die Initiativen zur Schaffung und Förderung von Sportangeboten steigen und sich mehr und mehr Menschen aller sozialer Kategorien sportlich betätigen und organisieren, fehlt die Repräsentation in den Medien und somit die Repräsentation in der Öffentlichkeit (vgl. Radtke, S., 2011, S. 156). Somit gilt neben der Medienproduktion auch der Medieninhalt als männliche, weiße und heterosexuelle Domäne. Dies zeigt sich vor allem an den Darstellungen der Sportlerinnen, die trotz vermehrter Erfolge, Weltrekorde, Medaillen und erstaunlichen Performances trotzdem unsichtbar bleiben oder sexistisch porträtiert werden (vgl. Trolan, E., 2013, S. 215).

In der Literatur kam zum Vorschein, dass es zwei Ansätze gibt, warum Frauen und andere Minderheiten der Gesellschaft so unterrepräsentiert sind. Zum einen agieren die Sportjournalistinnen und Sportjournalisten in einer männlich hegemonialen Struktur, in der weiße heterosexuelle Männer (natürlich) überlegen sind (vgl. Hardin, M., 2005, S. 62) und zum

⁹⁷ Beispielsweise kam es in den USA 1972 zur Gesetzgebung von Title IX. Einem Gesetz, das geschlechtsbezogene Diskriminierung in Bildungseinrichtungen verbietet und unter anderem das Sportangebot an Schulen und Universitäten für Mädchen und Jungen gleichstellt. Seitdem hat sich der Anteil von Frauen im Sport um 900 Prozent erhöht (Women's Sports Foundation, 2012).

⁹⁸ So sind in Amerika 40 Prozent aller professionellen oder in Vereinen organisierten Sporttreibenden Frauen, doch erwähnt werden sie nur in 4 Prozent der Sportberichterstattung (Tucker Center Research for Girls & Women in Sport, 2013). Das „The Project for Excellence in Journalism and Princeton Survey Research Associates“ untersuchte 2.100 Sportberichte und sportliche Titelgeschichten in 16 Zeitungen. Als Hauptakteure kamen lediglich nur 5 Prozent Frauen als individuelle Athletinnen vor. Zur Erwähnung als Damenteam waren es nur 3 Prozent (PEW Research Center for Journalism and Media, 2005).

anderen gehen sie davon aus, dass die Repräsentation von weiblichen Athletinnen und Frauen in der Sportwelt dem Bild entspricht, wie es die Leserschaft gerne sehen würde. Es würde demnach also genau dem Willen der Leserinnen und Leser in der Berichterstattung Folge geleistet (vgl. Knoppers, A. & Elling, A., 2004, S. 57f). Dieser Ansatz wirkt, als würden sie einer Art Gatekeeper⁹⁹ Funktion gerecht werden, da die Journalistinnen und Journalisten die Nachrichten und Berichte entsprechend dem Verlangen des Publikums selektieren (vgl. Hardin, M., 2005, S. 62). Dass die Annahme, man berichte ausreichend über Frauen im Sport, mit der tatsächlichen Berichterstattung über Frauen nicht übereinstimmt, überrascht nicht (vgl. Laucella, P. & Hardin, M. & Bien-Aime, S. & Antunovic, D., 2017, S. 785). Zusätzlich werden auch die journalistischen Prinzipien¹⁰⁰, die eine objektive und repräsentative Berichterstattung garantieren sollen, durch eine patriarchale Weltanschauung gefiltert (vgl. Creedon, P., 1994, S. 6).

In den qualitativen Analysen zu Bild- und Medientexten lassen sich folgende abwertenden Strategien in der Darstellung von Athletinnen erkennen. Zum einen wird Verniedlichung und Infantilisierung als Repräsentationsmittel angewandt, was sich vor allem in der journalistischen Sprache zeigt, die Ausdrücke wie „Goldmädels“, „Püppchen“, „Turnküken“ und ähnliches verwendet (vgl. Dorer, J., 2007, S. 27). Im Gegensatz dazu werden die männlichen Sportkollegen meist bei vollem Namen genannt oder mit aufwertenden Merkmalen ausgestattet (vgl. Bachmann, A., 1998, S. 326). Weiters kommt das Werkzeug der Trivialisierung zum Einsatz. Dabei werden die sportlichen Leistungen der Athletinnen meist auf Zufallserfolge oder Glück degradiert. Bei ihren männlichen Kollegen allerdings ist die erbrachte Leistung dem harten Training geschuldet (vgl. Dorer, J., 2007). Zum anderen gilt die Taktik der Sexualisierung von Sportlerinnen als die Hauptstrategie in der Berichterstattung. Sexuelle Anspielungen und Kommentare, visuelle Darstellungen in sexualisierten Posen und knapper Kleidung, sowie die Überbetonung ästhetischer Körperattribute der Frau werden voyeuristisch in den Vordergrund gerückt. Die sportliche Leistung ist dabei Nebensache (vgl. ebenda). Es lässt sich sogar ein Trend erkennen, dass mittlerweile auch männliche Athleten in die

⁹⁹ Gatekeeper-Funktion: Hierbei handelt es sich um den Entscheidungsprozess, welche Nachrichten es in die Berichterstattung schaffen. Dabei handelt es sich um eine wirkungsvolle Instanz, die dazu beiträgt, welche Themen, Werte und Geschichten in der Öffentlichkeit diskutiert werden könnten (vgl. Shoemaker, P., 1991, S. 4f). Auch hier gilt, dass im Sportjournalismus ein männlicher Vorbehalt und dessen privilegierte Perspektive immer mittransportiert wird (vgl. ebenda, S. 19 und 69 sowie Hardin, M., 2005, S. 65).

¹⁰⁰ Zu den journalistischen Prinzipien zählen Objektivität, die Ausblendung persönlicher Meinung und Erfahrung, Nachrichtenwert, glaubwürdige Recherchen, nutzen offizieller Quellen sowie qualitative, gewissenhafte und prüfende Arbeitsweise (vgl. Creedon, P., 1994, S. 6).

Sexualisierung eingebunden werden. Natürlich immer als positive Begleiterscheinung zu ihrer erbrachten Leistung (vgl. ebenda).

In der sozialen Kategorie *race* und Ethnizität lässt sich wie schon bei den Frauen ein ähnliches Bild zeichnen. Bis in die 1970er Jahre wurden, wenn überhaupt, nur von schwarzen Männern berichtet und dies fast ausschließlich in diskriminierender Weise mit abwertenden Konnotationen. Als Ausnahme gilt hier der Athlet Jesse Owens¹⁰¹, dessen Erfolge damals in den Medien gewürdigt wurden. Allerdings wurden auch hier stereotype, gar rassistische Ressentiments geschürt indem die Erfolge von Jesse Owens mit der naturgegebenen Biologie und der Genetik der Schwarzen begründet wurde. Im gleichen Atemzug betonten die Medien, wie hart die weißen Athleten doch für ihren Erfolg trainieren müssten und welch fleißiges Arbeitspensum hingegen hinter den Leistungen von weißen Athleten steckt (vgl. Dorer, J. & Marschik, M., 2020, in press). Heutzutage sind die Diskriminierungsmechanismen in Hinblick auf Hautfarbe etwas subtiler. So fand man heraus, dass eher auf erfolgreiche weiße Sportler fokussiert wird und ähnliche Erfolge schwarzer Sportler weniger Beachtung finden (vgl. Oates, T., 2017, S. 84).

Interessant ist auch die Tatsache, dass beispielsweise die Hautfarbe des Golfspielers Tiger Woods häufiger in der Berichterstattung vorkommt, wenn sich gerade kein Erfolg bei Turnieren eingestellt hat (vgl. ebenda). Schwarze Frauen hingegen, wurden schon immer in die Unsichtbarkeit verdammt oder mit einer Nichterwähnung ihrer Leistung diskriminiert. In einer amerikanischen Studie von Cheryl COOKY, Faye L. WACHS, Michael MESSNER und Shari DWORKIN wurde bestätigt, dass die Repräsentation afro-amerikanischer Frauen in den Medien stets rassistisch und sexistisch geprägt war und ist (vgl. Cooky, F. & Wachs, F. & Messner, M. & Dworkin, S., 2010, S. 139): “[...] 1) *women’s sports are silenced, trivialized and sexualized*, 2) *media representations of African-American women in the U.S. have historically reproduced racism and sexism*, and 3) *race and class relations differentially shape dominant understandings of African-American women’s participation in sport*.” (ebenda). Doch auch hier sticht eine Ausnahme hervor. Die Erfolge von Wilma Rudolph¹⁰² wurden in

¹⁰¹ Der Leichtathlet Jesse Owens, eigentlich James Cevaland Owens, gewann vier Goldmedaillen bei den Olympischen Spielen 1936 und forderte als erfolgreicher Schwarzer die damals vorherrschende Rassen-Ideologie der Nazis heraus (vgl. Drake, R., 2011).

¹⁰² Die Leichtathletin Wilma Rudolph, auch „schwarze Gazelle“ genannt (vgl. Onofrio, J., 2000, S. 228), gewann 1960 drei Goldmedaillen bei den Olympischen Spielen in Rom. Ihr Erfolg wurde trotz der zeitgenössischen Kontroversen, die eine schwarze Hautfarbe hervorbrachte, in der Berichterstattung mit „*She isn’t coloured, she is Gold*“ betitelt (vgl. Liberti, R. & Smith, M., 2015, S. 42) und gewürdigt.

den amerikanischen Medien jener Zeit als Königin des Sports bezeichnet, die trotz vieler Diskriminierung auf Grund ihrer Hautfarbe, Herkunft, körperlichen Versehrtheit und Zugehörigkeit zur unteren Klasse positiv gewürdigt wurde (vgl. Liberti, R. & Smith, M., 2015, S. 42). Auch die Spitzensportlerin Serena Williams und ihre Darstellung in den Medien wurde untersucht. Die Kernaussagen beinhalten eine häufige sexistische Auseinandersetzung mit der Athletin, die eine überproportionale Berichterstattung zu ihrem Kleidungsstil und ihrer Körperform attestiert (vgl. Schultz, J., 2005, S. 347). In einer tieferen Untersuchung wurden vor allem rassistische Motive in der Berichterstattung und Social Media erkannt. So entglitten den Schreiberinnen und Schreibern rassistische Tiefschläge, die die Ausnahmeathletin als „*monkey*“ oder „*gorilla*“ bezeichneten (vgl. Litchfield, C. & Kavanagh, E. & Osborne, J. & Jones, I., 2018, S. 10).

Eine weitere Dimension der Intersektionalität im Medieninhalt ist das Verhältnis zwischen Geschlechteridentität, sexueller Orientierung und der Repräsentation in der Sportberichterstattung in den Medien. So erfahren beispielsweise Trans- und Intersexualität¹⁰³ einen hohen Grad an Ausgrenzung und Benachteiligung im Medieninhalt der Sportberichterstattung. Dieser Benachteiligung voraus geht das Verständnis von Geschlecht als soziale Konstruktion¹⁰⁴. Dementsprechend wird in den Medien bei Abweichungen vom stereotypen und geschlechtstypischen Bild des biologischen und sozialen Geschlechts, das Männlichsein beziehungsweise das Weiblichsein oder die Heterosexualität abgesprochen und somit als abnorm deklariert (vgl. Dorer, J. & Marschik, M., 2020, in press). So wird Männern das Männlichsein medial entzogen, wenn sie in Sportarten wie Eiskunstlauf antreten und Frauen gelten als unweiblich, wenn sie mit den männlich-attribuierten Merkmalen wie Muskeln, hartnäckig kämpferisch und schnell im Wettkampf auftreten. Beiden Geschlechtern kommt so eine negative Sportberichterstattung zu (vgl. ebenda). In den seltenen Fällen, in denen man über Trans- oder Intersexualität berichtete, wurde es meistens skandalisiert oder reißerisch aufbereitet. Doch häufig wurde jene Thematik im Namen des Nationalstolzes ausgeklammert. In der Literatur finden sich vor allem diese diskutierten und analysierten Fallbeispiele:

¹⁰³ Exkurs Intersexualität: Als intersexuelle Personen, oder auch als Zwitter oder Hermaphrodite bezeichnet, gelten Menschen, die mit einer „Störung der somatosexuellen Differenzierung“, also einer Geschlechtsentwicklungsstörung geboren wurden (vgl. Stern, C., 2010, S. 9). Diese Entwicklungsstörung kann sich durch eine genetische Abweichung in den Geschlechtschromosomen, in einer hormonellen Störung oder durch eine Fehlentwicklung der primären Geschlechtsmerkmale äußern (vgl. ebenda). Eine Eindeutigkeit des biologischen Geschlechts ist somit nicht feststellbar. Ethikkommissionen verschiedener Länder plädieren somit für die Einführung eines weiteren Geschlechts in der gesetzgebenden Gewalt (vgl. Voß, H.-J., 2012, S. 6).

¹⁰⁴ Siehe: Kapitel Geschlecht als Forschungsgegenstand S. 7

Als eine der ersten Athletinnen, die in den Medien mit Transsexualität in Verbindung gebracht und thematisiert wurde, war die polnische Leichtathletin Stanislaw Walasiewicz¹⁰⁵. Polnische Journalisten begannen ihre Berichterstattung mit Gerüchten über ihr tatsächliches Geschlecht (vgl. Anderson, S., 2017, S. 89ff). Im Fall der Athletin Dora Ratjen, die sich selbst als Mann fühlte und auch eigentlich intersexuell war, wurde als Frau erzogen und nahm 1936 bei den Olympischen Spielen in Berlin teil. Nach einem Geschlechtstest¹⁰⁶ wurde sie klar als Mann identifiziert und änderte ihren Namen zu Heinrich. In diesem Fall verschwieg die zeitgenössische nationalsozialistische Presse taktisch jegliche Thematik zu Intersexualität beziehungsweise Transsexualität (vgl. Dorer, J. & Marschik, M., 2020, in press), um allfällige Absonderheiten zur etablierten Zweigeschlechtlichkeit gar nicht erst ins Spiel zu bringen. Intensiver wurde der Fall von Erik/a Schinegger¹⁰⁷ in den Medien behandelt. Nach einer Geschlechtsumwandlung zum Mann, wandelte sich auch die zunächst unterstützenden und mitfühlenden Beiträge zu sensationslüsterner und diskriminierender Berichterstattung. Die Presse sanktionierte so nicht nur die Privatperson, sondern auch die sportliche Karriere Erik Schineggers (vgl. Dorer, J. & Marschik, M., 2014, S. 351). Am Beispiel des US-Tennispielers Richard Raskind¹⁰⁸ zeigt sich die strikte Linie der Medien. In der Thematik Geschlechtsangleichung wurde nur der etablierte Genderdualismus erwähnt. Eine tiefgehende Auseinandersetzung, was biologisches und was soziales Geschlecht bedeutet, fand leider nicht statt. So wurde die neue Identität nie als trans- oder intersexuell diskutiert, sondern immer nur als Mann oder Frau (vgl. Dorer, J. & Marschik, M., 2020, in press).

Gerade zu Zeiten des Kalten Krieges kam es oft zur Instrumentalisierung des Medieninhalts für bestimmte politische Agenden. Die Sportberichterstattung machte dabei keine Ausnahme. So

¹⁰⁵ Auch bekannt unter dem Namen Stella Walsh oder „Stella the fella“ war sie eine erfolgreiche polnische Olympionikin, Gold bei den Olympischen Spielen in Los Angeles 1932 (vgl. Jönsson, K., 2007, S. 240), die in den 1930er Jahren mit Gerüchten zu ihrem biologischen Geschlecht konfrontiert wurde (vgl. Dorer, J. & Marschik, M., 2020, in press). Um die „natürliche“ Dichotomie von Mann und Frau aufrechtzuerhalten, berichteten die deutschen Medien in jener Zeit von einem positiv bestandenem Geschlechtertest (vgl. Anderson, S., 2017, S. 89-95). 1980 wurde herausgefunden, dass sie männlichen Geschlechtsorgane besitzt (vgl. ebenda).

¹⁰⁶ Ein solcher Geschlechtstest verdeutlicht sehr, dass auch der Sport versucht eine eindeutige Grenzziehung zwischen sozial konstruiertem System von Mann und Frau zu etablieren, trotzdem das biologische Geschlecht nicht eindeutig ist (vgl. Wiederkehr, S., 2012, 36).

¹⁰⁷ Die Abfahrtskiläuferin Erika Schinegger wurde 1966 Weltmeisterin. Bei den Olympischen Spielen 1968 in Grenoble wurde sie einem Geschlechtstest unterzogen, der ihr biologisches männliches Geschlecht („*Pseudohermaphrodit*“) identifizierte (vgl. Dorer, J. & Marschik, M., 2014, S. 341f). Sie unterzog sich einer Geschlechtskorrektur und führte ihre Karriere als Erik fort. Eine Aberkennung ihres Weltmeisterinnentitels fand nicht statt – der damaligen Zweitplatzierten wurde aber nachträglich ebenfalls der Titel zuerkannt (vgl. Heissenberger, S., 2016, S. 34).

¹⁰⁸ Richard Raskind unterzog sich 1975 einer Geschlechts-OP und wurde auch als weibliche Tennisspielerin Rennee Richards ab 1977 erfolgreich auf dem Tennis-Court (vgl. Dorer, J. & Marschik, M., 2020, in press).

kam es besonders häufig vor, dass Frauen denunziert und diskriminiert wurden, wenn es darum ging, den „Ostblock“ zu charakterisieren (vgl. Dorer, J. & Marschik, M., 2014, S. 351f). So wurden den Athletinnen aus Osteuropa und der Sowjetunion in der Sportberichterstattung Männlichkeit oder Jungenhaftigkeit unterstellt und die Betonung auf typisch männliche Attribute in den Vordergrund gestellt. Dabei ging die Presse so weit, dass sie erfolgreichen Frauen Genmanipulationen und Hormonthapien generell jeder Sportlerin ungeprüft andichteten (Jönsson, K., 2007, S. 255 und Wiederkehr, S., 2009, S. 560). Erwiesenermaßen gab es natürlich „*Gender Engeneering*“ im Sport, wie beispielsweise die Dopingpraxen der DDR (vgl. Dorer, J. & Marschik, M., 2014, S. 349), aber einen Generalverdacht oder eine Vorverurteilung für alle Athletinnen auszusprechen ist sehr diskriminierend.

Das Thema Intersexualität wurde auch am Beispiel von Caster Semanya¹⁰⁹ wissenschaftlich untersucht. In 13 US-amerikanischen und 3 südafrikanischen Zeitungen wurde der Medieninhalt folgend ihrer Leistung und der Diskussion um ihre Geschlechtszugehörigkeit untersucht. Es wurde herausgefunden, dass die amerikanischen Medien sich eher auf die Kontroversen zu ihrem tatsächlichen Geschlecht und den anatomischen Gegebenheiten äußerten, während der Fokus in den südafrikanischen Medien eher auf Menschenrechte und Nationalismus lag, da die Kontroverse als rassistische und kolonialistische Stimmungsmache ausgelegt wurde. Die Athletin und ihre Leistungen gehen in der Berichterstattung unter (vgl. Cooky, C. & Dycus, R & Dworkin, S., 2013, S. 48).

Zum Tabuthema im Sport und der dazugehörigen Berichterstattung zählt auch die Homosexualität. Vor allem die männliche Sexualität wird ausgeklammert, um die Stärke des männlichen Geschlechts nicht anzuzweifeln. In einzelnen Fallbeispielen aus der Literatur wird beispielhaft beschrieben, wie Homosexualität thematisiert und im Medieninhalt aufbereitet wird. Im Jahr 1981 kam es zum Zwangssouting der berühmten Tennisspielerin Billie Jean

¹⁰⁹ Die südafrikanische Läuferin und Goldmedaillengewinnerin der Olympischen Spiele in London 2012 und Rio 2016, Caster Semanya, wurde nach einem Sieg 2009 einer Geschlechterprüfung unterzogen. Daraufhin wurde der intersexuellen Sportlerin vom IOC eine Hormontherapie auferlegt, um weiterhin im (Frauen)Sport antreten zu dürfen. Im Jahre 2015 wurden diese Zwangstherapien als diskriminierend aufgehoben (vgl. Hassany, A. & Diehr, S., 2016). 2017 wird in einer Studie des Weltleichtathletikverbands (IAAF) ein Wettbewerbsvorteil durch höhere Testosteronwerte attestiert. Der IAAF führte daraufhin ab 2018 für bestimmte Distanzen eine Testosteron-Obergrenze und damit auch wieder die Medikamententherapie für intersexuelle Sportlerinnen und Sportler. Semanya ging beim internationale Sportgerichtshof in Revision, dieser bestätigte aber die Entscheidung des IAAF mit folgender Begründung: „*Die Diskriminierung sei ein notwendiges, angemessenes und verhältnismässiges Mittel, um die Integrität der Frauenleichtathletik in den eingeschränkten Veranstaltungen zu wahren.*“ (Neue Züricher Zeitung, 31.07.2019).

King¹¹⁰. Die Berichterstattung erfolgte gegen ihren Willen und sorgte dafür, dass ihre Karriere behindert wurde und sich Sponsoren von ihr und ihrem Ehemann zurückzogen. Obwohl die Berichterstattungen meist unterstützend sind, entsprechen solche Zwangsausings natürlich einem Übergriff in die Privatsphäre, sind diskriminierend und gelten eher als Sensationsjournalismus (vgl. Griffin, P., 2014, S. 265f). Als es ein Jahr später zum Zwangsausing der Tennisspielerin Martina Navratilova kam, war der Ton viel rauer und skandalöser. Untersuchungen dieser Berichterstattungen zeigten, dass der Inhalt durch viel Sexismus und Homophobie bekleidet wurde (vgl. ebenda, S. 266f). Am Beispiel der Untersuchungen des Medienechos zum Outing des damaligen und nun nicht mehr aktiven deutschen Fußballers Thomas Hitzelsperger im Jahr 2014, lässt sich aber erkennen, dass die Art und Weise der Berichterstattung mittlerweile sehr unterstützend und positiv konnotiert ist. Auch die Quantität der Berichterstattung über Homosexualität im Profisport stieg rapide an. Nichtsdestotrotz stimmten die Berichterstattungen überein, dass Sport noch immer ein Ort für Hypermaskulinität und Homophobie¹¹¹ sei (Schallhorn & Hempel, 2017, S. 1198). In der Untersuchung über die Berichterstattung zum Coming-Out des US Basketballspielers John Amaechi kam zu Tage, dass die Medien auf den ersten Blick zwar befürwortend und fördernd berichteten, aber keine nachhaltigen Schlüsse auf weitere Berichterstattungen ziehen und weiterhin die gängigen maskulinen und homophoben Strukturen glorifiziert werden und erhalten bleiben (vgl. Hardin, M. & Kuehn, K. & Jones, H. & Genovese, J. & Balaji, M., 2009, S. 196f). Auch am Fallbeispiel der Erforschung der Berichterstattung, Zeitungsartikel und Tweets zum Outing des Basketballers Jason Collins, gibt es eine spannende Erkenntnis. So kam es in der Berichterstattung eher zur Selbstbeweihräucherung, wie tolerant die Medienbranche und ihre Inhalte doch sind. Diese Fehleinschätzung der eigenen Rolle trägt dazu bei, dass sich eigentlich nichts an den Strukturen ändert (Billings, A. & Moscovitz, L. & Rae, C. & Brown-Devlin, N., 2015, S. 147 und S. 154). Um der unterentwickelten und passiven Rolle im Sport entgegenzuwirken, organisieren sich homosexuelle Athletinnen und Athleten in eigenen Großsportveranstaltungen, die ebenso eine Medienberichterstattung nach sich ziehen. Diese Reportagen zu Gay Games, Out Games usw. wiederum greifen also das Tabuthema Homosexualität und Sport in regelmäßigen Abständen auf und sorgen so für einen kleinen

¹¹⁰ Die US Tennisspielerin Billie Jean King war Weltranglistenerte in den späten 1960er und Anfang der 1970er Jahre. Mittlerweile ist sie Aktivistin in der Förderung von Frauensport und gegen Homophobie (vgl. Birrell, S. & McDonald, M., 2012, S. 344). Ihr Zwangsausing in und durch die Medien fällt in die Zeit eines neuen massenmedialen Phänomens. Zu jenem Zeitpunkt entstand die Promi-Kultur und die Grenzen zwischen Privatsphäre und öffentlichem Interesse verschwimmen in der Berichterstattung (vgl. Ware, S., 2011, S. 179ff).

¹¹¹ Siehe: Kapitel Heteronormativität S. 53

Durchbruch für die marginalisierten Sportlerinnen und Sportler. So wird eine neue Beziehung zwischen Medien und sexuellen Minderheiten geschaffen (vgl. Venzo, P. & Hess, K. 2003).

In ihrer Untersuchung zur 100-jährigen Geschichte des Sportjournalismus stellte auch Helen LENSKYJ in Bezug auf Intersektionalität fest, dass die Sportberichterstattung nicht nur Heteronormativität propagiert, sondern auch selbst erzeugt und verteidigt, Homophobie fördert und den Erhalt gängiger Geschlechterklischees vorantreibt (vgl. Lenskyj, H., 2012, S. 138). In der jüngsten Geschichte lässt sich aber feststellen, dass die Heteronormativität etwas herausgefordert wird. So erscheinen besonders erfolgreiche, heterosexuelle männliche Athleten mit metrosexueller Lebensweise oder auch heterosexuelle weibliche Athletinnen, die Stärke und Muskeln, zeigen in der Berichterstattung (vgl. ebenda, S. 141). Doch nach wie vor ist die Dominanz der hegemonialen Geschlechterstruktur am präsentesten und die Sportberichterstattung funktioniert meistens nach dem Prinzip, dass typische Geschlechtermerkmale positiv konnotiert werden und nicht stereotype Geschlechterattribute oft in negativer Berichterstattung münden. Von einem Durchbruch in der Sportberichterstattung sind wir noch weit entfernt: „*A serious challenge of heteronormativity is not on the horizon in sports media*“ (ebenda).

Zusammenfassend gilt, dass Frauen in der Sportberichterstattung stark unterrepräsentiert sind und dabei ein verzerrtes Abbild entworfen wird, das den Frauenanteil im Sport marginalisiert darstellt und weit unter der tatsächlichen Anzahl an aktiven Sportlerinnen liegt (vgl. Dorer, J. & Marschik, M., 2020, in press). Dies liegt im Wesentlichen an den Mechanismen, wie die Sportberichterstattung funktioniert: Sie basiert auf „[...] *the low volume of media attention, narrative focus, prominence of placement or scheduling, linguistic choices and visual representations*“ (Sherry, E. & Osborne, A. & Nicholson, M., 2016, S. 299). Eben jene geringe Repräsentation wird intensiver und noch geringer, wenn die Athletinnen weiterer sozialer Kategorien angehören und beispielsweise zusätzlich einen Migrationshintergrund besitzen (vgl. Dorer, J. & Marschik, M., 2020, in press). Die Sportberichterstattung kann als ein System beschrieben werden, das Geschlechter- und Sexualitätsgrenzen schafft und Sportler und Sportlerinnen in ein „*gender prison*“ entsendet (vgl. Jönsson, K., 2007, S. 258). Zudem erklären die befragten Sportjournalisten, dass sie ja bloß die Realität in ihren Berichterstattungen über Sport widerspiegeln und das Publikum sich nicht für Frauensport interessiert, da dieser ja nur Nebensache und Nischenthema sei (vgl. Laucella, P. & Hardin, M. & Bien-Aime, S. & Antunovic, D., 2017, S. 773). Dabei haben nur die Hälfte der rund 100

befragten Sportjournalisten in der Umfrage von Marie HARDIN angegeben, dass sie jemals recherchiert haben, wer genau denn ihre Leserschaft sei und noch weniger untersuchten, was die Leserschaft denn eigentlich lesen möchte. Die Annahmen über Frauensport als Medieninhalt werden von den meisten Journalisten also bloß geschätzt und errahnt (vgl. Hardin, M., 2005, S. 72ff).

Mit einem gewagten Blick in die Zukunft lässt die Literatur aber durchaus erkennen, dass negativ konnotierte Stereotypen bezüglich aller sozialer Kategorien leicht zurückgehen oder vermieden werden. Trotz der weiterhin marginalen Sportberichterstattung über, lässt sich ein sich steigernder positiver Ton ausmachen (vgl. Dorer, J. & Marschik, M., 2020, in press). Der Grundtenor der Berichterstattung verlangt zunehmend mehr und mehr Toleranz und die Medieninhalte werden auch dementsprechend angepasst. Die Basis der Medieninhalte bleibt dennoch in weißer heteronormativer Gestalt, denn trotz Berichterstattung wird nicht gleich das gesamte Bild einer sozialen Kategorie verändert, sondern immer nur dieser exklusiv thematisierte Einzelfall. Intersektionalität wird also nur auf den individuellen Fall angewandt und nicht auf ein breites Spektrum (vgl. ebenda). Das heißt also, dass trotz der Erwähnung einer schwarzen älteren homosexuellen Athletin und ihre Benachteiligungserfahrungen, bleiben die diskriminierenden Normen und Wertevorstellungen in anderen Medienberichten unangetastet und unverändert bleiben. Des Weiteren werden auch bei positiven Berichterstattungen über homosexuelle Athleten oder schwarze Athletinnen die klassischen Rollenbilder transportiert. So wird den Reportagen über jene meist mit einer *„flood of images and texts about the ideal image of heterosexual and White female and male athletes“* mitgeliefert, die Geschlechterdualismus und weiße Heteronormativität weiter fördern (vgl. ebenda). Außerdem wird über Homosexualität eher und positiver berichtet, wenn sie auch mit allgemeingültig „normalen“ und typischen Attributen dem Geschlecht entspricht. Attraktivität und Fraulichkeit oder eben Männlichkeit und muskulös zum Beispiel. Sollten zur Homosexualität noch andere Benachteiligungskategorien hinzukommen, sinkt die Chance, dass sie in der Berichterstattung auftauchen, beziehungsweise, dass diese Dimensionen keine Rolle spielen und sich nur auf eine Ungleichheit fokussiert wird (vgl. ebenda).

In der Forschung wurde erkannt, dass die Berichterstattungen von Männern und Frauen unterschiedlich verfasst werden (vgl. Hardin, M. & Simpson, S. & Whiteside, E. & Garris, K., 2007). Viele Forscherinnen und Forscher kommen zum Schluss, dass der Mangel an ausgewogener Repräsentanz der Geschlechter in der Berichterstattung ein klarer Beweis dafür

ist, dass sich Journalisten viel intensiver mit dem Beruf identifizieren, als mit einer anderen sozialen Identität, und so von ihrer eigenen privilegierten männlichen Dominanz auf die Berichterstattung rückschließen (vgl. Ross, K., 2004, S. 156f und Van Zoonen, L., 1994, S. 49ff). So werden die Nachrichten und Sportberichte unterschiedlich aufbereitet und unterschiedlich mit Diversity versehen. Die dabei resultierende Unterrepräsentation stammt also von den unausgewogenen Berichterstattungen über männliche und weibliche Athletinnen und Athleten und nicht durch einen Mangel an weiblichen Sportlerinnen (Pedersen, P. & Whisenant, W. & Schneider, R., 2003). In den Studien wurde außerdem herausgefunden, dass Journalistinnen eher Raum für Athletinnen einräumten als ihre männlichen Kollegen (vgl. Hardin, M., 2005, S. 67 und S. 72). Auch wenn die Erhöhung des Frauenanteils nicht zwangsläufig zu einer Explosion an weiblichen Athletinnen in der Sportberichterstattung führt, gehen die Forscherinnen und Forscher davon aus, dass es rasch zu einer weniger stereotypen Berichterstattung kommen wird. Eine Studie fand beispielsweise heraus, dass Journalistinnen sich eher auf die Athletik der Sportlerin und ihre Leistung berufen, als auf ihr Äußeres. Die weiblichen Sportjournalistinnen sind also „*willing to challenge — in small but significant ways — hegemonic masculinity in relation to sport*“ (Kian, E. & Hardin, M., 2009, S. 197). Zusätzlich kam in den Untersuchungen zum Vorschein, dass weibliche Reporterinnen auch eine umfangreichere Bandbreite an Quellen in ihre Berichterstattungen einbeziehen, zum Beispiel mehr Frauen zu Wort kommen lassen (vgl. Hardin, M. & Simpson, S. & Whiteside, E. & Garriss, K., 2007). Somit wird deutlich, dass auch für den Medieninhalt gilt, je mehr Diversity in der Medienproduktion und Sportredaktion vorhanden ist, desto wahrscheinlicher ist auch die Repräsentanz von Diversity im Medieninhalt (vgl. Laucella, P. & Hardin, M. & Bien-Aime, S. & Antunovic, D., 2017, S. 786). In Bezug auf fehlende Diversity in der Produktion lässt sich zudem erkennen, dass die sozialen Kategorien Klasse, Religion oder Behinderung kaum in den Berichterstattungen noch in den Untersuchungen dazu auftauchen. Die Ausnahmen bilden die Berichterstattung zu den Paralympischen Spielen oder den Refugee Athleten bei den Olympischen Spielen, welche aber sehr marginal und eher unter der Wahrnehmungsgrenze verlaufen. So überrascht es, dass vor allem dem Thema Klasse kaum mehr intersektionale Studien gewidmet werden (vgl. Dorer, J. & Marschik, M., 2020, in press).

Natürlich finden sich auch bei den Studien zum Medieninhalt weitere Kritikpunkte und gewisse Restriktionen, die ihre Verwertbarkeit einschränken. So benutzen viele Untersuchungen dichotome Modelle wie Mann/Frau, Heterosexualität/Homosexualität oder schwarze Hautfarbe/weiße Hautfarbe. Dabei werden die Stufen und Situationen zwischen diesen Polen

verborgen. Der Intersektionalitätsansatz soll aber genau in diesen Zwischenbereichen die Interdependenzen aufdecken und analysieren (vgl. ebenda). Zu dieser Feststellung kommen auch Jacco VAN STERKENBURG, Annelies KNOPPERS & Sonja DE LEEUW, die 13 qualitative und quantitative Studien analysierten, die sich mit der Repräsentanz von *race* und Ethnizität beschäftigen. Sie erkannten, dass die Untersuchungen sich auf die gängigen Dichotomien stützen und Personen einem von zwei Polen zugeordnet werden (vgl. ebenda). Dies wird einer detailreichen Analyse nicht gerecht. Ethnische Minderheiten werden alle zu einer Kategorie gezählt. Ohne Differenzierungen ihrer individuellen kulturellen Hintergründe. So werden ihre Benachteiligungen als eine einheitliche Diskriminierungserfahrung zusammengefasst. Andere wichtige soziale Kategorien, die zur Lebenssituation dazugehören, werden entweder ausgeklammert oder trivialisiert (vgl. Van Sterkenburg, J. & Knoppers, A. & De Leeuw, S., 2010, S. 829). Beispielsweise in den wenigen Untersuchungen, die sich mit indigenen oder *multiracial* Sportlerinnen und Sportlern befassen. So werden jene in die gleiche Lebenswelt von denen der schwarzen Sportlerinnen und Sportlern subsummiert (vgl. Deeb, A. & Love, A., 2018). Während der Olympischen Spiele 2000 in Sydney kam es allerdings zur vorbildlichen positiven Hervorhebung der indigenen Athletinnen und Athleten im australischen Kader. Die Berichterstattung beleuchtete sowohl die Leistungen als auch die nationale und indigene Identität der Athletinnen und Athleten (vgl. Gardiner, G., 2003).

Die meisten Studien mit intersektionalem Ansatz sind bis heute auf den amerikanischen oder europäischen Raum als Forschungsland beschränkt, was einen weiteren Kritikpunkt in der Literaturanalyse darstellt. Dies begründet sich als Konsequenz des Postkolonialismus, der vor allem ethnische Kontroversen und Benachteiligungspotentiale in der Gesellschaft auslöste (vgl. Bale, J., 2001, S. 218ff). So kommt es, dass meist schwarze Athletinnen und Athleten oft in Bezug zu postkolonialer Rhetorik Erwähnung finden. Beispielsweise findet sich die kenianische Langstreckenläuferin Tegla Loroupe in mehrdimensionalen Diskriminierungssituationen in der Berichterstattung wieder. Der intersektionalen Problematik folgend stellen die Berichte eher ihre Attraktivität (Sexismus), kenianische Herkunft (Ethnizität) und ihre biologische Determination („*natural ability*“) zum Laufen (Rassismus) in den Vordergrund und nicht ihre sportliche Leistung (vgl. Mwaniki, M., 2012, S. 458). Auffallend ist auch, dass die Mehrzahl der Literatur und der Untersuchungen sich eher mit Einzelathletinnen und -athleten beschäftigen und nicht mit einem Team. Dies führt dazu, dass eine Mannschaft eher als homogene Gruppe betrachtet wird und nicht als Gruppe oder Team aus Individuen mit individuellen Eigenschaften. Teamsport wird in der Berichterstattung also

dazu benutzt, um übermäßigen Individualismus einzuschränken (vgl. Guttman, A., 2004, S. 158).

9.6. Intersektionalität und Medienrezeption

In der Literatur lässt sich nur schwer ein Bild der Zuschauerinnen und Zuschauer oder der Leserschaft der Sportberichterstattung finden. Die wenigen Studien und Untersuchungen, die sich mit einem intersektionalen Ansatz befassen, lassen nur wenige Rückschlüsse auf soziale Kategorien und den daraus resultierenden Diskriminierungserfahrungen zu. Erkennbar ist, dass das Publikum der Berichterstattung sich ebenfalls durch Ambivalenzen auszeichnet. So spielen die Medienrezipientinnen und -rezipienten eine wichtige Rolle, sowohl im Erhalt und der Reproduktion von Benachteiligungen und Diskriminierungen als auch in der Reduktion eben solcher sozialer Ungleichheiten. Es gibt verschiedene Ansätze, warum das Publikum bestimmte Inhalte konsumiert und was es über diese denken sollte. Als Teil der Medienrezeption gilt die Erforschung, warum sich Menschen welchen Medien zuwenden und wie diese Zuwendung abläuft. Die gängigsten Medienwirkungsmodelle wie Agenda Setting¹¹², Knowledge Gap Hypothese¹¹³ und der Uses-Gratifications¹¹⁴ Ansatz beeinflussen die Motivation des Medienkonsums und welchen gesamtgesellschaftlichen Effekt die jeweiligen Rezeptionsarten auslösen (vgl. Creedon, P., 1994, S. 11).

In der schon zuvor erwähnten Umfrage von Pamela LAUCELLA, Marie HARDIN, Steve BIEN-AIME & Dunja ANTUNOVIC wurden Sportjournalistinnen und -journalisten 2016/17 befragt, wie hoch sie den Frauenanteil ihrer Leserschaft einschätzen. In dieser Umfrage wird deutlich, wie weit die Vorstellungen über ihre Leserschaft auseinandergehen. Die angegebenen Werte liegen zwischen 21 Prozent und 60 Prozent geschätztem Frauenanteil (vgl. Laucella, P.

¹¹² Exkurs Agenda Setting: Der Agenda-Setting-Ansatz geht davon aus, dass Medien die Gesellschaft dahingehend beeinflussen, welche Themen in der Öffentlichkeit diskutiert werden (vgl. Bonfadelli, H. & Marr, M., 2008, S. 131). Zudem fragt er „[...] nach den Folgen der medienspezifischen Auswahl und Gewichtung von Themen.“ (ebenda, S. 129).

¹¹³ Exkurs Knowledge Gap Hypothese: Auch bekannt als Wissenskluff-Hypothese, erklärt, dass es eine Kluft an Wissen zwischen Mitgliedern der Gesellschaft mit unterschiedlichem sozioökonomischem Status gibt. Diese Ungleichheit des Wissens wächst mit der Informationsquantität durch die Massenmedien (vgl. ebenda).

¹¹⁴ Exkurs Uses-Gratification: Der Rezipient beziehungsweise die Rezipientin besitzt eine aktive Rolle im Umgang mit den Massenmedien und entscheidet sich bewusst, welche Medieninhalte der eigenen Interessenslage entsprechen (vgl. Creedon, P., 1994, S. 11). Es geht also eher um die Frage des „*what people do with the media*“ rather than „*what the media do to them*.“ (McLeod, J. & Kosicki, G. & Pan, Z., 1991, S. 201).

& Hardin, M. & Bien-Aime, S. & Antunovic, D., 2017, S. 780f). Des Weiteren sollten die Sportredaktionsmitglieder auf einer vierstufigen Skala das Interesse der gesamten Leserschaft an Frauensport einschätzen. 60 Prozent der Befragten unterstellten der Leserschaft nur leichtes Interesse. 2 bis 3 Prozent stellten die Leserschaft an je das obere (sehr interessiert) und untere Ende (absolut nicht interessiert) der Skala (vgl. ebenda).

Bis in die Mitte der 1980er Jahre wurde wenig bis gar nichts unternommen, um das Publikum der Sportberichterstattung näher kennen zu lernen und ihre eigentlichen Bedürfnisse zu eruieren. Lee BECKER & Pamela CREEDON haben sich in mehreren Untersuchungen in den 1980er Jahren dem US-Sportfernsehpublikum angenommen und herausgefunden, dass sich das Publikum eher für Männersportübertragungen interessierte (vgl. Becker, L., & Creedon, P., 1989 und 1990). Die beiden Forscherinnen erklärten dies mit verschiedenen Ansätzen. Zum einen gab es nur ein verschwindend geringes Angebot überhaupt Frauensport oder Athletinnen performen zu sehen. Sie kamen zu dem Schluss, dass das Publikum das Unbekannte nicht mag und somit kein Interesse entwickeln konnte (vgl. Creedon, P., 1994, S. 13). Des Weiteren empfanden die Zuseherinnen und Zuseher, dass Frauensport dem Männersport unterlegen ist und manche Sportarten gar als unangemessen für Frauen galten (vgl. ebenda).

In der Medienproduktion findet aber langsam ein Umdenken statt. Zielgruppenplanungen aller Medien und Sportredaktionen erkennen die Relevanz der Frau als Zielgruppe, um Einschaltquoten, Zeitschriftenabsatz und Veranstaltungspublikum zu erhöhen (vgl. Dorer, J., 2007, S. 27). Mit einem Blick auf die österreichische Medienlandschaft lässt sich erkennen, dass Frauen sehr wohl ein großes Interesse an Sportgroßveranstaltungen haben. Im Medienkonsum von Skisport herrscht ein fast ausgeglichenes Verhältnis zwischen Männern und Frauen beim Fernsehpublikum. Laut ORF Einschaltquoten-Ranking¹¹⁵ der Jahre 2002 bis 2005 zum Beispiel, betrug der Anteil der Zuschauerinnen der meistgesehenen Sportsendungen 44 bis 50 Prozent¹¹⁶ (vgl. ebenda, S. 29f).

¹¹⁵ Alle ORF-Rankings, ORF TV-Quoten und Reichweiten finden sich hier: <https://der.orf.at/medienforschung/>

¹¹⁶ mit TELETEST ermittelt. „Das TELETEST-Panel besteht 2018 aus 1.649 österreichischen Haushalten, die mit den Messgeräten (Telecontrol) ausgestattet sind. Insgesamt umfasst das Panel 3.571 TeilnehmerInnen: 3.252 Personen ab 12 Jahren, die für die 7,490 Mio. erwachsenen ÖsterreicherInnen in Haushalten mit Fernsehgerät stehen, und 319 Kinder von 3 bis 11 Jahren, die repräsentativ für die 750.000 österreichischen Kinder in TV-Haushalten sind. Die 1.649 Test-Haushalte stehen für eine Grundgesamtheit von 3,817 Mio. Privat-Haushalten mit TV-Gerät. Die Testhaushalte werden mit Hilfe von Repräsentativumfragen rekrutiert. Die Panelrotation beträgt im Schnitt rund 15 % bis 20 % pro Jahr, das heißt jedes Jahr wird ein Sechstel bis ein Fünftel der Stichprobe erneuert.“ (Siehe: <https://der.orf.at/medienforschung/fernsehen/teletest/index.html>! - zuletzt aufgerufen am: 16.08.2019)

Es lässt sich auch ein unterschiedliches Rezeptionsmuster bei Männern und Frauen erkennen. Es wurde festgestellt, dass Männer ein eher einseitiges Fernsehkonsumverhalten haben. Im Jahre 2005 waren beispielsweise 21 der 30 von Männern meistgesehenen Programme Sportberichterstattungen, während es bei den Frauen nur zwei Sportsendungen waren (vgl. ebenda, S. 30). Hierbei lässt sich erkennen, dass Männer dem Sport eine Priorität in ihrem Fernsehverhalten zukommen lassen. Es wird dabei auch vom habitualisierten Rezeptionsverhalten der Männer ausgegangen. Für die Frauen ist Sport eine Alternative zu vielen möglichen Sendeprogrammen (vgl. ebenda). Ein Grund für den Kontrast von eigentlichem Interesse und dem bei den Frauen liegt darin, dass es sich bei vielen Frauen nicht um eine intrinsische Motivation zum Sportschauen handelt, sondern, dass 62 Prozent der Frauen, die Sportberichterstattungen verfolgen, nur zusehen, weil ihr männlicher Partner schaut (vgl. Röser, J. & Kroll, C., 1995, S. 35ff zitiert nach Dorer, J., 2007, S. 30). In einer Befragung der Frauen, welchem Genre sie Prioritäten beim Fernsehkonsum einräumen, landet Sport an 16. Position von 22 möglichen Auswahlgenres (vgl. ebenda, S. 31). Dieses Verhalten wurde auch schon in einer früheren Rezeptionsstudie bestätigt, die der sozialen Funktion des gemeinsamen Fernsehschauens als Förderung des Familienlebens einen großen Stellenwert einräumt (vgl. Ang, I. & Hermes, J., 1994, S. 114). Dieses Verhalten ist auch ein beispielhafter Beleg dafür, dass das Mediennutzungsmodell des Uses-Gratifications Ansatzes zum Tragen kommt. Allgemein ist das Interesse an Sportberichterstattungen im Fernsehen und Radio signifikant verschieden verteilt. Nur 11 Prozent der Frauen, aber 43 Prozent der Männer geben an, dass ihnen Sportübertragungen und Sportberichterstattungen wichtig sind. Gar kein Interesse an Sport im Rundfunk hingegen zeigen 20 Prozent der Männer und 53 Prozent der Frauen (vgl. Böck, M., 1998, S. 484ff).

Auch bei den Printmedien lässt sich ein ähnliches Interessenmuster in der Medienrezeption der beiden Geschlechter erkennen. 39 Prozent der männlichen Leserschaft liest zuerst den Sportteil einer Zeitung, während es bei den Frauen nur 9 Prozent sind. Gar nicht, beziehungsweise fast nie, lesen 18 Prozent der Männer den Sportteil, aber 56 Prozent hingegen bei den Frauen (vgl. Dorer, J., 2007, S. 30). Sportzeitschriften werden als maskulin betrachtet. Diese Annahme bezieht sich auf die männlich dominierte Produktion, den männlich dominierten Inhalt und den vorwiegend männlichen Lesern. Das Sportprintmedium gilt zudem auch als männlicher als die Sportfernsehsendungen (vgl. Van Zoonen, L., 2008, S. 74).

Zusammenfassend gilt, dass die Sportberichterstattung im Vergleich zu anderen Medieninhalten bei den Frauen eher von geringem Interesse ist und das männliche Publikum sehr hohes Interesse aufweist (vgl. Dorer, J., 2007, S. 30). Für die Mediennutzung gibt es in Bezug auf die Sportberichterstattung nur wenige Untersuchungen. Weiterführende Studien und Untersuchungen über die Sportberichterstattung und das dazugehörige Rezeptionsverhalten, welches nicht nur nach Geschlecht aufgeschlüsselt wird, sondern auch nach weiteren intersektionalen Kriterien wie beispielsweise behinderte Frauen mit migrantischem Hintergrund, homosexuelle Frauen oder Bezüge zu Klasse, Behinderungen usw. liegen leider nicht vor. Die Vielfalt unterschiedlicher Kategorien ist daher leider sehr eingeschränkt betrachtet worden. Der Medienrezeptionsforschung mit intersektionalitätsanalytischem Ansatz lässt also noch viel Spielraum für Forschung. Dennoch gilt allgemein, dass Rezipientinnen und Rezipienten sich aktiv für Medienangebote entscheiden und diese in subjektivem und persönlichem Bezug, der von Geschlecht, Herkunft, Alter, Religion, sexueller Orientierung etc. geprägt sein kann, rezipiert, interpretiert und beurteilt wird (vgl. Bonfadelli, H. & Friemel, T., 2017, S.27f und S. 34f). Das Publikum der Sportberichterstattung beugt sich durch die Rezeption dem medial konstruierten Verständnis von Normalität und Normativität. Allen voran die Geschlechterdifferenz. Die Botschaften der Medien werden vom Publikum nach ihrem individuellen soziokulturellen Hintergrund aus persönlichen Einstellungen und Haltungen interpretiert. Dieser Hintergrund basiert aber wiederum auf den gesamtgesellschaftlichen und massenmedial vermittelten Botschaften (vgl. Koivula, N., 1999, S. 589). Die Individuen orientieren sich bei ihrer Medienangebotswahl aktiv an ihrem eigenen Identitätskonzept. Da zum Beispiel in den Seifenopern-Serien den weiblichen Charakteren mit weiblich konnotierten Themen (Familie, Beziehung, Erziehung, etc.) viel Raum gegeben wird, widmen sich auch Zuschauerinnen auf Grund ihres persönlichen Lebenskontexts – mit den vermeintlich gleichen Alltagsthemen wie denen der gespielten Figuren – diesen Angeboten. Gleiches gilt auch für die Männer und ihre Auswahl des Medienangebots. Bei Sportübertragungen sind meistens Männer zu sehen, von ihnen zu lesen und zu hören. Zudem werden die Sportmedienangebote meist von Männern kommentiert und von Männern promotet (vgl. Hartmann-Tews, I. & Rulofs, B., 2002, S. 137). Natürlich bedeutet dies, dass diese konnotierten Geschlechtsverhältnisse in der Rezeption veränderbar wären. Das Sichtbarmachen von Frauen in der Sportberichterstattung und im Sport selbst führt zu einem größeren persönlichen Interesse an Sport. Dies wiederum führt zur Integration ins eigene Identitäts- und Selbstkonzept. So sorgten die mediale Präsenz von Sportlerinnen wie Steffi Graf im Tennis, Birgit Prinz im Frauenfußball oder Katharina Witt, vermehrt für ein Interesse von Frauen eben jene Sportarten medial zu konsumieren oder gar

selbst auszuprobieren. Somit schließt sich der Kreis aus Medienrezeption, Selbstbezug und Teilnahme am eigentlichen Sport (vgl. Hörner, B., 2015, S. 34f). So kommt es, dass auch die Rezipientinnen und Rezipienten wiederum mit ihrem durch Medien angeeigneten Handeln, eine Geschlechterordnung rekonstruieren und auch für andere soziale Kategorien normierte Inklusions- und Exklusionsfaktoren erzeugen.

Die Medienrezeption zählt zu der am wenigsten erforschten Ebene in der Intersektionalität im Sport und erfordert weitere Ansätze der Datenerhebung und Empirie mit weiteren Kategorien. Das Potential für ausführliche Studien ist gegeben. Beispielsweise die Ankündigungen der Medien mehr über Frauenfußball Weltmeisterschaft 2019 (Spiegel Online, 07.06.2019), oder über die Frauen Fußball Bundesliga (Spiegel Online, 15.08.2019) zu berichten. Auch die Gay Games und Paralympics, die eine hohe Diversity auch unter den Medienrezipientinnen und Rezipienten aufweisen und durch Soziale Netzwerke auch im Internet hoher Nutzerinnen und Nutzer findet, könnten erforscht werden. Zudem wäre es interessant zu erfahren, welchen Einfluss die neuen Technologien auf die Motivationen der Rezeption von Sportberichterstattungen haben. Zum Beispiel, ob sich der bereits erwähnte Grund des Mitschauens durch neue Technologien und IT-Anwendungen ändert, wenn die Frau gemeinsam mit ihrem Freund zwar Formel 1 schaut, aber sich gleichzeitig an ihrem Handy oder Tablet einer anderen Sportart oder Krimiserie zuwenden kann.

10. Conclusio

Zusammenfassend lässt sich erkennen, dass auf allen Ebenen die gleichen Verhältnisse herrschen. Die Medienproduktion, der Medieninhalt, die Medienrezeption und die Akteure im Sport sowie der Sportberichterstattung sind geprägt von hegemonialer Männlichkeit¹¹⁷ und der daraus resultierenden Dominanz von weißen, heterosexuellen Männern. Frauen und Personen mit weiteren benachteiligenden sozialen Kategorien gelten auf jeder Ebene als stark unterrepräsentiert. Im Schneckentempo zeichnen sich jedoch leichte Veränderungen zum Besseren ab, aber dennoch sind Exklusion und Diskriminierung auch noch längere Zeit an der Tagesordnung und beeinflussen die Lebenssituationen vieler Personen verschiedenster sozialer Kategorien. Die Untersuchungen zeigen, dass mehr und mehr Frauen und Personen der Diversity in allen Ebenen des Sports den Status Quo der Männer herausfordern (vgl. Hardin, M., 2005, S. 63 und Hardin, M. & Whiteside, E., 2009, S. 47ff), doch Assimilation und Anpassung an, sowie die Akzeptanz der dominanten Strukturen bleiben eine wichtige „Überlebensstrategie“ jener marginalisierten Personen (vgl. Hardin, M. & Shain, S., 2005, S. 22ff und Laucella, P. & Hardin, M. & Bien-Aime, S. & Antunovic, D., 2017, S. 783). Im Kern haben die Erkenntnisse der Intersektionalitätsforschung die gleichen Resultate wie die der Geschlechterforschung. Im Vordergrund steht die Einsicht, dass die aus Differenzierung resultierenden Diskriminierungen und Benachteiligungen keine natürliche Ursache besitzen, sondern gesellschaftlich konstruiert sind. Zusammen mit weiteren sozialen Kategorien werden die Geschlechter vor allem anhand ihrer vermeintlichen Differenzen bewertet. Also eine gesellschaftlich beeinflusste Wertung, die von Diskriminierung und Abwertung geprägt ist (vgl. Aulenbacher, B., 2010, S. 225f).

Auf der Ebene des Sports und seiner Akteure im Allgemeinen wird deutlich, dass die Gesellschaft mit dem Wissen erzogen wird, Frauen seien für aktiven Sport unterqualifiziert und eher als schmückendes Beiwerk eines an Männern orientierten gesellschaftlichen Ereignisses sind. So müssen sich Frauen der Vorstellung eines männlichen Sportereignisses als Hostessen, Cheerleader oder Zuschauerinnen unterordnen (vgl. Creedon, P., 1994, S. 5). Sportliche Wettkämpfe erzeugen Emotionen bei den teilnehmenden Sportlerinnen und Sportlern und beim Publikum. Dies schafft ein enormes Potential, mit Sportereignissen und der begleitenden Sportberichterstattung soziale Wertvorstellungen, Haltungen und Normen zu konstruieren (vgl.

¹¹⁷ Siehe: Fußnote 73 - hegemoniale Männlichkeit S. 86

Dorer, J. & Marschik, M., 2020, in press). Dabei ist im Sport vor allem die Konstruktion eines Wir-Gefühls von großer Relevanz. Jenes Identitätsbild sorgt auch dafür, dass Geschlechterdifferenzierungen, Patriotismus und Heteronormativität gefördert wird (vgl. Dorer, J., 2007, S. 30).

Das Ziel von Sport ist es, Leistungsunterschiede zu erzeugen und in einer Hierarchie darzustellen. So liegt es nahe, dass sich Sport hervorragend dazu eignet, eben auch Geschlechterdifferenzen zu inszenieren (vgl. Pfister, G., 2006, S. 34). Vor allem im Sport konnte sich die Geschlechterhierarchie rasch etablieren, da biologische Merkmale und deren Unterschiede als naturgegeben („*natürliche Ordnung*“) und somit als natürlich ungleich in Erscheinung treten und gefördert werden (vgl. Hartmann-Tews, I., 2006, S. 50). Dies geschieht zum Vorteil der Männlichkeit und zum Nachteil der Frau und der ‚Anderen‘ – so gesehen ist Sport ein Spiegel der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung (vgl. Neuber, N., 2006, S. 131). Wird die Frau nach wie vor als *„Mängelwesen dargestellt [...] als kleiner, schwächer, breithüftiger und kurzatmiger als der Mann. Dabei wurde nicht berücksichtigt, dass der Sport von Männern für Männer entwickelt wurde, nicht zuletzt, um die physischen Stärken des Mannes zu inszenieren“* (vgl. Pfister, G., 2006, S. 34).

Auf der Ebene der Medienproduktion fördert der Sportjournalismus noch immer den Geschlechterdualismus und das Geschlecht der Männlichkeit als Vorbild und Ideal. Dies wird in der Bevorzugung von Männern im eigenen Berufsfeld und in der Sportberichterstattung sichtbar (vgl. Hardin, M. & Shain, S., 2005, S. 29ff). Obwohl der Anteil der Frauen im Journalismus leicht wächst, bleiben die Hindernisse, um auch Leitungspositionen in den Redaktionen oder dem Management der Medienproduktion zu bekleiden, nach wie vor als große Herausforderungen bestehen (vgl. Hardin, M. & Whiteside, E., 2006, S. 40). Geschlechtsbezogene Anteile in der Belegschaft einer Redaktion sind auf der einen Seite Zahlen, die ein Ungleichgewicht repräsentieren, auf der anderen Seite auch wichtige Indikatoren, die gleichzeitig die An- und Abwesenheit von Benachteiligungen symbolisieren und somit auch auf Konsequenzen in der Berichterstattung hinweisen (vgl. Laucella, P. & Hardin, M. & Bien-Aime, S. & Antunovic, D., 2017, S. 778). Zudem wurde deutlich sichtbar, dass der Berufszugang für Frauen sowie Migrantinnen und Migranten besonders schwer zu erreichen ist. Es wird hierbei klar, dass eine Überschneidung geschlechtlicher, ethnischer und weiterer Differenzkategorien die Zugangsbarrieren zu hoch ansetzt und diese dabei als

eindeutig diskriminierend enttarnt werden (vgl. Dorer, J. & Gouma, A. & Marschik, M. & Rozgonyi, K., 2020, in press).

Auch die Ebene des Medieninhalts gilt als eindeutiges Repräsentationsinstrument der Geschlechterunterschiede und einer männlich-weißen-heterosexuellen konstruierten Norm. Wenn über Andersartigkeit und Personen außerhalb dieser Norm im sportlichen Kontext berichtet wird, geht es meist um Skandalisierung und Sensationslust (vgl. Schierl, T., 2016, S. 66ff). Doch durch die voranschreitende Digitalisierung der Medienlandschaft und die immer intensivere und interaktivere Sportberichterstattung kommt es zur Aufweichung der stereotypen und festgefahrenen Normvorstellungen, so dass auch die ‚Anderen‘ positiv konnotiert dargestellt und repräsentiert werden können. In den klassischen Medien scheint aber die Hypermaskulinität und die dieser untergeordneten geschlechtstypischen Weiblichkeit weiterhin zu den Vorbildern der Sportberichterstattung zu gehören (vgl. Bette, K.-H., 2010, S. 41).

In der Medienrezeption wird die Ambivalenz der Rezipientinnen und der Rezipienten und deren Interesse für Sport deutlich. Sportzeitschriften besitzen nach wie vor eine geringe Zahl weiblicher Leserinnen, aber bei Fernsehübertragungen von großen Sportereignissen, wie den Olympischen Spielen oder Weltmeisterschaften, sind auch Frauen mit einem großen Anteil in den hohen Einschaltquoten vertreten (vgl. Dorer, J., 2007, S. 30). Die in den Medien transportierten Vorstellungen einer zweigeschlechtlichen Welt kommen sehr stark in der Sportberichterstattung zum Tragen. Einer Botschaft, der sich auch die Rezipientinnen und Rezipienten beugen. Denn wenn Männer und Frauen und ihre Unterschiede in den Medien so präsent betont werden, bestätigen dies in logischer Konsequenz auch die Rezipientinnen und Rezipienten und reproduzieren die ungleiche Behandlung (vgl. ebenda). In dieser Medienrealität werden auch Personen jeglicher sozialer Differenzkategorien wie Alter, körperliche Versehrtheit, sexuelle Orientierung, Religiosität, Ideologien und Klasse marginalisiert oder komplett ausgeschlossen.

Auf wissenschaftlicher Ebene lässt sich ein Bild der Intersektionalität in der Sportberichterstattung zeichnen, welches auf noch viel Arbeit schließen lässt. Es existieren viel zu wenige qualitative und quantitative Studien, die den Sport mit sozialen Differenzkategorien untersuchen. Somit gibt es auch viel zu wenige Forschungsergebnisse, die individuelle Diskriminierungserfahrungen der verschiedensten Überschneidungen ermitteln und durchleuchten. Erhebungen, die sich neben dem Geschlecht auch auf Ethnizität, sexuelle

Orientierung, körperliche Versehrtheit, Religion und viele andere Kategorien auf den Sport beziehen, würden neue Impulse für den Sport an sich, aber auch für Sportberichterstattung ergeben (vgl. Dorer, J. & Gouma, A. & Marschik, M. & Rozgonyi, K., 2020, in press). Man kann sagen, dass die Intersektionalitätsforschung in der Sportberichterstattung noch in den Kinderschuhen steckt und intersektionale Perspektiven in der Erforschung des Sports die Ausnahme bleiben (vgl. ebenda). Die bisher durchgeführten Studien lassen zudem erkennen, dass sich im Großteil immer nur auf ein Maximum von gerade mal zwei sozialen Kategorien beschränkt wurde. Dadurch lassen sich die Herausforderung im methodischen Vorgehen der Intersektionalität ausmachen. Je mehr Überschneidungen in den Studien beachtet werden sollen, umso komplexer wird die Erhebung der Daten (vgl. Dorer, J. & Marschik, M., 2020, in press).

Schlussendlich wird klar, dass viele Sportarten sich in Strukturen und Riten organisieren, welche die Männlichkeit und deren Werte konservieren und so ein „Realitätsmodell“ gesellschaftlicher Verhältnisse abbilden (vgl. Kreisky, E., 2006, S. 24). So ist beispielsweise der moderne Fußballsport ein Konstrukt traditioneller hegemonialer Männlichkeit, welches sich protektiv gegen eine Überholung von Geschlechterverhältnissen und die Umcodierung heteronormativer Weltanschauung verwehrt. Dieser Schutzmechanismus der hegemonialen Männlichkeit ist beispielhaft für alle Ebenen des Sports und der Sportberichterstattung (vgl. Monetta, B., 2017, S. 22 und Körner, F., 2014, S. 145 sowie Kleindienst-Cachay, C. & Heckemeyer, K., 2006, S. 114) und wird nur selten in Frage gestellt. Dies lässt das System Sport zu einer der letzten Zufluchtsorte von Männlichkeit werden.

11. Ausblick

Wissenschaft:

Wie der Überblick der Literatur in den vorherigen Kapiteln erkennen lässt, steht der Intersektionalitätsforschung noch sehr viel Arbeit bevor. Zum einen liegen noch so viele Diskriminierungen im Verborgenen oder werden subtil in Institutionen oder dem gesellschaftlichen Alltag weitergegeben. Zum anderen geben die bisher bestehenden quantitativen und qualitativen Studien und Erhebungen nur einen sehr kleinen Einblick in die derzeitige Situation von Diskriminierungserfahrungen. Wie Johanna DORER & Matthias MARSCHIK bereits anmerkten, steckt die Forschung der Intersektionalität und dem System Sport und Sportberichterstattung noch in den Kinderschuhen (vgl. Dorer, J. & Marschik, M., 2020, in press). Auffallend ist, dass sich die Publikationen zur Thematik Intersektionalität mehren und sich immer mehr Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler diesem Thema annehmen. Doch der intersektionale Blick auf die Sportberichterstattung bleibt marginal und rar. Forschungsergebnisse und Erhebungen, die sich mit diesem speziellen Segment des Journalismus beschäftigen, sind sehr gering. Das heißt, dass Angaben und Zahlen darüber, wie die Wirklichkeit der Intersektionalität im Sport und den Medien aussieht, sehr selten entstehen. Hinzu kommt, dass sich die Forscherinnen und Forscher in Zukunft nicht nur mehr mit dem Intersektionalitätskonzept im Sport beschäftigen müssen, sondern sich auch der Herausforderung stellen müssen, mehr als zwei soziale Kategorien für Untersuchungen zu analysieren. Nur durch die genaue Betrachtung verschiedenster Benachteiligungsüberschneidungen lässt sich auch ein optimaleres Bild von komplexen Diskriminierungserfahrungen zeichnen. Das heißt, auch in Zukunft vermehrt mehrere soziale Kategorien in die Forschungsarbeit über Sportberichterstattung einfließen zu lassen. Neben *gender*, *race*, und *class* müssen auch Ethnizität, sexuelle Orientierung, Alter, Behinderungen, Ideologien oder der religiöse Hintergrund eingebunden werden. Die als Schwerpunkt gesetzte Kategorie des Geschlechts bietet als Ausgangslage viele Studiendesigns, um neue Wege in der Inklusion von mehr als zwei weiteren Kategorien zu gehen.

Neben der Untersuchung des Hauptaugenmerks Sportberichterstattung und Intersektionalität, wäre es wünschenswert, wenn zusätzlich die weiteren Akteurinnen und Akteure des Sports Forschungsgegenstand werden. Weitere Untersuchungen über Trainerinnen und Trainer, Föderationen und deren Funktionärinnen und Funktionäre, Verbände und Vereine und deren Schiedsrichterinnen und Schiedsrichter, Sportorganisationen, Marketing- und PR-Agenturen,

Veranstalterinnen und Veranstalter sowie den Athletinnen und Athleten selbst, bilden die Grundannahmen über das soziale Konstrukt des Sports und seiner hegemonialen Männlichkeit. Diese Erkenntnisse haben auch Einfluss auf die Sportberichterstattung und gehören quantitativ und qualitativ tiefgreifender beleuchtet.

Weiterhin ist auch der Blick über den Tellerrand der ‚Westlichen Welt‘ notwendig. Zukünftige Forschung darf sich nicht nur auf Europa und Nordamerika beschränken. Die wenigen Ausnahmen, die sich mit Kulturkreisen außerhalb dieser beiden geopolitischen Räume beschäftigen, lassen noch viel Platz nach oben. Dabei gibt es genügend Schnittmengen der ‚Westliche Welt‘ mit dem ‚Globalen Süden‘ und dem Rest der Welt. Kolonialgeschichte, verschiedene kulturelle Hintergründe, religiöse Riten und viele weitere Charaktere einer Gesellschaft können so bisher ausgeklammerte oder nicht einmal erahnte Benachteiligungsdimensionen aufzeigen. So gibt es Gewalterfahrungen, Genozidtraumata und -drohungen, Zugangsungleichheiten für Ressourcen wie Wissen, sauberes Wasser, Gesundheitssystem, Agrarproduktion und vieles mehr, von dessen Dimension sich viele Forscherinnen und Forscher kein Bild machen können. Vom Wissen um diese unterschiedlichen Lebens- und Diskriminierungserfahrungen können international viele Kulturkreise profitieren.

Wichtig für die Zukunft ist auch, dass sich die Forschungen häufiger und schneller updaten müssen. Vor allem quantitative Ergebnisse verlieren in diesen vergleichsweise schnelllebigen Zeiten ihre Gültigkeit, oder verdecken den Blick auf Tendenzen. Diese Trends sind aber wichtig, um Aussagen zu Entwicklungen, Wirkungsgraden von Verbesserungsmaßnahmen und Prognosen treffen zu können.

Speziell in der Sportberichterstattung wird es in Zukunft auch mehr Fokus auf Teams geben müssen. Das heißt der intersektionale Blick muss die Homogenität der Teameinheit durchbrechen und sowohl die individuellen Lebenssituationen und -erfahrungen beispielsweise der Mitglieder eines Frauenhandball-Teams untersuchen und nicht einen generellen Querschnitt oder Mehrheitsannahmen über deren Benachteiligungserfahrungen auf Grund von Religiosität, sexuelle Orientierung, Herkunft und dergleichen treffen.

Letztendlich ist es auch für weitere Studien und Untersuchungen wichtig, dass die Intersektionalitätsanalysen kritisch bleiben. Kritisches Hinterfragen und den Finger auf

Wunden legen hat die Intersektionalität erst entstehen lassen und durch das kritisch bleiben dahin geführt, wo sie heute ist. Ein Ende des anzweifelnden und prüfenden Wegs der Intersektionalität ist nicht in Sicht.

Sportberichterstattung:

Wie in den Erkenntnissen dieser Arbeit und der Literatur hervorgebracht, ist die Sportberichterstattung und der Sport ein weiße heterosexuelle Männerdomäne. Diese Dominanz wird auch in näherer Zukunft zunächst bleiben. Denn das Männliche als Normalität und Normativität entbehrt sich jeglicher Selbstreflexion (vgl. Dorer, J. & Marschik, M., 2020, in press). Dieser Grundsatz basiert auf der logischen Schlussfolgerung von „*Wer die Macht Normalität auf seiner Seite weiß, hinterfragt sie nicht*“ (Sierck, U., 2013, S. 11). Die Impulse für Veränderung müssen also meist von Außen¹¹⁸ durch Feedback des Publikums oder regelnden Institutionen und deren Strukturen kommen. Aus dem Inneren heraus, aus der Sportproduktion selbst, gibt es nur wenig Ansporn für Veränderung. Das Prinzip „*Don't ask, don't tell*“ und die potenzielle Gefahr, Privilegien abgeben oder teilen zu müssen, sind der Förderung von Neugestaltung eher ein Hindernis. Trotzdem lässt sich eine leichte Tendenz für mehr Diversity im Berufsfeld des Sportjournalismus erkennen. Die daraus resultierenden Vorteile für die Redaktionen und Berichterstattungen werden die Tendenzen in Richtung mehr Diversity in Produktion und Inhalt sicher beschleunigen.

Entwicklung Kommunikation:

Die zunehmende Digitalisierung wird auch die Intersektionalitätsforschung und den Sportkosmos beeinflussen. Social Media wird zur Chance, vermehrt andere Töne in der Sportberichterstattung zu Wort kommen zu lassen und der hegemonialen Männlichkeit öffentlich kritisch entgegenzutreten. Durch Blogs, Online Artikel und digitale Lifestyle-Inhalte (YouTube Videos, Influencer Content, Athletinnen und Athleten berichten selbst von ‚Hinter den Kulissen‘, Videospiele, Augmented Reality Apps, etc.) rund um Sportevents, werden alternative Gedankengänge und Verbindungen gefördert. Das Nischendasein von Minderheiten findet eine breitere Öffentlichkeit und sie können sich besser vernetzen und gegenseitig unterstützen. Webseiten lassen sich schneller updaten, korrigieren und durch Social Media teilen. Dies öffnet auch Raum für neue Leserschichten, welche der Sportberichterstattung

¹¹⁸ Siehe: Kapitel Leitfaden S. 132

vorher verwehrt geblieben sind, oder die sie nicht erreichen konnte. Des Weiteren können die Leserinnen und Leser, beziehungsweise die Zuschauerinnen und Zuschauer, nun selbst Inhalte produzieren und auch direkt Feedback geben. So können beispielsweise *Shitstorms* zu Sexismus oder Intoleranz das öffentliche Meinungsbild beeinflussen. Dadurch entsteht auch ein vorausseilender Gehorsam in der Medienproduktion, dass Journalistinnen und Journalisten schon im Vorhinein Feedback-Konsequenzen der Leserschaft einkalkulieren können und müssen. Diese neuen Kommunikationsformen bieten zum einen neue Konkurrenz für die traditionellen Wege des klassischen Sportjournalismus und zum anderen neue Möglichkeiten, der Inhaltsproduktion, der Kontribution zum Inhalt und neue Wege der Rezeption.

Akteure:

Auch in der Fan- und Vereinsszene wird sich einiges tun. So werden sich Menschen, die sich von Verbänden und Vereinen nicht oder falsch repräsentiert fühlen, selbst organisieren. Vor allem bei Randsportarten oder Nischensport können die Spielregeln ohne Verbände und Funktionärinnen und Funktionäre selbst bestimmt werden, so dass stereotype Behandlungen können so ad acta gelegt werden können. Das heißt, dass sich die Entwicklung von sportlichen Subkulturen (Snow Volley, Quidditch, Sand-Handball, Footvolley etc.) dank Internet und neuem Selbstverständnis zügig vorantreibt (vgl. Coakley, J., 1998, S. 508). Auch Behinderte und Personen mit speziellen Bedürfnissen finden neue Wege, ihre Verbände und Wettkampfstrukturen zu entwickeln (vgl. ebenda, S. 515). So haben sich Wettbewerbe, wie beispielsweise Blindenfußballmeisterschaften oder Gay Games, ihre eigenen Rahmenstrukturen und Reglements aufgesetzt und werden auch in Zukunft einen höheren kommerziellen und massenmedialen Output aufweisen.

Ein erkennbarer Trend für die Zukunft ist auch, dass die nachrückenden Generation viel sensibler mit Diversity umgehen und es mehr gewohnt sind mit behinderten Personen zu einer Sportveranstaltung zu gehen, Frauen als interessierte Fußballs Fans im Fanblock sitzen zu haben oder Lesben und Schwule als Teammitglieder im Verein zu begrüßen. Diese Sensibilisierung wird sich auch im Berufsumfeld und in journalistischen Produkten als positive Veränderung zeigen. Nicht so zeitnah, aber doch erwartbar.

12. Leitfaden

Nachdem der Status Quo der Diskriminierungen in Sport und Sportberichterstattung durch die Literatur sichtbar und die Ursachen der Benachteiligungen in den vorherigen Kapiteln eruiert wurden, soll hier der Versuch gestartet werden, Verbesserungen und Reduzierungen der Diskriminierungssituationen anzustoßen. Durch die folgenden Handlungsanweisungen sollen bestehende Maßnahmen optimiert werden, neue Denkanstöße und Ansätze für weiterführende Benachteiligungsreduktionen angeregt werden. Auch hier gilt, dass diese Liste kontinuierlich erweiterbar und ergänzbar ist:

Reflektieren, Sensibilisierung und Aufklärung

So einleuchtend und banal dieses Thema auch klingen mag, so notwendig ist genau dieser erste Schritt in Richtung Verbesserung. Ein jeder beziehungsweise eine jede sollte sich selbst und die eigene Position, das eigene Denken und eventuelle Privilegien in Bezug auf weniger privilegierte Personen reflektieren. Dabei sollten stereotype Rollenbilder und der eigene Blick für Diskriminierungen geschärft werden. Wichtig ist außerdem, sich den unterschwelligen Diskriminierungsprozessen bewusst zu werden und sie aktiv anzugehen. Dies geschieht durch den intrinsischen Willen etwas zu verändern und verbessern zu wollen, Feedback geben und beispielsweise dem Sportverein, der Zeitung, dem Sender, dem Verband, der Trainerinnen und dem Trainer etc. mit den entdeckten diskriminierenden Praktiken zu konfrontieren. Vorbildlich wäre es auch, die Funktion eines Advokats zu übernehmen und sich aktiv für eine Reduzierung der Benachteiligung einzusetzen, sie zu verfolgen, kontinuierlich dran zu bleiben und sich für eine Benachteiligung öffentlich stark zu machen, um sie zu bekämpfen.

Im Prozess des Reflektierens ist auch wichtig zu erkennen, dass es ein 'normal' nicht gibt, sondern dass Normalität ein künstliches, gesellschaftliches Konstrukt ist, welches genauso gut dekonstruiert werden könnte. Das heißt Ausgrenzungsmechanismen und Konstruktionen des 'Anderen' können mit dem richtigen Bewusstsein herausgefordert werden. Zudem ist im Reflektieren der eigenen Position unter anderem auch essenziell zu erkennen, dass man gewisse Privilegien teilen muss. Zum Beispiel, dass sich zu den eigenen Karrierechancen neue nicht-weiße, nicht-männliche, nicht-heterosexuelle Konkurrenz hinzugesellt und sich die Sportredaktion auch einer muslimischen Frau im Rollstuhl exzellent führen lässt.

Hinzu kommt, dass es eine Sensibilisierung im Umgang mit Diskriminierungen geben muss. Personen, denen Diskriminierungen widerfahren, dürfen nicht ignoriert werden, sondern

müssen bewusst wahrgenommen werden. Es muss also jene Dethematisierung gebrochen werden. Darum sollte die Repräsentation benachteiligter Personen deutlich in den Sportberichterstattungen und im Sport selbst steigen. Dabei ist es wichtig, die einzelnen Diskriminierungserfahrungen auch individuell zu behandeln und darzustellen und nicht vereinheitlichend und homogen von den Lesben, den Migrantinnen oder den Behinderten gesprochen werden. Der Ton macht dabei die Musik und sollte stets in einer respektvollen Repräsentation münden, denn wichtig ist hierbei: sensible Repräsentation soll keine Mitleidstour sein.

Ebenfalls von großer Bedeutung für eine Verbesserung der derzeitigen Situation im Sport und der Sportberichterstattung ist die Aufklärung. Hierbei gilt sowohl die eigene Aufklärung über individuelle Diskriminierungserfahrungen im Sport als auch die Aufklärung anderer darüber, was man selbst erfahren hat, oder worüber man aufgeklärt worden ist. Wichtig ist hierbei die Erkenntnis, dass Diskriminierung in verschiedenen Arten und Weisen vorliegen kann. Sie kann auf verschiedenen Dimensionen gleichzeitig wirken und vielseitig, individuell und unterschiedlich intensiv verlaufen. Einen großen Beitrag leistet auch der Zeitpunkt der Aufklärung. Je früher Aufklärung über Diversity stattfindet, desto etablierter ist Diversity im soziokulturellen Alltag im weiteren Lebensweg der aufgeklärten Person.

Institutionen und Gesetzgebung

Alle öffentlichen Strukturen sollten Chancengleichheit vorleben. Dies gilt sowohl für staatliche Einrichtungen und Dienstleistung sowie für Sportorganisationen, Föderationen, Verbände und Vereine. Sie alle müssen mit großem Beispiel vorangehen und zeigen, dass sie gegen Diskriminierung eintreten und sie aktiv abbauen wollen. Dies kann auf mehreren Wegen geschehen. Zum einen durch Förder- und Aufklärungsprogramme, die dafür sorgen, dass Reflektion und Sensibilisierung in den eigenen Reihen und außerhalb zum Tragen kommen, und zum anderen durch finanzielle Förderungen und ökonomische Anreize. Bestehende Förderungen, zum Beispiel in der Unterstützung für Frauensportarten und Stipendien für weibliche Journalistinnen, können ausgebaut werden, aber auch ökonomische Anreize schaffen, die einem Verein oder Verband die finanzielle Unterstützung nur zukommen lassen, wenn sie Diversity in ihrem Verein beziehungsweise Verband wirklich signifikant ausbauen und umsetzen.

Dies kann so weit gehen, dass gesetzliche Regelungen entwickelt werden, die bestimmte Förderungen und Bevorzugungen vorschreiben, um marginalisierte Personen ihre Chancen auch im Sport zukommen zu lassen. Auch auf juristischer Ebene ist die mehrdimensionale Diskriminierung noch nicht angekommen. Juristinnen und Juristen sind auf diesem Gebiet nicht genug ausgebildet, um die Komplexität von Mehrfachdiskriminierungen erfassen zu können. Mehr Ausbildung und Präzedenzfälle, an denen sich Richterinnen und Richter orientieren können, sind dringend von Nöten, um Antidiskriminierungsgesetze auf so viele Benachteiligungen wie möglich anwenden zu können.

Zudem müssen mehr Beschwerdestellen geschaffen werden, die sich Diskriminierungen im Sport annehmen und Sanktionen ausüben können, sollte den Diversity-Geboten nicht ausreichend genug nachgekommen werden. Denn nur durch prüfende und kontrollierende Instanzen die auch Konsequenzen verhängen, lassen sich Strukturen nachhaltig beeinflussen. Ebenfalls relevant sind Verbesserungen am Arbeitsplatz in den Sportredaktionen. Damit die Sportberichterstattung mehr Diversität porträtiert, muss es auch mehr Diversität in der Redaktion geben. Förderprogramme, Weiterbildungen und weniger Zugangsbarrieren für Diversity-Personen könnten der Schlüssel sein, mehr Vielfalt zu schaffen. Zudem sollte durch Evaluierung in Mitarbeiterinnen- und Mitarbeitergesprächen auch das Arbeitsklima erfasst und diskutiert werden. Diese offene Gesprächskultur im Arbeitsklima kann dazu beitragen, Diskriminierungen wie beispielsweise sexuelle Belästigung, Mobbing oder unfaire Aufgabenverteilungen aufzudecken und in letzter Instanz auch abzuschaffen.

Digitalisierung und Wissenschaft

Auch für den Kampf gegen Diskriminierungen ist die Verwendung von digitalen Innovationen wichtig. Für die Intersektionalitätsforschung, Wissensrecherche und den wissenschaftlichen Austausch ist die digitale Vernetzung jetzt schon wesentlich. Allerdings müssen die digitalen Ressourcen optimaler und vermehrt genutzt werden. Digitalisierung ermöglicht einen globalen Austausch und kann auch so Regionen mit intersektionaler Forschung unterstützen, denen weniger Ressourcen zur Verfügung stehen. Vor allem auf Untersuchungen mit dem Fokus der Sportberichterstattungen muss mehr und intensiver eingegangen werden. Des Weiteren kann sich die Wissenschaft intensiver in der Entwicklung, Untersuchung und Beratung von Inklusionskonzepten, Ethikräten und Beschwerdestellen integrieren.

In der Anwendung auf alltäglicher Ebene muss die Digitalisierung weiterwachsen und dabei die Gratwanderung zwischen Toleranz und Zensur wahren. So ist es wichtig, den Meinungsaustausch auch im Sinne der Diversität zu fördern, aber gleichzeitig *Hate Speech* und *Cyber Mobbing* einzudämmen. Die Digitalisierung muss auch ihren Anteil an politischem Aktivismus ausbauen, um Petitionen, Social Media Kommunikation und Aufklärung in Richtung Benachteiligungsabbau anzuregen.

Auch in der digitalen Unterhaltung und den digitalen Lifestyle-Inhalten kann der Diskriminierung entgegengetreten werden. In Sport-Videospielen kann man bereits gemischtgeschlechtliche Teams erstellen und Vertreterinnen und Vertreter aller Ethnien und Länder zu seinem Avatar als virtuelle Athletinnen und Athleten wählen. Gerade eSports werden immer beliebter und ökonomisch sowie medial relevanter. Sie sollten sich dahingehend engagieren, mehr Diversity aufzunehmen und marginalisierte Spielerinnen und Spieler zu begünstigen.

Sportorganisation

Neben mehr Diversity in der Sportorganisation auf allen Ebenen, könnte man auch alternative Wettbewerbsmodi ausprobieren. So könnte man die Geschlechtertrennung in manchen Sportarten aufheben und Mixed Teams beziehungsweise Männer und Frauen alle gemeinsam antreten lassen. Es geht aber auch umgekehrt und man erhöht die Anzahl der Geschlechter- und Antrittskategorien innerhalb einer Sportart bei einem Wettbewerb. Es werden so beispielsweise neben Männer- und Frauenbewerben auch Bewerbe für intersexuelle Personen und behinderte Menschen bei den gleichen Sportveranstaltungen zur gleichen Zeit durchgeführt. Mit entsprechenden Wettkampfschlüsseln könnten die Ergebnisse vergleichbar gemacht werden (vgl. Wiederkehr, S., 2012, S. 41).

13. Literaturverzeichnis

- Abels, Heinz (2019): Einführung in die Soziologie. Band 1: Der Blick auf die Gesellschaft. 5. Auflage. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Achenbaum, Andrew (2015): A History of Ageism since 1969. In: *Generations*. Vol. 39 (3). S. 10-16.
- Adusei-Poku, Nana (2012): Intersektionalität: "E.T. nach Hause telefonieren"? Abrufbar unter: <http://www.bpb.de/apuz/130420/intersektionalitaet-e-t-nach-hause-telefonieren?p=all> (zuletzt eingesehen am 05.06.2019)
- Ajanović, Edma (2016): Rassismus als Wissens- und Machtkomplex. Eine Analyse von gegenwärtigen Artikulationsformen, Praktiken und Intersektionen von Rassismus in Österreich. Wien: Universität Wien – Institut für Politikwissenschaften.
- Aktaş, Gülşen (1993a): „Türkische Frauen sind wie Schatten“ Leben und Arbeiten im Frauenhaus. In: Hügel, Ika/Lange, Chris/Ayim, May/Bubeck, Ilona/Aktaş, Gülşen/Schultz, Dagmar (Hrsg.): *Entfernte Verbindungen. Rassismus. Antisemitismus. Klassenunterdrückung*. Berlin: Orlanda Frauenverlag. S. 49-60.
- Aktaş, Gülşen (1993b): Besse K. – von Abschiebung bedroht. In: Hügel, Ika/Lange, Chris/Ayim, May/Bubeck, Ilona/Aktaş, Gülşen/Schultz, Dagmar (Hrsg.): *Entfernte Verbindungen. Rassismus. Antisemitismus. Klassenunterdrückung*. Berlin: Orlanda Frauenverlag. S. 255-259.
- Alfermann, Dorothee (1996): *Geschlechterrollen und geschlechtstypisches Verhalten*. Stuttgart: Kohlhammer Verlag.
- Anderson, Sheldon (2017): *The forgotten legacy of Stella Walsh: The greatest female athlete of her time*. Lanham/London: Rowman & Littlefield.
- Ang, Ien/HERMES, Joke (1994): Gender and/in Media Consumption. In: Angerer, Marie-Luise/Dorer, Johanna (Hrsg.): *Medien und Gender. Theoretische Ansätze, empirische Befunde und Praxis der Massenkommunikation*. Wien: Braumüller. S. 114–133.
- Angerer, Marie-Luise (1994): Vom Unbehagen der Geschlechter in der Kultur. Über Differenz, Andersheit und Identität. Feministische Perspektiven. In: Luger, Kurt/ Renger, Rudi (Hrsg.): *Dialog der Kulturen. Die multikulturelle Gesellschaft und die Medien*. Wien: Österreichischer Kunst- und Kulturverlag. S. 110-128.
- Angerer, Marie-Luise/Dorer, Johanna (1994): Auf dem Weg zu einer feministischen Kommunikations- und Medientheorie. In: Angerer, Marie-Luise/Dorer, Johanna (Hrsg.): *Gender und Medien. Studienbücher zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft Band 9*. Wien: Braumüller. S. 8-23.
- Anthias, Floya (2011): Intersections and Translocations: new paradigms for thinking about cultural diversity and social identities. In: *European Educational Research Journal*. Vol. 10 (2). S. 204-217.
- Antunovic, Dunja (2019) "We wouldn't say it to their faces": online harassment, women sports journalists, and feminism. In: *Feminist Media Studies*. Vol. 19 (3). S. 428-442.

- Aulenbacher, Brigitte (2010): Intersektionalität – Die Wiederentdeckung komplexer sozialer Ungleichheiten und neue Wege in der Geschlechterforschung. In: Aulenbacher, Brigitte/Meuser, Michael, Riegraf Birgit (Hrsg.): Soziologische Geschlechterforschung. Eine Einführung. 2010. VS Verlag für Sozialwissenschaften. S.211-226.
- Ayaß, Ruth (2008): Kommunikation und Geschlecht. Eine Einführung. Stuttgart: Kohlhammer Verlag.
- Barnes, Colin/Oliver, Mike/Barton, Len (2002): Introduction. In: Barnes, Colin/Oliver, Mike/Barton, Len (Hrsg.): Disability Studies Today. Cambridge: Polity Press. S. 1-17.
- Bachmann, Andrea (1998): „Wie eine Katze schmiegt sie sich an, an die Hochsprunglatte“. Geschlechterdifferenz in der Sportberichterstattung. Eine inhaltsanalytisch-semiotische Untersuchung zum Frauen- und Männersport am Beispiel der Olympischen Spiele 1996 in Atlanta und der Schi-WM 1996 in der Sierra Nevada. Salzburg: Dissertation Universität Salzburg.
- Bale, John (2001): „Nyandika Maiyoro and Kipchoge Keino: Transgression, colonial rhetoric and the postcolonial athlete.“ In: Andrews, David/Jackson, Steven (Hrsg.): Sport Stars: The cultural politics of sporting celebrity. London: Routledge. S. 218-230.
- Barnes, Colin (2010): A Brief History of Discrimination and Disabled People. In: Davis, Lennard (Hrsg.): The Disability Studies Reader. 3. Auflage. London/New York: Routledge. S.20-32.
- Becker, Lee/Creedon, Pamela (1989): Coming to grips with sports viewing on television: Conceptual and methodological work on motivations for watching sports. Chicago: Midwest Association for Public Opinion Research.
- Becker, Lee/Creedon, Pamela (1990): Motivations for watching sports: Modeling and spectating as goals. Bled: International Association for Mass Communications Research.
- Becker, Monika (1995): Sexuelle Gewalt gegen Mädchen mit geistiger Behinderung. Daten und Hintergründe. Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter - Ed. Schindele.
- Becker-Schmidt, Regina (2007): „Class“, „gender“, „ethnicity“, „race“: Logiken der Differenzsetzung, Verschränkungen von Ungleichheitslagen und gesellschaftliche Strukturierung. In: Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli/Sauer, Birgit (Hrsg.): Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Frankfurt am Main/New York: Campus Verlag.
- Beer, Ursula (1984): Theorien geschlechtlicher Arbeitsteilung. Frankfurt am Main/New York: Campus Verlag.
- Behn, Sabine (2007): Evaluation des Fan- und Besucherbetreuungsprogramms zur FIFA WM 2006 in Deutschland: Abschlussbericht für den Deutschen Fußball-Bund und die Daniel Nivel Stiftung. Hannover: Universität Hannover – Institut für Sportwissenschaft.
- Bette, Karl-Heinrich (2010): Sportsoziologie. Bielefeld: Transcript.
- Billings, Andrew C./Moscowitz, Leigh M./Rae, Coral/Brown-Devlin, Natalie (2015): The art of coming out: Traditional and social media frames surrounding the NBA's Jason Collins. In: Journalism & Mass Communication Quarterly. Vol. 92 (1). S. 142-160.
- Birrell, Susan/McDonald, M (2012): "Break Points: Narrative Interruption in the Life of Billie Jean King." In: Journal of Sport & Social Issues. Vol. 36 (4). S. 343-360.
- Böck, Margit (1998): Leseförderung als Kommunikationspolitik. Zum Mediennutzungs- und Leseverhalten sowie zur Situation der Bibliotheken in Österreich. Wien: Österreichischer Kunst- und Kulturverlag.

- Boll, Silke/Degener, Theresia/Ewinkel, Carola/Hermes, Gisela/Kroll, Bärbel/Lübbbers, Sigrid/Schnartendorf, Susanne (1985): *Geschlecht: Behindert. Besonderes Merkmal: Frau. Ein Buch von behinderten Frauen*. München: AG SPAK.
- Bonfadelli, Heinz/Marr, Mirko (2008): Kognitive Medienwirkungen. In: Batinic, Bernard/Appel, Markus (Hrsg.): *Medienpsychologie*. Heidelberg: Springer Verlag. S. 127-147.
- Bonfadelli, Heinz/Friemel, Thomas (2017): *Medienwirkungsforschung*. 6. Auflage. München/Konstanz: UVK/UTB.
- Bouda, Michael (2018): *Barrierefreie Notfallkonzepte in Österreich. Rette sich, wer kann? Von der Opferrolle zum Brandopfer*. Wien: Universität Wien – Institut für Politikwissenschaften.
- Bromley, Roger (1999): Cultural Studies gestern und heute. In: Bromley, Roger/Göttlich, Udo/Winter, Carsten (Hrsg.): *Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung*. Lüneburg: Dietrich Zu Klampen Verlag. S. 9-24.
- Bronner, Kerstin/Paulus, Stefan (2017): *Intersektionalität: Geschichte, Theorie und Praxis. Eine Einführung für das Studium der Sozialen Arbeit und der Erziehungswissenschaft*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Brons, Lajos (2015): Othering, an Analysis. In: *Transcience*. 6, Nr. 1, 2015, S. 69-90. Abrufbar unter: http://www2.hu-berlin.de/transcience/Vol6_No1_2015_69_90.pdf (zuletzt eingesehen am 11.05.2019)
- Bublitz, Hannelore (2003a): *Diskurs*. Bielefeld: transcript.
- Bublitz, Hannelore (2003b): Foucaults „Ökonomie der Machtverhältnisse“ und Luhmanns „Politik der Gesellschaft“. Zum Begriff von Politik und Macht in den Theorien von Michel Foucault und Niklas Luhmann. In: Hellmann, Kai-Uwe/Fischer, Karsten/Bluhm, Harald (Hrsg.): *Das System der Politik. Niklas Luhmanns politische Theorie*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag. S. 314-325.
- Bublitz, Hannelore (2003c): Foucaults Genealogie der Moral und die Macht. In: Junge, Matthias (Hrsg.): *Macht und Moral. Beiträge zur Dekonstruktion von Moral*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag. S. 101-118.
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Butler, Robert N. (1980): Ageism: a foreword. In: *Journal of Social Issues*, 36, 8-11.
- Castro Varela, María do Mar (2003): Zur Skandalisierung und Re-Politisierung eines bekannten Themas: Migrantinnen auf dem Arbeitsmarkt. In: Castro Varela, María do Mar/Clayton, Dimitria (Hrsg.): *Migration, Gender, Arbeitsmarkt*. Königstein/Taunus: Urike Helmer Verlag. S. 8-29.
- Castro Varela, María do Mar/Nikita Dhawan (2010): Mission Impossible: Postkoloniale Theorie im deutschsprachigen Raum. In: Reuter, Julia/Villa, Paula-Irena (Hrsg.): *Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Interventionen*. Bielefeld: transcript. S. 303-329.
- Castro Varela, María do Mar/Nikita Dhawan (2015): Postkoloniale Theorie kritisch betrachtet. In: Castro Varela, María do Mar/Nikita Dhawan (Hrsg.): *Postkoloniale Theorie: Eine Kritische Einführung*. 2. Auflage. Bielefeld: transcript. S. 285-338.

- Cetin, Zülfukar (2015): Der Schwulenkiez. Homonationalismus und Dominanzgesellschaft. In: Köbsell, Swantje/Prasad, Nivedita/Attia, Imma (Hrsg.): Dominanzkultur reloaded. Neue Texte zu gesellschaftlichen Machtverhältnissen und ihren Wechselwirkungen. Bielefeld: transcript. S. 35-45.
- Chebout, Lucy N. (2011): Wo ist Intersectionality in bundesdeutschen Intersektionalitätsdiskursen? – Exzerpte aus dem Reisetagebuch einer Travelling Theory. In: Smykalla, Sandra/Vinz, Dagmar (Hrsg.): Intersektionalität zwischen Gender und Diversity. Theorien, Methoden und Politiken der Chancengleichheit. Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 46-60.
- Claringbould, Inge/Knoppers, Annelies/Elling, Agnes (2004): Exclusionary practices in sport journalism. In: Sex Roles. Vol. 51 (11-12). S. 709-718.
- Coakly, Jay J. (1998): Sport in Society. Issues & Controversies. 6. Auflage. Boston: McGraw-Hill.
- Cole, Barbara Ann (2009): Gender, narratives and intersectionality: Can personal experience approaches to research contribute to „Undoing Gender“? In: International Review of Education. Vol. 55 (5-6). S. 561-578.
- Combahee River Collective (1982): A Black Feminist Statement. In: Hull, Gloria T.; Scott, Patricia Bell; Smith, Barbara (Hrsg.): All the Women are White, All the Blacks are Men, But Some of Us are Brave. Black Women's Studies. New York: Feminist Press, S. 13-22.
- Connell, Robert Raewyn (1987): Gender and power: society, the person and sexual politics. Stanford: Stanford University Press.
- Connell, Robert Raewyn (1995): Masculinities. 2. Auflage. Cambridge: Polity Press.
- Connell, Robert Raewyn (1999): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeit. Opladen: Leske und Budrich.
- Cooky, Cheryl/Wachs, Faye L./Messner, Michael/Dworkin, Shari L. (2010): It's not about the game: Don Imus, race, class, gender and sexuality in contemporary media. In: Sociology of Sport Journal. Vol. 27 (2). S. 139-159.
- Cooky, Cheryl/Dycus, Ranissa/Dworkin, Shari L. (2013): "What makes a woman a woman?" versus "Our first lady in sport". A comparative analysis of the United States and the South African media coverage of Caster Semenya. In: Journal of Sport and Social Issues. Vol. 37 (1). S. 31-56.
- Creedon, Pamela (1994): Women, Media and Sport: Creating and Reflecting Gender Values. In: Creedon, Pamela (Hrsg.): Women, Media and Sport: Challenging Gender Values. Thousand Oaks/London: Sage. S. 3-27.
- Crenshaw, Kimberlé W. (1989): Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine. In: The University of Chicago Legal Forum 139, Vol. 5. S. 139-167.
- Crenshaw, Kimberlé W. (2013): Die Intersektion von ‚Rasse‘ und Geschlecht demarginalisieren: Eine Schwarze feministische Kritik am Antidiskriminierungsrecht, der feministischen Theorie und der antirassistischen Politik. In: Lutz, Helma/Vivar Herrera, Maria Teresa/Supik, Linda (Hrsg.): Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 33-54.

- Cyba, Eva (2008): Patriarchat: Wandel und Aktualität. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 17-22.
- Davis, Kathy (2008): Intersectionality as buzzword: A sociology of science perspective on what makes a feminist theory successful. In: Feminist Theory 9, S. 67-86.
- Davis, Lennard (2010): Constructing Normalcy. In: Davis, Lennard (Hrsg.): The Disability Studies Reader. 3. Auflage. London/New York: Routledge. S.3-19.
- De Beauvoir, Simone (2000): Das andere Geschlecht: Sitte und Sexus der Frau. 15. Auflage. Berlin: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Deeb, Alexander & Love, Adam (2018): Media representations of multiracial athletes. In: Journal of Sport & Social Issues. Vol. 42 (2). S. 95-114.
- Degele, Nina (2005): Heteronormativität entselbstverständlichen. Zum verunsichernden Potenzial von Queer Studies. In: Freiburger FrauenStudien - Queering Gender - Queering Society, Ausgabe 17. S. 15-39.
- Degele, Nina (2008): Gender/Queer Studies: Eine Einführung. Paderborn: Wilhelm Fink/UTB.
- Degele, Nina/Winker, Gabriele (2009): Intersektionalität: Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. Bielefeld: transcript.
- Degele, Nina/Bethmann, Stephanie/Heckemeyer, Karolin (2011): Warum wir Geschlecht berücksichtigen, um Gesellschaft zu verstehen. Ein Plädoyer für eine heteronormativitätskritische Analyseperspektive. Abrufbar unter: <https://www.soziologie.uni-freiburg.de/personen/degele/degelebethmannheckemeyer11heteronormativitat.pdf> (zuletzt eingesehen am 09.05.2019)
- Degele, Nina/Janz, Caroline (2011): Hetero, weiß und männlich? Fußball ist viel mehr!. Eine Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung zu Homophobie, Rassismus und Sexismus im Fußball. Berlin: Friedrich-Ebert-Stiftung, Forum Politik und Gesellschaft. Abrufbar unter: <http://library.fes.de/pdf-files/do/08165.pdf> (zuletzt eingesehen am 10.08.2019)
- Dietze, Gabriele/Haschemi-Yekani, Elahe/Michaelis, Beatrice (2012): Intersektionalität und Queer Theory. Abrufbar unter: http://portal-intersektionalitaet.de/uploads/media/Dietze_HaschemiYekani_Michaelis_01.pdf (zuletzt eingesehen am 29.07.2019)
- Diketmüller, Rosa (2009): Macht- und Genderdiskurse in Bewegungskulturen. In: Marschik, Matthias/Müllner, Rudolf/Penz, Otto (Hrsg.): Sport Studies. Stuttgart/Wien: UTB und Facultas. S. 85-98.
- Donner, Stefanie (2006): Buben lernen Fußball spielen – Mädchen auch? Eine quantitative Untersuchung an österreichischen Schulen. Wien: Universität Wien – Institut für Sportwissenschaften.
- Dorer, Johanna (2002): Berufliche Situation österreichischer Journalistinnen. Eine Bestandsaufnahme empirischer Befunde. In: Dorer, Johanna/Geiger, Brigitte (Hrsg.): Feministische Kommunikations- und Medienwissenschaft. Ansätze, Befunde und Perspektiven der aktuellen Entwicklung. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag. S.138-169.

- Dorer, Johanna/Geiger, Brigitte (2002): Feminismus – Kommunikationswissenschaft – feministische Kommunikationswissenschaft. In: Dorer, Johanna/Geiger, Brigitte (Hrsg.): Feministische Kommunikations- und Medienwissenschaft. Ansätze, Befunde und Perspektiven der aktuellen Entwicklung. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag. S. 9-20.
- Dorer, Johanna (2006): Sportjournalismus und die Konstruktion von Geschlecht. In: Marschik, Matthias/Spitaler, Georg (Hrsg.): Helden Und Idole: Sportstars in Österreich. Innsbruck/Wien/Bozen: Studienverlag. S. 88-100.
- Dorer, Johanna (2007): Mediensport und Geschlecht. Medienimpulse. Vol. 62. S. 25-31. Abrufbar unter: <http://www.mediamanual.at/mediamanual/mm2/themen/identitaet/62Dorer-Medien-sport-und-Geschlecht.pdf> (zuletzt eingesehen am 11.08.2019)
- Dorer, Johanna/Klaus, Elisabeth (2008): Feministische Theorie in der Kommunikations- und Medienwissenschaft. In: Winter, Carsten/Hepp, Andreas/Krotz, Friedrich (Hrsg.): Theorien der Kommunikation- und Medienwissenschaft. Grundlegende Diskussionen, Forschungsfelder und Theorieentwicklungen. Wiesbaden: VS Verlag. S. 91-112.
- Dorer, Johanna/Marschik, Matthias (2014): Dichotomie der Moderne. Zur Diskursivierung intergeschlechtlicher Körper im System des medialisierten Sports. In: Hochreiter, Susanne/Baier, Angelika (Hrsg.): Inter*geschlechtliche Körperlichkeiten. Diskurs/Begegnungen im Erzählkontext. Wien: zaglossus. S. 331-361.
- Dorer, Johanna (2017): Geschlechterverhältnisse in Medienorganisationen. Wie weiter? In: Kirchhoff, Kirchhoff/Prandner, Dimitri/Renger, Rudi/Götzenbrucker, Gerit/Aichinger, Ilse (Hrsg.): Was bleibt vom Wandel? Baden-Baden: Nomos. S. 159-178.
- Dorer, Johanna/Gouma, Assimina/Marschik, Matthias/Rozgonyi, Krisztina (2020): Intersectionality in sport journalism. In: Ross, Karen (Hrsg.): International encyclopedia of gender, media and communication. (in press) Malden: Wiley.
- Dorer, Johanna/Marschik, Matthias (2020): Intersectionality in sports reporting. In: Ross, Karen (Hrsg.): International encyclopedia of gender, media and communication. (in press) Malden: Wiley.
- Drake, Robert (2011): Jesse who? Race, the southern press, and the 1936 Olympic Games. In: American Journalism. Vol. 28 (4). S. 81-110.
- Drücke, Ricarda/Zobl, Elke Zobl (2016): Online feminist protest against sexism: the German-language hashtag #aufschrei. In: Feminist Media Studies. Vol. 16 (1). S. 35-54.
- Duncan, Margaret Carlisle/Messner, Michael/Williams, L./Jensen, Kerry (1990): Gender stereotyping in televised sports. Los Angeles: Amateur Athletic Foundation. Abrufbar unter <https://la84.org/gender-stereotyping-in-televised-sports-a-follow-up-to-the-1989-study/> (zuletzt eingesehen am 17.08.2019)
- Durkheim, Emile (1984): Die Regeln der soziologischen Methode. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Eckes, Thomas (2002): Paternalistic and Envious Gender Stereotypes: Testing Predictions from the Stereotype Content Model. In: Sex Roles, Vol. 47. S. 99-114.
- Eckes, Thomas (2008): Geschlechterstereotype: Von Rollen, Identitäten und Vorurteilen. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 171-182.

- Eggers, Maureen (2004): Schwarze Identität, Transkulturalität und die Aufgabe politischer Bildungsarbeit. Abrufbar unter: <http://www.bpb.de/gesellschaft/migration/afrikanische-diaspora/59476/Transkulturalitaet> (zuletzt eingesehen am 22.04.2019)
- Eggers, Maureen/Kilomba, Grada/Piesche, Peggy/Arndt, Susan (2005): Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland. Münster: UNRAST-Verlag.
- Elias, Norbert (1982): Über die Einsamkeit der Sterbenden. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Erel, Umut/Haritaworn, Jinthana/Gutiérrez Rodriguez, Encarnación/Klesse, Christian (2007): Intersektionalität oder Simultaneität?! – Zur Verschränkung und Gleichzeitigkeit mehrfacher Machtverhältnisse – eine Einführung. In: Hartmann, Jutta/Klesse, Christian/Wagenknecht, Peter/Fritzsche, Bettina/Hackmann, Kristina (Hrsg.): Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 239-250.
- eurostat (2016): Foreign-born population by country of birth. Aufrufbar unter: [http://ec.europa.eu/eurostat/statistics-explained/index.php?title=File:Foreign-born_population_by_country_of_birth_1_January_2016_\(%C2%B9\).png&oldid=331049](http://ec.europa.eu/eurostat/statistics-explained/index.php?title=File:Foreign-born_population_by_country_of_birth_1_January_2016_(%C2%B9).png&oldid=331049) (zuletzt eingesehen am 08.05.2019)
- Everbach, Tracy (2018). I realized it was about them ... not me: Women sport journalists and harassment. In: Vickery, Jacqueline Ryan/Everbach, Tracy (Hrsg.): Mediating Misogyny: Gender, technology and harassment. Cham: Palgrave Macmillan. S. 131-159.
- Felder, Franziska (2010): Inklusion und Gerechtigkeit. Das Recht behinderter Menschen auf Teilhabe. Frankfurt am Main/New York: Campus Verlag.
- FeMigra – Feministische Migrantinnen (1994): „Wir, die Seiltänzerinnen. Politische Strategien von Migrantinnen gegen Ethnisierung und Assimilation“. In: Eichhorn, Cornelia/Grimm, Sabine (Hrsg.): Gender Killer. Texte zu Feminismus und Kritik. Berlin/Amsterdam: Edition ID-Archiv. S. 49-63.
- Fietze, Katharina (1998): Frauen – Sport – Kulturgeschichte im System der Zweigeschlechtlichkeit. In: Franke, Pia/Schanz, Barbara (Hrsg.): FrauenSportKultur. Beiträge zum 1. Frauen-Sport-und-Kulturfestival des adh. Butzbach-Griedel: Afra Verlag. S. 33-42.
- Foucault, Michel (1976): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Foucault, Michel (1977): Sexualität und Wahrheit. Erster Band. Der Wille zum Wissen. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Foucault, Michel (1999): Wie wird Macht ausgeübt? In: Engelmann, Jan (Hrsg.): Michel Foucault: Botschaften der Macht. Der Foucault-Reader. Diskurs und Medien. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt. S. 187-201.
- Franks, Suzanne/O'Neill, Deirdre (2016): Women reporting sport: Still a man's game? In: Journalism. Vol. 14 (4). S. 474-492.
- Fritzsche, Bettina (2010): Sozialisation und Geschlecht in der Medienkultur, In: Hoffmann, Dagmar/Mikos, Lothar (Hrsg.): Mediensozialisationstheorien, Modelle und Ansätze in der Diskussion, 2. überarbeitete und erweiterte Auflage, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Fuss, Diane (2001): Theorizing Hetero- and Homosexuality. In: Seidman, Steven/Alexander, Jeffrey C. (Hrsg.): The new Social Theory Reader. Contemporary Debates. London/New York: Routledge. S. 346-352.
- Gardiner, Greg (2003): Running for country: Australian print media representation of indigenous athletes in the 27th Olympiad. In: Journal of Sport and Social Issues. Vol. 27 (3). S. 233–260.
- Garfinkel, Harold (1967): Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs: Prentice-Hall Inc.
- Gelbin, Cathy (1999): Die jüdische Thematik im (multi)kulturellen Diskurs der Bundesrepublik. In: Gelbin, Cathy/Konuk, Kader/Piesche, Peggy (Hrsg.): AufBrüche. Kulturelle Produktionen von Migrantinnen, Schwarzen und jüdischen Frauen in Deutschland. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag. S.87-112.
- Genovese, Jason (2015): Sport television reporters and the negotiation of fragmented professional identities. In: Communication, Culture & Critiques. Vol. 8. S. 55-72.
- Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hrsg.): Traditionen Brüche: Entwicklungen feministischer Theorie. Freiburg/Br.: Kore. S. 201-254.
- Gildemeister, Regine (2008): Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung, In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 137-145.
- Goffman, Erving (1977): The Arrangement between the Sexes. In: Theory and Society. Vol. 4 (3). S. 301-331.
- Goffman, Erving (2001): Interaktion und Geschlecht. Frankfurt am Main/New York: Campus Verlag.
- Gomolla, Mechthild (2011): Interventionen gegen Rassismus und institutionelle Diskriminierung als Aufgabe pädagogischer Organisation. In: Scharathow, Wiebke/Leiprecht, Rudolf (Hrsg.): Rassismuskritik. Band 2: Rassismuskritische Bildungsarbeit, Schwalbach: Wochenschau Verlag. S. 41-60.
- Götsch, Monika (2014): Sozialisation heteronormativen Wissens. Wie Jugendliche Sexualität und Geschlecht erzählen.Opladen: Budrich UniPress.
- Griffin, Pat (2014): Overcoming sexism and homophobia in women's sports. Two steps forward and one step back. In: Hargreaves, Jennifer/Anderson, Anderson (Hrsg.): Routledge Handbook of Sport, Gender and Sexuality. London/New York: Routledge. S. 265-279.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (1996): Frau ist nicht gleich Frau, nicht gleich Frau... Über die Notwendigkeit einer kritischen Dekonstruktion in den feministischen Forschung. In: Fischer, Ute Luise/Marita Kampshoff/Keil, Susanne/ Schmitt, Mathilde (Hrsg.): Kategorie: Geschlecht? Empirische Analysen und feministische Theorien. Opladen: Leske + Budrich. S. 163-190.
- Guttmann, Allen (2004): From ritual to record: The nature of modern sports. 2. Auflage. New York: Columbia University Press.
- Hagemann-White, Carol (1984a): Sozialisation: Weiblich – männlich? In: Alltag und Biografie von Mädchen. Bd 1. Opladen: Leske und Budrich Verlag.

- Hagemann-White, Carol (1984b): Thesen zur kulturellen Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit. In: Schaeffer-Hegel, Barbara/Wartmann, Brigitte (Hrsg.): Mythos Frau. Projektionen und Inszenierungen im Patriarchat. Berlin: publica. S. 137-139.
- Hagemann-White, Carol (2011): Intersektionalität als theoretische Herausforderung für die Geschlechterforschung. In: Smykalla, Sandra/Vinz, Dagmar (Hrsg.): Intersektionalität zwischen Gender und Diversity. Theorien, Methoden und Politiken der Chancengleichheit. Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 20-33.
- Hall, Stuart (1982): The rediscovery of „ideology“: return of the repressed in media studies. In: Gurevitch, Michael/Bennett, Tony/Curran, James/Woollacott, Janet (Hrsg.): Culture, society and the media. London/New York: Methuen & Co. S. 56-90.
- Hall, Stuart (1999a): „Encoding/Decoding“. In: Bromley, Roger/Göttlich, Udo/ Winter, Carsten (Hrsg.): Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung. Lüneburg: Dietrich Zu Klampen Verlag. S. 92-110. Ursprünglich veröffentlicht in: Hall, Stuart/Hobson, D. et. al. (Hrsg.): Culture, Media, Language. Working Papers in Cultural Studies. London, 1972-1979. S. 128-138.
- Hall, Stuart (1999b): Cultural Studies. Zwei Paradigmen. In: Bromley, Roger/Göttlich, Udo/ Winter, Carsten (Hrsg.): Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung. Lüneburg: Dietrich Zu Klampen Verlag. S. 113-138.
- Hall, Stuart (2000): Was ist „schwarz“, an der populären schwarzen Kultur? In: Räthzel, Nora (Hrsg.): Cultural Studies. Ein politisches Theorieprojekt. Ausgewählte Schriften 3. Hamburg: Argument Verlag. S. 98-112.
- Hall, Stuart (2004): Ideologie, Identität, Repräsentation. Ausgewählte Schriften 4. Hamburg: Argument Verlag.
- Haraway, Donna (1988): Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. In: Feminist Studies, Vol. 14, (3). S. 575-599.
- Hardmeier, Sibylle/Vinz, Dagmar (2007): Diversity und Intersectionality Eine kritische Würdigung der Ansätze für die Politikwissenschaft. In: Femina politica 1/2017 – Von Gender zu Diversity Politics? Politikwissenschaftliche Perspektiven. S. 23-32. Abrufbar unter: <https://budrich-journals.de/index.php/feminapolitica/article/download/1729/1362> (zuletzt eingesehen am 27.07.2019)
- Hardin, Marie (2005): Stopped at the gate: Women's sports, "reader interest," and decision making by editors. In: Journalism & Mass Communication Quarterly. Vol. 82. S. 62-77.
- Hardin, Marie/Shain, Stacie (2005): Female sport journalists: Are we there yet? No. In: Newspaper Research Journal. Vol. 26 (4). S. 22-35.
- Hardin, Marie/Whiteside, Erin (2006). Fewer women, minorities work in sports department. In: Newspaper Research Journal. 24(2). S. 38-51.
- Hardin, Marie/Simpson, Scott/Whiteside, Erin/Garris, Kim (2007): The gender war in U.S. sport: Winners and losers in news coverage of Title IX. In: Mass Communication and Society. Vol. 10. S. 211-233.
- Hardin, Marie/Kuehn, Kathleen M./Jones, Hillary/Genovese, Jason/Balaji, Murali (2009): "Have you got game?" Hegemonic masculinity and neo-homophobia in U.S. newspaper sports columns. In: Communication, Culture and Critique. Vol. 2 (1). S. 182-200.

- Hargreaves, Jennifer/Anderson, Eric (2014): Routledge handbook of sport, gender and sexuality. London: Routledge.
- Hartmann-Tews, Ilse/Rulofs, Bettina (1998): Entwicklung und Perspektiven der Frauen- und Geschlechterforschung im Sport. IN: Spectrum der Sportwissenschaften. Jahrgang 10. Nr. 2. Wien: Wissenschaftliche Gesellschaft für Leibeserziehung und Sport (WGLS). S. 71-85.
- Hartmann-Tews, Ilse/Rulofs, Bettina (2002): Ungleiche (Re-)Präsentation von Sportlerinnen und Sportlern in den Medien? Internationaler Forschungsstand und aktuelle Befunde. In: Pfister, Gertrud/Deutsche Vereinigung für Sportwissenschaft Kommission Frauenforschung in Der Sportwissenschaft (Hrsg.): Frauen Im Hochleistungssport: 8. Tagung Der Dvs-Kommission "Frauenforschung in Der Sportwissenschaft" Vom 13. - 15. Oktober 2000 in Berlin. Hamburg: Czwalina.
- Hartmann-Tews, Ilse/Rulofs, Bettina (2003): Sport in den Medien – ein Feld semiotischer Markierung von Geschlecht? In: Hartmann-Tews, Ilse/Gieß-Stüber-Petra/Klein, Marie-Luise/Kleindienst-Cachay, Christa/Petry, Karen (Hrsg.): Soziale Konstruktion von Geschlecht im Sport. Opladen: Leske + Budrich. S. 29-68.
- Hartmann-Tews, Ilse (2006): Soziale Konstruktion von Geschlecht im Sport und in den Sportwissenschaften. In: Hartmann-Tews, Ilse/Rulofs, Bettina (Hrsg.): Handbuch Sport und Geschlecht. Schorndorf: Hofmann Verlag. S. 40-53.
- Haschemi-Yekani, Elahe/Michaelis, Beatrice/Dietze, Gabriele (2011): „Try again. Fail again Fail better.“ Queer Interdependencies as Corrective Methodologies. In: Taylor, Yvette/Hines, Sally/Casey, Mark (Hrsg.): Theorizing intersectionality and sexuality. Houndmills: Palgrave Macmillan. S. 78-95.
- Haubenberger, Roswitha (2005): Lesbische Frauen im Fußball. Eine empirisch-qualitative Analyse über die Bedeutung von Fußball für die Entwicklung lesbischer Frauen. Wien: Universität Wien - Zentrum für Sportwissenschaften.
- Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, In: Conze, Werner (Hrsg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart: Ernst Klett Verlag. S. 363-393.
- Hassany, Azada/Diehr, Susanne (2016): Let's hear it for fringe sports. Abrufbar unter: www.boell.de/en/2016/10/26/lets-hear-it-fringe-sports (zuletzt eingesehen am 19.06.2019)
- Heissenberger, Stefam (2016): Schwuler* Fußball. Eine Ethnografie. Wien: Dissertation Universität Wien – Institut für Kultur und Sozialanthropologie.
- Hepp, Andreas/Winter, Rainer (2008): Cultural Studies in der Gegenwart. In: Hepp, Andreas/Winter, Rainer (Hrsg.): Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse. 4. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 9-22.
- Hepp, Andreas (2010): Cultural Studies und Medienanalyse. Eine Einführung. 3. Auflage. Wiesbaden: SV Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hertling, Thomas (2011): Homosexuelle Männlichkeit zwischen Diskriminierung und Emanzipation: Eine Studie zum Leben homosexueller Männer heute und Begründung ihrer wahrzunehmenden Vielfalt. Berlin/Münster: Lit, Verlag.
- Hildebrandt, Alexandra (2014): CSR und Sportmanagement. Jenseits von Sieg und Niederlage: Sport als gesellschaftliche Aufgabe verstehen und umsetzen. Heidelberg: Springer-Gabler Verlag.

- Hilscher, Petra/Norden, Gilbert/Russo, Manfred/Weiß, Ottmar (2007): Entwicklungstendenzen im Sport. Wien/Berlin: LIT Verlag.
- Hof, Renate (1995): Entwicklung der Gender Studies. In: Bußmann, Hadumod/Hof, Renate (Hrsg.): Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag. S. 3-33.
- Holland-Cunz, Barbara (2018): Was ihr zusteht. Kurze Geschichte des Feminismus. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. (Anti-)Feminismus. 17/20018. Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung. Abrufbar unter: <http://www.bpb.de/apuz/267936/was-ihr-zusteht-kurze-geschichte-des-feminismus> (zuletzt eingesehen am 31.05.2019)
- Holzkamp, Christine (1994): Wie – nicht nur die anderen Rassismus, Dominanzkultur, Geschlechterverhältnis. In: Tillner, Christiane (Hrsg.): Rechtsextremismus. Rassismus. Gewalt. Feministische Beiträge. Münster: agenda Verlag. S. 37-47.
- hooks, bell (1981): Ain't I a Woman. Black Woman and Feminism. London: Pluto Press.
- hooks, bell (2015): Feminist Theory from Margin to Center. 3. Auflage. London: Pluto Press.
- Höpflinger, Françoise (2009): Sozialbeziehungen im höheren Lebensalter. Abrufbar unter: <http://www.hoepflinger.com/fhtop/Soziale-Kontakte.pdf> (zuletzt eingesehen am 08.05.2019)
- Hopfner, Johanna/Leonhard, Hans-Walter (1996): Geschlechterdebatte. Eine Kritik. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Horak, Roman (2006): Männerort Stadion – zur Gender-Dimension in empirischen Untersuchungen des Zuschauersports Fußball. In: Kreisky, Eva/Spitaler, Georg (Hrsg.): Arena der Männlichkeit: Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht. Frankfurt: Campus Verlag. S. 113-122.
- Horky, Thomas/Nieland, Jörg-Uwe (2011): International sport press survey 2011. Aufrufbar unter: http://www.playthegame.org/fileadmin/image/PTG2011/Presentation/PTG_Nieland-Horky_ISPS_2011_3.10.2011_final.pdf (zuletzt eingesehen am 31.07.2019)
- Hörner, Bernadette (2015): „Frauen wollen keine Aufschlagmonster sein“ – Eine konstruktivistische Analyse der Darstellung von Sportlerinnen und Sportlern im Sportmagazin. Wien: Universität Wien – Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft.
- Hradil, Stefan (2016): Soziale Ungleichheit, soziale Schichtung und Mobilität. In: Korte, Hermann/Schäfers, Bernhard (Hrsg.): Einführung in Hauptbegriffe der Soziologie. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 247-276.
- Hummel, Roman/Kirchhoff, Susanne/Prandner, Dimitri (2013): Medienkarrieren im Umbruch. Projektbericht. Abteilung für Journalistik – Fachbereich Kommunikationswissenschaft – Universität Salzburg. Abrufbar unter: http://www.uni-salzburg.at/fileadmin/multimedia/Kommunikationswissenschaft/documents/Aktuelles/PR/MedienkarrierenUmbruch_2013.pdf (zuletzt eingesehen am 01.08.2019)
- Hund, Wulf D. (2014): Negative Vergesellschaftung. Dimensionen der Rassismusanalyse. 2. Auflage. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Inhetveen, Katharina (2008): Macht. In: Baur, Nina/Korte, Hermann/Löw, Martina/Schroer, Markus (Hrsg.): Handbuch Soziologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 253-272.

- Jensen, Sune Qvotrup (2011): Othering, Identity formation and Agency. In: Qualitative Studies. 2, Vol. 2. S. 63-78. Abrufbar unter: <http://ojs.statsbiblioteket.dk/index.php/qual/article/viewFile/5510/4825> (zuletzt eingesehen am 11.05.2019)
- Jonas, Kai/Beelmann, Andreas (2009): Einleitung: Begriffe und Anwendungsperspektiven. In: Jonas, Kai/Beelmann, Andreas (Hrsg.): Diskriminierung und Toleranz. Psychologische Grundlagen und Anwendungsperspektiven. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 19-41.
- Jönsson, Kutte (2007): Who's afraid of Stella Walsh? On gender, 'gene cheaters', and the promises of cyborg athletes. In: Sports, Ethics and Philosophy Vol. 1 (2). S. 239-262.
- Kang, Chong-Sook (1993): Von Selbstbestimmung keine Rede. Frauen im AusländerInnen- und Asylrecht. In: Hügel, Ika/Lange, Chris/Ayim, May/Bubeck, Ilona/Aktaş, Gülşen/Schultz, Dagmar (Hrsg.): Entfernte Verbindungen. Rassismus. Antisemitismus. Klassenunterdrückung. Berlin: Orlanda Frauenverlag. S. 238-254.
- Kanter, Rosabeth Moss (1977): Men and women of the corporation. New York: Basic Books.
- Kemper, Andreas/Weinbach, Heike (2016): Klassismus. Eine Einführung. Münster: Unrast Verlag.
- Kian, Edward M./Anderson, Eric/Vincent, John/Murray, Ray (2015): Sport journalists' view on gay men in sport, society and within sport media. In: International Review for Sport Sociology of Sport. Vol. 50 (8). S. 895-911.
- Kian, Edward M./Hardin, Marie (2009): Framing of sport coverage based on the sex of sports writers: Female journalists counter the traditional gendering of media coverage. In: International Journal of Sport Communication. Vol. 2. S. 185-204.
- Klapeer, Christine (2014): Intersektionalität statt ein verlegenes et cetera. Methodologische Impulse zum Umgang mit der Verwobenheit von ungleichheitsgenerierenden Kategorien. In: Dannecker, Petra/Englert, Birgit (Hrsg.): Qualitative Methoden in der Entwicklungsforschung. Wien: Mandelbaum Verlag. S. 55-74.
- Klapeer, Christine (2015): Vielfalt ist nicht genug! Heteronormativität als herrschafts- und machtkritisches Konzept zur Intervention in gesellschaftliche Ungleichheiten. In: Schmidt, Friederike/Schondelmayer, Anne-Christin/Schröder, Ute B. (Hrsg.): Selbstbestimmung und Anerkennung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt: Lebenswirklichkeiten, Forschungsergebnisse und Bildungsbausteine. Wiesbaden: Springer Fachmedien. S. 25-44.
- Klaus Elisabeth (2002): Perspektiven und Ergebnisse der Geschlechterforschung in der Medien- und Kommunikationswissenschaft. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis. Nr. 61 (25. Jahrgang). Köln: Verlag des Vereins Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis e.V.. S. 11-31.
- Klaus, Elisabeth (2005): Kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung. Zur Bedeutung der Frauen in den Massenmedien und im Journalismus. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Kleindienst-Cachay, Christa/Heckemeyer, Karolin (2006): Frauen in Männerdomänen des Sports. In: Hartmann-Tews, Ilse/Rulofs, Bettina (Hrsg.): Handbuch Sport und Geschlecht. Schorndorf: Hofmann Verlag. S. 112-124.
- Klinger, Cornelia (2003): Ungleichheit in den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Angelika Wetterer (Hrsg.): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik. Band 2. Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 14-48.

- Knapp, Gudrun-Axeli (1992): Macht und Gesellschaft. Neuere Entwicklungen in der feministischen Macht- und Herrschaftsdiskussion. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hrsg.): TraditionenBrüche. Entwicklungen Feministischer Theorie. Freiburg i. Br.: Kore Verlag.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2005): »Intersectionality« - ein neues Paradigma feministischer Theorie? Zur transatlantischen Reise von »Race, Class, Gender«. In: Feministische Studien. 1/2005. S. 68-81.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2008): Intersectionality – ein neues Paradigma der Geschlechterforschung? In: Casale, Rita/Rendtorff, Barbara (Hrsg.): Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung. Bielefeld: transcript. S. 33-54.
- Knopf, Kerstin/Schneikart, Monika (2007): Einleitung. In: Knopf, Kerstin/Schneikart, Monika (Hrsg.): Sex/ismus und Medien. Frauen, Gesellschaft, Kritik, 44. Herbolzheim: Centaurus-Verlag. S. 13-26. Abrufbar unter: <https://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/21288> (zuletzt eingesehen am 08.05.2019)
- Knoppers, Annelies/Elling, Agnes (2004). We do not engage in promotional journalism: Discursive strategies used by sport journalists to describe the selection process. In: International Review for the Sociology of Sport. Vol. 39. S. 57-73.
- Koivula, Nathalie (1999): Gender stereotyping in televised media sport coverage. In: Sex Roles. Vol. 41 (7-8). S. 589-604.
- Köbsell, Swantje (1987): Eingriffe. Zwangssterilisation geistig behinderter Frauen. München: AG SPAK.
- Köbsell, Swantje/Waldschmidt, Anne (1993): Kinder oder keine – wer entscheidet? (Behinderte) Frauen und humangenetische Beratung. In: Barwig, Gerlinde/Busch, Christiane (Hrsg.): Unbeschreiblich weiblich!? Frauen unterwegs zu einem selbstbewußten Leben mit Behinderung. München: AG SPAK. S. 65-72.
- Köbsell, Swantje (2012): Integration/Inklusion aus Sicht der Disability Studies: Aspekte aus der internationalen und der deutschen Diskussion. In: Rathgeb, Kerstin (Hrsg.): Disability Studies. Kritische Perspektiven für die Arbeit am Sozialen, Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 39-54.
- Köbsell, Swantje (2015): Ableismus. Neue Qualität oder >alter Wein< in neuen Schläuchen. In: Köbsell, Swantje/Prasad, Nivedita/Attia, Imma (Hrsg.): Dominanzkultur reloaded. Neue Texte zu gesellschaftlichen Machtverhältnissen und ihren Wechselwirkungen. Bielefeld: transcript. S. 22-34.
- Körner, Franziska (2014): Fußball als moderner Zufluchtsort traditioneller Männlichkeit. Eine Analyse des sozialen Feldes Fußball unter dem Aspekt der Männlichkeit. In: Frey, Michael/Kriszio, Marianne/Jähnert, Gabriele (Hrsg.): Männlichkeiten. Kontinuität und Umbruch. Berlin: Humboldt Universität zu Berlin. S. 134-147.
- Kreisky, Eva (2006): Fußball als männliche Weltsicht – Thesen aus Sicht der Geschlechterforschung. In: Kreisky, Eva/Spitaler, Georg (Hrsg.): Arena der Männlichkeit: Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht. Frankfurt: Campus Verlag. S. 21-40.
- Kreisky, Eva (2009): Arbeits-, Sport- und Geschlechterkörper. Einflüsse des Geschlechts auf moderne Sportkulturen. In: Marschik, Matthias/ Müllner, Rudolf/Penz, Otto (Hrsg.): Sport Studies. Stuttgart/Wien: UTB und Facultas. S. 72-84.
- Kreutzer, Florian (2015): Stigma Kopftuch. Zur rassistischen Produktion von Andersheit. Bielefeld: transcript.

- Krings, Franciska/Kluge, Annette (2008): Altersvorurteile. In: Petersen, Lars Eric/Six, Bernd (Hrsg.): Stereotype, Vorurteile und soziale Diskriminierung. Theorien, Befunde und Interventionen. Weinheim/Basel: Beltz Verlag. S.131-139.
- Lapchick, Richard E. (2013). The 2012 Associated Press sports editors racial and gender report card. Orlando: Institute for Diversity and Ethics in Sport (TIDES), University of Central Florida.
- Lapchick, Richard E. (2015): The 2014 associated press sports editors racial and gender report card. Orlando: Institute for Diversity and Ethics in Sport (TIDES). Abrufbar unter: <http://nebula.wsimg.com/038bb0ccc9436494ebee1430174c13a0?AccessKeyId=DAC3A56D8FB782449D2A&disposition=0&alloworigin=1> (zuletzt eingesehen am 13.07.2019)
- Lauella, Pamela/Hardin, Marie/Bien-Aime, Steve/Antunovic, Dunja (2017): Diversifying the sports department and covering women's sport: a survey of sport editors. In: Journalism & Mass Communication Quarterly. Vol. 94 (3). S. 772-792.
- Leiprecht, Rudolf/Lutz, Helma (2006): Intersektionalität im Klassenzimmer: Ethnizität, Klasse, Geschlecht. In: Leiprecht, Rudolf/Kerber, Anne (Hrsg.): Schule in der Einwanderungsgesellschaft. Ein Handbuch. 2. Auflage. Schwalbach: Wochenschau Verlag.
- Liberti, Rita/Smith, Maureen M. (2015): (Re)Presenting Wilma Rudolph. New York: Syracuse Univ. Press.
- Litchfield, Chelsea/Kavanagh, Emma/Osborne, Jaquelyn/Jones, Ian (2018): Social media and the politics of gender, race and identity: the case of Serena Williams. In: European Journal for Sport and Society. Vol. 15 (2). S. 154-170.
- Lenskyj, Helen J. (2012): Reflections on communication and sport: On heteronormativity and gender identities. In: Communication & Sport. Vol. 1 (1-2). S. 138-150.
- Löffelholz, Martin (2002): Journalismuskonzepte. Eine synoptische Bestandsaufnahme. In: Neverla, Irene/Grittmann, Elke/Pater, Monika (Hrsg.): Grundlagentexte zur Journalistik. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft. S. 35-51.
- Lorber, Judith (1999): Gender-Paradoxien. Opladen: Leske Budrich.
- Lorey, Isabell (2006a): Der weiße Körper als feministischer Fetisch. Konsequenzen aus der Ausblendung des deutschen Kolonialismus. In: Tißberger, Martina/Dietze, Gabriele/Hrzán, Daniela/Husmann-Kastein, Jana (Hrsg.): Weiß – Weißsein – Whiteness. Kritische Studien zu Gender und Rassismus. Critical Studies on Gender and Racism. Frankfurt am Main: Peter Lang. S. 61-84.
- Lorey, Isabell (2006b): Fetisch Körper und Weißsein. Eine Kritik am Primat der Kategorie Geschlecht. In: Weckwert, Anja/Wischermann, Ulla (Hrsg.): Das Jahrhundert des Feminismus. Streifzüge durch nationale und internationale Bewegungen und Theorien. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag. S. 209-226.
- Lünenborg, Margret (1997): Journalistinnen in Europa. Eine international vergleichende Analyse zum Gendering im sozialen System Journalismus. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Lutz, Helma (1993): Sind wir uns immer noch fremd? Konstruktionen von Fremdheit in der weißen Frauenbewegung. In: Hügel, Ika/Lange, Chris/Ayim, May/Bubeck, Ilona/Aktaş, Gülşen/Schultz, Dagmar (Hrsg.): Entfernte Verbindungen. Rassismus. Antisemitismus. Klassenunterdrückung. Berlin: Orlanda Frauenverlag. S. 138-156.

- Lutz, Helma/Vivar Herrera, Maria Teresa/Supik, Linda (2013): Fokus Intersektionalität – eine Einleitung. In: Lutz, Helma/Vivar Herrera, Maria Teresa/Supik, Linda (Hrsg.): Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 9-31.
- Lux, Ulrike (1993): Kein Ort – Nirgends. Frauen zwischen Behinderten- und Frauenbewegung. In: Barwig, Gerlinde/Busch, Christiane (Hrsg.): Unbeschreiblich weiblich!? Frauen unterwegs zu einem selbstbewußten Leben mit Behinderung. München: AG SPAK. S. 23-32.
- Maier, Tanja (2007): Gender und Fernsehen. Perspektiven einer kritischen Medienwissenschaft. Bielefeld: transcript.
- Marchart, Oliver (2003): Warum Cultural Studies vieles sind, aber nicht alles. Zum Kultur- und Medienbegriff der Cultural Studies. In: Medienheft Dossier 19. Abrufbar unter: https://www.medienheft.ch/dossier/bibliothek/d19_MarchartOliver.pdf (zuletzt eingesehen am 23.05.2019)
- Marchart, Oliver (2008): Cultural Studies. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Markefka, Manfred (1995): Vorurteile, Minderheiten, Diskriminierung. Neuwied: Hermann Luchterhand Verlag.
- Mayer, Anne-Kathrin/Rothermund, Klaus (2009): Altersdiskriminierung. In: Jonas, Kai/Beelmann, Andreas Beelmann (Hrsg.): Diskriminierung und Toleranz. Psychologische Grundlagen und Anwendungsperspektiven. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 215-240.
- McCall, Leslie (2005): The Complexity of Intersectionality. In: Signs, Vol. 30, No. 3. The University of Chicago Press. S. 1771-1800.
- McLeod, Jack/Kosicki, Gerald/Pan, Zhongdang (1991): On understanding and misunderstanding media effects. In: Curran, James/Gurevitch, Michael (Hrsg.): Mass media & society. London: Edward Arnold. S. 235-266.
- Mecheril, Paul/Scherchel, Karin (2011): Rassismus und „Rasse“. In: Melter, Claus/Mecheril, Paul (Hrsg.): Rassismuskritik. Band 1: Rassismustheorie und -forschung. Schwalbach: Wochenschau Verlag. S.39-58.
- Melendez, Mickey C. (2008). Black football players on a predominantly white college campus: Psychosocial and emotional realities of the black college athlete experience. In: Journal of Black Psychology. Vol 34 (4). S. 423–451.
- Mertens, Andy/Goldenberg, Jamie L./Greenberg, Jeff (2005): A Terror Management Perspective on Ageism. In: Journal of Social Issues, Vol. 61 (2).
- Meuser, Michael (2005): Frauenkörper – Männerkörper. Somatische Kulturen der Geschlechterdifferenz. In: Schroer, Markus (Hrsg.): Soziologie des Körpers. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 271-294.
- Meuser, Michael (2008): „Ernste Spiele. Zur Konstruktion von Männlichkeit im Wettbewerb der Männer“. In: Baur, Nina/Luedtke, Jens (Hrsg.): Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland. Opladen: Budrich. S. 33-44.
- Meyer, Katrin (2017): Theorien der Intersektionalität zur Einführung. Hamburg: Junius.
- Miles, Robert (2000): Bedeutungskonstitution und der Begriff des Rassismus. In: Räthzel, Nora (Hrsg.): Theorien über Rassismus. Hamburg: Argument Verlag. S. 17-33.

- Monetta, Bianca (2017): Sport Und Männlichkeit: Die Konstruktion von Männlichkeit im Fußball. München: Studylab.
- Mörth, Anita P. (2005): Dekonstruktion von Zweigeschlechtlichkeit. Möglichkeiten für eine nicht-binäre Thematisierung von Geschlecht in pädagogischen Praxisfeldern unter besonderer Berücksichtigung der universitären Lehre. Graz: Karl Franzens Universität – Institut für Erziehungswissenschaften.
- Mörth, Anita P. (2010): Einleitendes zu ‚geschlecht + didaktik. In: Mörth, Anita P./Hey, Barbara (Hrsg.): Geschlecht und Didaktik, Koordinationsstelle für Geschlechterstudien, Frauenforschung und Frauenförderung der Karl-Franzens-Univ. Graz: Grazer Universitätsverlag Leykam.
- Moser, Sibylle (2010): Feministische Medientheorien. In: Weber, Stefan (Hrsg.): Theorien der Medien. Von der Kulturkritik bis zum Konstruktivismus. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft. S. 207-230.
- Mummendey, Amélie/Kessler, Thomas Kessler/Otten, Sabine (2009): Sozialpädagogische Determinanten-Gruppenzugehörigkeit und soziale Kategorisierung. In: Jonas, Kai/Beelmann, Andreas Beelmann (Hrsg.): Diskriminierung und Toleranz. Psychologische Grundlagen und Anwendungsperspektiven. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 43-60.
- Mwaniki, Munene F. (2012): Reading the career of a Kenyan runner: The case of Tegla Loroupe. In: International Review for the Sociology of Sport. Vol. 47 (4). S. 446-460.
- Neuber, Nils (2006): Männliche Identitätsentwicklung im Sport. In: Hartmann-Tews, Ilse/Rulofs, Bettina (Hrsg.): Handbuch Sport und Geschlecht. Schorndorf: Hofmann Verlag. S. 125-138.
- Neue Züricher Zeitung (Artikel vom 31.07.2019): Darum geht es im Fall der intersexuellen Athletin Caster Semenya. Abrufbar unter: <https://www.nzz.ch/sport/tas-intersexuelle-caster-semenya-verliert-vor-gericht-ld.1460979> (zuletzt eingesehen am 21.08.2019)
- Oates, Thomas P. (2017): Racialized masculinity and sports media. In: Sobiech, Gabriele/Günther, Sandra (Hrsg.): Sport & Gender – (Inter-)nationale sportsoziologische Geschlechterforschung. Theoretische Ansätze, Praktiken und Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 75-88.
- Onofrio, Jan (2000): Tennessee Biographical Dictionary. Somerset Publishers.
- Opitz, Claudia (2001): Gender – eine unverzichtbare Kategorie der historischen Analyse. Zur Rezeption von Joan Scotts Studien in Deutschland, Österreich und der Schweiz. In: Honegger, Claudia/Arni, Caroline (Hrsg.): Gender – Tücken einer Kategorie, Zürich: Chronos. S. 95-115.
- Österreichischer Integrationsfonds (2012): Integration in der Medienwelt. Abrufbar unter: http://medienservicestelle.at/migration_bewegt/wp-content/uploads/2014/09/1409_Fact-Sheet_Integration_in_der_Medienwelt.pdf (zuletzt eingesehen am 02.08.2019)
- Palzkill, Birgit (1990): Zwischen Turnschuh und Stöckelschuh. Die Entwicklung lesbischer Identität im Sport. Bielefeld: AJZ Verlag.
- Palzkill, Birgit (1992): Lesbische Frauen im Sport. In: Kröner, Sabine/ Pfister, Gertrud (Hrsg.) (1992): Frauen-Räume. Körper und Identität im Sport. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft. S. 97-113.

- Palzkill, Birgit (1998): Ich bin keine Frau – ich bin immer nur ich! – Geschlecht-biologische Bestimmung oder soziale Konstruktion? In: Franke, Pia/Schanz, Barbara (Hrsg.) (1998): FrauenSportKultur. Beiträge zum 1. Frauen-Sport-und-Kulturfestival des adh. Butzbach-Griedel: Afra Verlag. S. 43-59.
- Paulus, Stefan (2012): Das Geschlechterregime. Eine intersektionale Dispositivanalyse von Work-Life-Balance-Maßnahmen. Bielefeld: transcript.
- Paulus, Stefan (2013): Hausarbeitsdebatte revisited: Zur Arbeitswerttheorie von Haus- und Reproduktionsarbeit. Hamburg: Technische Universität Hamburg Harburg. Abrufbar unter <http://dx.doi.org/10.15480/882.1106> (zuletzt eingesehen am 25.04.2019)
- Pedersen, Paul/Whisenant, Warren/Schneider, Ray (2003): Using a content analysis to examine the gendering of sports newspaper personnel and their coverage. In: Journal of Sport Management. Vol. 17. S. 376-393.
- Pew Research Center for Journalism and Media (2005): Box scores and bylines. Abrufbar unter: <http://www.journalism.org/2005/08/22/box-scores-and-bylines/> (zuletzt eingesehen am 12.08.2019)
- Pfister, Gertrud (1991): Zur Geschichte des Diskurses über den „weiblichen“ Körper“. 1880 – 1933. In: Palzkill, Birgit/Scheffel, Heidi/ Sobiech, Gabriele (Hrsg.) (1991): Bewegungs(t)räume. Frauen - Körper -Sport. München: Verlag Frauenoffensive. S. 15-30.
- Pfister, Gertrud (1999): Sport im Lebenszusammenhang von Frauen. Schriftenreihe des Bundesinstituts für Sportwissenschaft. Band 104. Schorndorf: Hofmann Verlag.
- Pfister, Gertrud (2004): Gender, Sport und Massenmedien. In: Kugelman, Claudia/Pfister, Gertraud/Zipprich, Christa (Hrsg.): Geschlechterforschung im Sport. Differenz und/oder Gleichheit. St. Augustin/Hamburg: Akademie Verlag. S. 59–88.
- Pfister, Gertrud (2006): „Auf den Leib geschrieben“ – Körper, Sport und Geschlecht aus historischer Perspektive. In: Hartmann-Tews, Ilse/Rulofs, Bettina (Hrsg.): Handbuch Sport und Geschlecht. Schorndorf: Hofmann Verlag. S. 26-39.
- Pfister, Gertrud (2011): Die Darstellung von Frauen im Mediensport – Kontinuitäten und Veränderungen. In: Schaaf, Daniela/Nieland, Jörg-Uwe (Hrsg.): Die Sexualisierung des Sports in den Medien. Köln: Herbert von Halem Verlag. S. 57-80.
- Piesche, Peggy (1999): Identität und Wahrnehmung in literarischen Texten Schwarzer deutscher Autorinnen der 90er Jahre. In: Gelbin, Cathy/Konuk, Kader/Piesche, Peggy (Hrsg.): AufBrüche. Kulturelle Produktionen von Migrantinnen, Schwarzen und jüdischen Frauen in Deutschland. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag. S.195-206.
- Pithan, Anabelle (2017): Dis/Ability, Geschlecht und inklusive Religionspädagogik. In: Knauth, Thorsten/Jochimsen, Maren (Hrsg.): Einschließungen und Ausgrenzungen. Zur Intersektionalität von Religion, Geschlecht und sozialem Status für religiöse Bildung. Münster: Waxmann Verlag. S. 181-204.
- Plessner, Helmuth (1962): Die Emanzipation der Macht. In: Dux, Günter/Marquard, Odo/ Ströker, Elisabeth (Hrsg.) (1981): Helmuth Plessner: Gesammelte Schriften V. Macht und menschliche Natur. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag. S. 259-282.
- Poliakov, Léon (1992): Rassismus. Über Fremdenfeindlichkeit und Rassenwahn. Hamburg: Luchterhand Verlag.

- Popitz, Heinrich (1992): Phänomene der Macht. 2. Auflage. Tübingen: Mohr.
- Prasad, Nivedita (2015): Entweder Schwarz oder weiblich? Zum Umgang mit Intersektionalität in UN-Fachausschüssen. In: Köbsell, Swantje/Prasad, Nivedita/Attia, Imma (Hrsg.): Dominanzkultur reloaded. Neue Texte zu gesellschaftlichen Machtverhältnissen und ihren Wechselwirkungen. Bielefeld: transcript. S. 129-142.
- Quehl, Thomas (2011): Rassismuskritik auf dem Weg in die Schule. In: Scharatow, Wiebke/Leiprecht, Rudolf (Hrsg.): Rassismuskritik. Band 2. Rassismuskritische Bildungsarbeit. 2. Auflage. Schwalbach: Wochenschau Verlag. S. 226-243.
- Radtke, Sabine (2011): Teil einer Mannschaft sein. Fußball für Menschen mit Behinderung. In: Küchenmeister, Daniel/Schneider, Thomas (Hrsg.): Emanzipation und Fußball. Berlin: Panama Verlag. S. 149-171.
- Riegraf, Birgit (2011) Die Arbeit an der Kategorie Geschlecht: Zwischen (erkenntnistheoretischer Weiterentwicklung und gestaltungsorientiertem Anspruch, In: Rendtorff, Barbara/Mahs, Claudia/Wecker, Verena (Hrsg.) (2011): Geschlechterforschung: Theorien, Thesen, Themen zur Einführung. Stuttgart: Kohlhammer Verlag. S. 172-184.
- Rendtorff, Barbara (2003): Kindheit, Jugend und Geschlecht. Einführung in die Psychologie der Geschlechter. Weinheim/Basel: Beltz Verlag.
- Rendtorff, Barbara (2011): Brave Mädchen – dumme Jungen? Erziehung und Geschlecht. In: Rendtorff, Barbara/Mahs, Claudia/Wecker, Verena (Hrsg.) (2011): Geschlechterforschung: Theorien, Thesen, Themen zur Einführung. Stuttgart: Kohlhammer Verlag. S. 158-171.
- Revenson, Tracey A. (1989): Compassionate stereotyping of elderly patients by physicians: Revising the social contact hypothesis. Psychology and Aging, Vol. 4. S. 230-234.
- Röben, Bärbel (2019): Migrantinnen in der Medienproduktion. In: Dorer, Johanna/Geiger, Brigitte/Hipfl, Brigitte/Ratkovic, Viktroija (Hrsg.): Handbuch Medien und Geschlecht. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Robinson, Gertrude J. (2004). Gender in the newsroom: Canadian experiences. In: De Bruin, Marjan/Ross, Karen (Hrsg.): Gender and newsroom cultures: Identities at work. Cresskill: Hampton Press. S. 181–196.
- Rommelspacher, Birgit (1994): Rassismus und Rechtsextremismus. Der Streit um die Ursachen. In: Tillner, Christiane (Hrsg.): Rechtsextremismus. Rassismus. Gewalt. Feministische Beiträge. Münster: agenda Verlag. S. 11-26.
- Rommelspacher, Birgit (1995): Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht. Berlin: Orlanda Frauenverlag.
- Rommelspacher, Birgit (2001) Anerkennung und Ausgrenzung. Deutschland als multikulturelle Gesellschaft. Frankfurt am Main/New York: Campus Verlag.
- Rommelspacher, Birgit (2011): Was ist eigentlich Rassismus? In: Melter, Claus/Merchil, Paul (Hrsg.): Rassismuskritik. Band 1: Rassismustheorie und -forschung Schwalbach: Wochenschau Verlag. S. 25-38.
- Ross, Karen (2004): Sex at work: Gender politics and newsroom culture. In: De Bruin, Marjan/Ross, Karen (Hrsg.): Gender and newsroom cultures: Identities at work. Cresskill: Hampton Press. S. 143-160.

- Röser, Jutta/Kroll, Claudia (1995): Was Frauen und Männer vor dem Bildschirm erleben. Rezeption von Sexismus und Gewalt im Fernsehen. Düsseldorf: Broschüre des Ministeriums für Gleichstellung von Mann und Frau des Landes Nordrhein-Westfalen. Band 32.
- Ross, Karen/Carter, Cynthia (2011): Women and news: A long and winding road. In: Media, Culture and Society. Vol. 33 (8). S. 1148-1165.
- Rowe, David (1999): Sport, culture and the media: The unruly trinity. Philadelphia: Open University Press.
- Rulofs, Bettina/Hartmann-Tews, Ilse (2006): Zur sozialen Konstruktion von Geschlecht in der medialen Vermittlung von Sport. In: Hartmann-Tews, Ilse/Rulofs, Bettina (Hrsg.): Handbuch Sport und Geschlecht. Schorndorf: Hofmann Verlag. S. 230-242
- Rüsen, Jörn (2017): Racism –A Killing Argument in Cultural Studies? In: Public History Weekly. 5/7. Abrufbar unter: <https://public-history-weekly.degruyter.com/5-2017-7/8437/> (zuletzt eingesehen am 05.06.2019)
- Schaaf, Daniela/Nieland, Jörg-Uwe (2011): Anmerkungen zur Sexualisierung des Sports in den Medien. In: Schaaf, Daniela/Nieland, Jörg-Uwe (Hrsg.): Die Sexualisierung des Sports in den Medien. Köln: Herbert von Halem Verlag. S. 9-33.
- Schallhorn, Christian/Hempel, Anne (2017): Media coverage of Thomas Hitzlsperger's coming-out in German newspapers. In: Journalism Studies. Vol. 18 (9). S. 1187-1205.
- Schauffler, B. (2002): Schöne Frauen – Starke Männer. Zur Konstruktion von Leib, Körper und Geschlecht. Opladen: Leske und Budrich.
- Schieck, Dagmar (Hrsg.) (2007): Allgemeines Gleichbehandlungsgesetz (AGG). Ein Kommentar aus europäischer Perspektive. München: Sellier Verlag.
- Schierl, Thomas (2016): Skandalisierung im Sport. Anmerkungen zur Ambivalenz eines Phänomens. In: 15. Hamburger Kongress für Sport/Hebbel-Seeger, Andreas/Horky, Thomas/Schulke, Hans-Jürgen (Hrsg.): Sport als Bühne: Mediatisierung von Sport und Sportgroßveranstaltungen. Aachen: Meyer & Meyer Verlag. S. 62-81.
- Schultz, Jamie (2005): Reading the catsuit. Serena Williams and the production of Blackness in the 2002 U.S. Open. In: Journal of Sport and Social Issues. Vol. 29 (3). S. 338-357.
- Schuster, Britt-Marie (2011): Doing Gender: Sprachliche Formen – kommunikative Funktionen – kulturelle Traditionen. In: Rendtorff, Barbara/Mahs, Claudia/Wecker, Verena (Hrsg.) (2011): Geschlechterforschung: Theorien, Thesen, Themen zur Einführung. Stuttgart: Kohlhammer Verlag. S. 76-91.
- Schwietring, Thomas (2018): Was ist Gesellschaft? Einführung in soziologische Grundbegriffe. 2. Auflage. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Scott, Joan W. (2001): Die Zukunft von gender. Phantasien zur Jahrtausendwende, In: Honegger, Claudia/Arni, Caroline (Hrsg.): Gender – Tücken einer Kategorie, Zürich: Chronos. S 39-63.
- Segert, Astrid (2008): Zur Bedeutung von Ungleichheitssemantiken für die Erwerbsintegration von MigrantInnen. Wien – Institut für Höhere Studien. Abrufbar unter: <https://www.ihs.ac.at/publications/soc/rs88.pdf> (zuletzt eingesehen am 04.06.2019)

- Sherry, Emma/Osborne, Angela/Nicholson, Matthew (2016): Images of sports women: A review. In: Sex Roles. Vol. 74 (7). S. 299-309.
- Shoemaker, Pamela (1991): Gatekeeping. Newbury Park: Sage.
- Sierck, Udo (2012): Selbstbestimmung statt Bevormundung. Anmerkungen zur Entstehung der Disability Studies. In: Rathgeb, Kerstin (Hrsg.): Disability Studies. Kritische Perspektiven für die Arbeit am Sozialen, Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 31-37.
- Sierck, Udo (2013): Budenzauber Inklusion. Neu-Ulm: AG-SPAK.
- Singer, Philipp (2018): Inklusion und Fremdheit: Abschied von einer pädagogischen Leitideologie. Bielefeld: transcript.
- Smykalla, Sandra/Vinz, Dagmar (2011): Einleitung – Geschlechterforschung und Gleichstellungspolitiken vor neuen theoretischen, methodologischen und politischen Herausforderungen. In: Smykalla, Sandra/Vinz, Dagmar (Hrsg.): Intersektionalität zwischen Gender und Diversity. Theorien, Methoden und Politiken der Chancengleichheit. Münster: Westfälisches Dampfboot. S. 9- 18.
- Spiegel Online (Artikel vom 07.06.2019): Start der Fußball-WM in Frankreich. Wir machen das groß. Abrufbar unter: <https://www.spiegel.de/sport/fussball/fussball-wm-der-frauen-das-machen-wir-gross-a-1271373.html> (zuletzt eingesehen am 22.08.2019)
- Spiegel Online (Artikel vom 15.08.2019): Sportschau steigt in Berichterstattung über Bundesliga der Frauen ein. Abrufbar unter: <https://www.spiegel.de/sport/fussball/fussball-sportschau-zeigt-bundesliga-der-frauen-a-1281988.html> (zuletzt eingesehen am 22.08. 2019)
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1994): Can the subaltern speak? In: Ashcroft, Bill/Griffiths, Gareth/Tiffin, Helen (Hrsg.): The Post-Colonial Studies Reader. London/New York: Routledge. S. 24-28.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1996): The Spivak Reader – Selected Works of Gayatri Chakravorty Spivak. London/New York: Routledge.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1999a): A Critique of Postcolonial Reason. Toward a History of the Vanishing Present. Cambridge: Harvard University Press.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1999b): Imperative zur Neuerfindung des Planeten. Wien: Passagen Verlag.
- Staub-Bernasconi, Silvia (2015): Das Werk von Birgit Rommelspacher. In: Köbsell, Swantje/Prasad, Nivedita/Attia, Imma (Hrsg.): Dominanzkultur reloaded. Neue Texte zu gesellschaftlichen Machtverhältnissen und ihren Wechselwirkungen. Bielefeld: transcript. S. 13-18.
- Steindl, Nina/Lauerer, Corinna/Hanitzsch, Thomas (2017): Journalismus in Deutschland. Aktuelle Befunde zu Kontinuität und Wandel im deutschen Journalismus. In: Publizistik 62(4). S. 401-423.
- Stern, Caroline (2010): Intersexualität. Geschichte, Medizin und psychosoziale Aspekte. Marburg: Tectum Verlag.
- Stockner, Hubert (2010): Österreichische Behindertenpolitik im Lichte der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen. Innsbruck: Universität Innsbruck – Institut für Politikwissenschaft. Abrufbar unter: <http://bidok.uibk.ac.at/library/stockner-behindertenpolitik-dipl.html#id3186742> (zuletzt eingesehen am 22.04.2019)

- Sülzle, Almut (2011): Fußball, Frauen, Männlichkeiten: Eine Ethnographische Studie im Fanblock. Frankfurt Am Main: Campus-Verlag.
- Swim, Janet K./Aikin, Kathryn J./Hall, Wayne S./Hunter, Barbara A./Kruglanski, Arie W. (1995): Sexism and Racism: Old-Fashioned and Modern Prejudices. In: Journal of Personality and Social Psychology. Vol. 68 (2). S. 199-214.
- Swim, Janet/Mallett, Robyn/Stangor, Charles (2004): Understanding Subtle Sexism: Detection and Use of Sexist Language. In: Sex Roles, Vol. 51 (3-4). S. 117-128.
- Tannahill, Reay (1982): Kulturgeschichte der Erotik. Wien: Paul Zsolnay Verlag.
- Terkessidis, Mark (2008): Globale Kultur in Deutschland: Der lange Abschied von der Fremdheit. In: Hepp, Andreas/Winter, Rainer (Hrsg.): Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 311-325.
- Thomas, Carol (2002): Disability Theory: Key Ideas, Issues and Thinkers. In: Barnes, Colin/Oliver, Mike/Barton, Len (Hrsg.): Disability Studies Today. Cambridge: Polity Press. S. 38-57.
- Tougas, Francine/Brown, Rupert/Beaton, Ann M./St-Pierre, Line (1999): Neosexism among Women: The Role of Personally Experienced Social Mobility Attempts. In: Personality and Social Psychology Bulletin. Vol. 25 (12). S. 1487-1497.
- Trolan, Eoin (2013): The impact of the media on gender inequality within sport. In: Procedia. Social and Behavioral Sciences. Vol. 91. S. 215-227.
- Tucker Center Research for Girls & Women in Sport (2013): Media coverage and female athletes: A Tucker Center documentary. Abrufbar unter: <http://www.cehd.umn.edu/tucker-center/multimedia/mediacoverage.html> (zuletzt eingesehen am 12.07.2019)
- Tuider, Elisebeth/Müller, Mario/Timmermanns, Stefan/Bruns-Bachmann/ Koppermann, Carola (2012): Sexualpädagogik der Vielfalt. Praxismethoden zu Identitäten, Beziehungen, Körper und Prävention für Schule und Jugendarbeit. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Uremović, Olga/Oerter, Gundula (1994): Einleitung – Frauen zwischen Grenzen. In: Uremović, Olga/Oerter, Gundula (Hrsg.): Frauen zwischen Grenzen. Rassismus und Nationalismus in der feministischen Diskussion. Frankfurt am Main/New York: Campus Verlag. S. 9-17.
- Van Sterkenburg, Jacco/Knoppers, Annelies/De Leeuw, Sonja (2010): Race, ethnicity, and content analyses of the sports media: a critical reflection. In: Media, Culture & Society. Vol. 32 (5). S. 819-839.
- Van Zoonen, Liesbet (1994): Feminist media studies. London: Sage.
- Van Zoonen, Liesbet (1998): One of the girls? Changing gender of journalism. In: Carter, Cynthia/Branston, Gill/Stuart, Allan (Hrsg.): News, Gender and Power. London/New York: Routledge. S. 22-46.
- Van Zoonen, Liesbet (2008): A professional, unreliable, heroic marionette (M/F). Structure, agency and subjectivity in contemporary journalisms. In: Tumber, Howard (Hrsg.): Journalism: 3. London: Routledge. S. 70-87.
- Venzo, Paul/Hess, Kristy (2013): "Honk against homophobia": Rethinking relationships between media and sexual minorities. In: Journal of Homosexuality. Vol. 60 (11). S. 1539-1556.

- Villa, Paula-Irene (2009): Feministische und Geschlechtertheorien. In: Kneer, Georg/Schroer, Markus (Hg.): Handbuch Soziologische Theorien. Wiesbaden, S. 11-132.
- Villa, Paula-Irene (2011): Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Voß, Heinz-Jürgen (2012): Intersexualität – Intersex. Eine Intervention. Münster: UNRAST-Verlag.
- Waldschmidt, Anne (2003): Die Flexibilisierung der „Behinderung“. Anmerkungen aus normalismustheoretischer Sicht, unter besonderer Berücksichtigung der „International Classification of Functioning, Disability and Health“. In: Ethik in der Medizin, Nr. 3. S. 191-202.
- Walgenbach, Katharina (2007): Gender als interdependente Kategorie. In: Walgenbach, Katharina/Dietze, Gabriele/Hornscheidt, Antje/Palm, Kerstin (Hrsg.): Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. Opladen: Verlag Barbara Budrich. S. 23-64.
- Walgenbach, Katharina (2012a): Intersektionalität als Analyseperspektive heterogener Stadträume. In: Scambor, Elli/Zimmer, Fränk (Hrsg.): Die intersektionelle Stadt. Geschlechterforschung und Medienkunst an den Achsen der Ungleichheit. Bielefeld: transcript. S. 81-92.
- Walgenbach, Katharina (2012b): Intersektionalität - eine Einführung. Abrufbar unter: <http://portal-intersektionalitaet.de/uploads/media/Walgenbach-Einfuehrung.pdf> (zuletzt eingesehen am 28.05.2019)
- Walgenbach, Katharina (2013): Postscriptum: Intersektionalität – Offenheit, interne Kontroversen und Komplexität als Ressourcen eines gemeinsamen Orientierungsrahmens. In: Lutz, Helma/Vivar Herrera, Maria Teresa/Supik, Linda (Hrsg.): Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 265-277.
- Walther-Ahrens, Tanja (2011): Seitenwechsel. Coming-out im Fußball. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.
- Ware, Susan (2011): Game, Set, Match: Billie Jean King and the Revolution in Women's Sports. Chapel Hill: University of North Carolina.
- Warner, Michael (1991): Introduction. Fear of a Queer Planet. In: Social Text, Vol. 9. S. 3-17.
- Weber, Max (1922): Die drei reinen Typen der legitimen Herrschaft. Eine soziologische Studie. In: Kaesler, Dirk (Hrsg.) (2002): Max Weber. Schriften 1894 – 1922. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag. S. 717-733.
- Weber, Max (1980): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der Verstehenden Soziologie. 5. Auflage. Tübingen: Mohr.
- Weiß, Anja/Koppetsch, Cornelia/Scharenberg, Albert/Schmidtke, Oliver (2001): Horizontale Disparitäten oder kulturelle Klassifikationen? Zur Integration von Ethnizität und Geschlecht in die Analyse sozialer Ungleichheiten. In: Weiß, Anja/Koppetsch, Cornelia/Scharenberg, Albert/Schmidtke, Oliver (Hrsg.): Klasse und Klassifikation. Die symbolische Dimension sozialer Ungleichheit. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag. S. 7-26.
- Weiß, Ottmar (1999): Einführung in die Sportsoziologie. Wien: WUV-Universitätsverlag/UTB.

- West, Candace/Zimmerman, Don H. (1987): Doing Gender. In: Gender and Society, Vol. 1 (2), Los Angeles: Sage. S. 125-151.
- West, Candace/Zimmerman, Don H. (1991): Doing Gender. In: Lorber, Judith/Farell, Susan A. (Hrsg.): The Social Construction of Gender. Newbury Park: Sage Publication Inc. S. 13-37.
- Wiederkehr, Stefan (2009): "We shall never know the exact number of men who have competed in the Olympics posing as women": Sport, gender verification and the cold war. In: International Journal of the History of Sport. Vol. 26 (4). S. 556-572.
- Wiederkehr, Stefan (2012): Jenseits der Geschlechtergrenzen. Intersexuelle und transsexuelle Menschen im Spitzensport. In: Feministische Studien, 1/2012. S. 31-43.
- Wollrad, Eske (2005): Weißsein im Widerspruch. Feministische Perspektiven auf Rassismus, Kultur und Religion. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag.
- Women's Sports Foundation (2012): A Title IX primer. Abrufbar unter: <https://www.womenssportsfoundation.org/research/articles-and-reports/all/> (zuletzt eingesehen am 12.08.2019)
- Worlds of Journalism Study (2016): Data and Key Tables - Aggregated tables for key variables (2012-2016). Abrufbar unter: <https://worldsofjournalism.org/research/2012-2016-study/data-and-key-tables> (zuletzt eingesehen am 31.07.2019)

Abstract (DEU)

Sport hat einen großen Stellenwert in unserer Gesellschaft und findet viel Aufmerksamkeit in den Medien. Doch seine Bedeutung für Kultur, gesellschaftliche Normen, Selbstidentifikation und Repräsentation ist meist erst auf den zweiten Blick wahrnehmbar. Auf Grund dieser verkannten Relevanz und seinem subtilen Einfluss auf die Gesellschaft, trägt der Komplex aus Sport und Sportberichterstattung seinen Anteil an Benachteiligungen, Diskriminierungserfahrungen und Ausgrenzungsmechanismen. Durch die Hauptfunktion des Sports, dem Herstellen und Demonstrieren von Leistungsunterschieden, sowie der Entwicklung einer Rangordnung, liegt es nahe, dass diese Funktion der Differenzbetonung auch auf anderen sozialen Kategorien angewandt wird. Traditionelle Ordnungsmuster werden so durch den Sport zu normativen Regeln für die Bestimmung von ‘Wir‘ und ‘den Anderen‘, also zur Definition von Inklusion und Exklusion. Diese Ausschlusskriterien erfolgen auf mehreren Dimensionen. Beispielsweise auf Grund des Geschlechts, anhand einer anderen Hautfarbe, zu hohem oder zu jungem Alter, auf Grund einer Behinderung, wegen anderer religiöser Ansichten, oder auf Grund von Homosexualität, verschiedenen Einkommensverhältnissen und vielen anderen Faktoren mehr. Diese Diskriminierungsgründe können aber auch zugleich und in verschiedenen Graden bei einer einzelnen Person wirken. Jene mehrdimensionale Diskriminierung entspricht der Intersektionalität, einer Überschneidung von mehreren Diskriminierungskategorien, die eine neue individuelle Diskriminierungserfahrung schafft. Mit dieser Arbeit soll durch Literaturanalyse ein Überblick über den Status Quo der bisherigen Intersektionalitätsforschung in Bezug auf Sport und Sportberichterstattung aufgestellt werden. Mit dieser Arbeit wird Intersektionalität, welches sich aus der Frauen- und Geschlechterforschung entwickelte, als Werkzeug genutzt, um Diskriminierungen im vielschichtigen Phänomen Sport zu eruieren und aufzuzeigen.

Abstract (ENG)

Sport plays a significant role in our society and in the media as well. But the importance of the impact of sport on culture, social values, self identification and representation is not an obvious observation. Based on this subtle influence on society, the complex system of sport and sports reporting is contributing to discriminations, disadvantages and exclusion mechanisms, as well. Due to its main character of creating and displaying differences of achievements as well as establishing rankings and hierarchies, sports are predestined to support emphases in other social categories, too. Therefore, traditional patterns of societal order are backed up by sports strategies to become a normative concept and canon of ‚We‘ and ‚the Others‘. Hence, a definition of inclusion and exclusion. These criteria of marginalization apply on different dimensions and social categories. Thus, possible discriminations can be based on gender, skin colour, ethnicity, class, age, disabilities, religion, ideologies, sexual orientation and many others. Several of these reasons for discrimination can take effect and intersect at the same time and in different intensity on an individual person. If so, those multi-level discriminations combined form a new kind of individual discrimination experience and refers to the term of intersectionality. With the help of this thesis I would like to compile an overview of the status quo of the research on intersectionality in sports media through reviewing and analyzing the existing literature and scientific studies. Coming from gender and women’s studies, intersectionality can be used as a handy tool to investigate and showcase multilayered discriminations and their sources in the complex phenomena of sport.